

Anhalt's

Sagen, Märchen und Legenden.

Gesammelt und herausgegeben

von

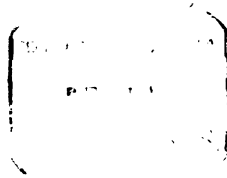
Friedrich Stahmann und Ludwig Bülich.

Sage und Geschichte sind verschwistert
Und gar oft zu einem Kranz verwebt,
Dessen Blüthen, von der Nacht umbüffert,
Wieder doch durch Licht und Klang belebt,
Dessen Blüthen, wollte man sie sichten,
Würd' auf immer uns're Hand vernichten.

Bernburg.

Verlag der F. W. Gröning'schen Buchhandlung.

1844.



**Bayerische
Staatsbibliothek
München**

An die Sage.

Du sollst Dich jetzt erschließen, Du Wunderland der Sagen,
Mit Deinen ewig grünen und lichten Maicintagen,
Mit Deinen duft'gen Blüthen und herrlichen Gesängen,
Mit Deinen wunderholden und zauberischen Klängen.

Zeig' uns die Schönen alle, die lieblichen Gestalten,
Die hoher Reize Fülle, die Anmuth hehr entfalten,
Wo Lilien und Rosen das Antlitz lustig schmücken,
Wo Amoretten kosen und Grazien Kränze pflücken.

Zeig' uns die tapfern Helden, die manche Schlacht geschlagen,
Und durch der Feinde Reihen den blassen Tod getragen,
Die für die Golde glühten, ihr Leben setzten ein,
Die ungeliebt nicht wollten des Daseins Slaven sein.

Du Wunderland der Sagen, Du sollst Dich jetzt erschließen
Mit Deinen starken Besten und tiefen Burgverliesen,
Mit Deinen Schreckgestalten und deinen bleichen Schatten,
Die Nachts ihr Wesen treiben auf grünen Blumenmatten.

Zeig' uns die Grüste alle, wo ruh'n gebroch'ne Herzen,
Wo ausgetobt nun haben des Lebens wilde Schmerzen;
Laß and're Hügel sich öffnen zur mitternächt'gen Stunde,
Daß böse Geister machen die langgewohnte Runde.

Zeig' uns, wo unter Blüthen in Paradieseshainen
 Die Unschuld und die Tugend in lichtigem Glanz erscheinen,
 Wo keine Zähre fließet und jede Klage erstirbt,
 Wo Liebe nur um Liebe in ew'ger Jugend wirbt.

So ernst zu oft nur schreitet das Leben, ach, einher,
 Das arme Herz, es kennet die Freude fast nicht mehr,
 D'rum laß herniedersteigen auch lustige Gestalten,
 Der Scherz, der Witz, sie mögen froh und erheitern walten!

So sollst Du Dich erschließen, Du Wunderland der Sagen,
 Des duft'ge Blüthenkränze zu uns herüberra-gen;
 So sollen Deine Zauber und Deine Klänge hold
 Auch eine Welt erfreuen, die sonst erfreut nur — Gold!

Ludwig Büllich.



Das Anhaltische Wappen.

Und wollt Ihr, Leute, wissen:
Warum der Bären Haus
Fünf starke Balken zieren? —
Die Chronik weist es aus!

Einst wohnt' im Wald am Harze
Ein starker, muth'ger Held,
Der zog mit seinen Treuen
Zur Jagd durch Holz und Feld;

Erlegte Bären, Wölfe,
Die seine Flur verheert,
Drum hat man mit dem Namen
„Bär-Ringer“ ihn beehrt.

Und in den rauhen Klüften
Behagt' es ihm gar sehr,
Er baut' auf einem Berge
Ein Haus aus Balken schwer.

Drum Balkenstätte nannte
Es seine tapfre Schaar,
Die ihm in Schimpf und Glimpfe
Treu und ergeben war.

Als d'rauf in spätern Zeiten
Die Macht des Hauses stieg,
Gebar's der Helden viele,
Errang's so manchen Sieg.

Auch bei den alten Sassen
Stand es in vollem Glanz,
D'rum schlingt sich um die Balken
Der Naute grüner Kranz.

Und wer das Wappen siehet,
Bemerkt noch d'rin den Nar,
Er lehrt, daß Albrecht Ursus
Einst Herr der Brennen war.

So zieren unser Wappen
Kranz, Balken, Nar und Bär
Und zeugen von des Hauses
Ruhm, Tapferkeit und Ehr'!

Friedrich Stahmann.

Der wilde Martin.

In der Nischewiger Haide
Steht ein Tannenbaum,
Der erträgt die schwere Bürde
Seiner Jahre kaum.

Und ein Zweig der dürren Tanne,
Der ist immer grün,
Und ein Kränzlein an dem Zweige
Das will nie verblüh'n.

An den Fuß der dürren Tanne
Sich ein Hügel schmiegt;
Sag' uns, Lied, was in dem Hügel
Wohl verborgen liegt?

War einmal ein blondes Mägdlein
Und ein Bürschlein braun,

Und die Beiden mochten gern sich
Tief in's Auge schau'n.

Saß das Mägdlein bis zum Abend
Still in ihrem Haus,
Und dann flog sie flink und fröhlich
In die Heid' hinaus.

„Singet — rief sie — eure Lieder,
Ihr Waldbögelein!
Singet, singet eure Liebe
In die Welt hinein!

„In der Bäume stillem Schatten
Singt und liebt sich's gut,
In des Waldes Räumen wohnet
Fried' und frohes Blut!

„Oft kam ich hieher geschlichen,
Weinte bitterlich,
Als der Martin aus dem Winkel
Strenge warb um mich.

„Hab' es endlich lech gesagt
Ihm in's Angesicht:
Geh' nur, geh'! so wilden Burschen
Mag ich freien nicht!

„Und er ging und kam nicht wieder;
Doch ein Andern kam,
Und der Konrad von der Schenke
Ist mein Bräutigam!“ —

Mägdlein, Mägdlein, läßt Dein Liebster
Dich im Wald allein,
Wo die wilden Eber hausen
Und die Gulen schrein?

Horch, es raschelt im Gebüsch; —
„Konrad, komm geschwind!
Kann die ganze Welt doch wissen,
Daß wir Weid' es sind!“

Horch, es raschelt im Gebüsch; —
Ist es Konrad's Gang?
„Konrad, böser Konrad, mache
Nicht Dein Liebchen bang!“

Und ein Ruf dringt durch das Dickicht; —
Ist es Konrad's Stimm'? —
Ist des Martin's aus dem Winkel
Fürchterlicher Grimm!

Und der Martin aus dem Winkel
Schlägt das Mägdelein todt,
Färbt mit ihrem Herzensblute
Seine Fäuste roth.

„Hast Du — ruft er — mich verstoßen
In die wilde Welt,
Hab' ich nun auf Mord und Todtschlag
Meinen Sinn gestellt!

„Will um Deinetwillen werden
Ein berühmter Mann,
Und mit Dir, Du Allerschönste,
Fang' ich's Handwerk an!“ —

Und sein Wort hat er gehalten,
Und wohl weiß das Land,
Wie er mordend, wie er brennend
Ist umhergerannt.

Aber wo der Wild' erschlagen
Hat das Mägdelein traut,
Ist von frischem Reiss ein Hügel
Hoch empor gebau't.

Und ein Kränzlein hängt darüber,
Das will nie verblüh'n,
Und es segnen noch den Hügel
Die vorüberzieh'n.

Das Buch von der Belagerung;
 oder:
die drei betrunkenen Schuhknechte
 unter den Nieberbäumen von Bernburg.

Erstes Kapitel.

Im Jahre des Heils 1426 regierte Fürst Bernhard von Anhalt und Askanien, seines Namens der Sechste, und das Volk der Anhaltiner war glücklich unter ihm. Es war aber zwischen ihm und der alten Stadt Magdeburg Haber und Streit entstanden.

2. Die Ursache davon war, daß ein fremder Fuhrmann mit Heringen und Werkan den Anhaltischen Zoll verfahren hatte, und Fürst Bernhard ihm die genannten Güter nehmen ließ.

3. Die von Magdeburg aber, und ihr Bürgermeister, der ehrenveste Herr Arnd Jordan, nahmen sich des Fuhrmanns an, boten das Doppelte des Zolles; Fürst Bernhard aber antwortete ihnen und sprach: „Dieweil der Fuhrmann des Zolles, den er zu geben schuldig, mich hat berauben wollen, soll er seiner Waaren verlustig sein.“ Und er that also, und behielt die Waaren, so er weggenommen hatte.

4. Da ergrimten die Magdeburger in ihrem Zorn, und schrien: Racha, Racha über Fürst Bernhard. Und riefen zusammen die Kriegsknechte mit Schwertern und Spießen zu Wagen und zu Rosß und zogen aus, um den Fürsten zu verderben.

5. Sie zogen auch noch die Stadt Braunschweig, die Edeln von Beltheim, und die von Hoberg, wie auch die Stadt Halle in ihren Bund.

6. Und wollten allesammt den Fürsten Bernhard in seinem Schlosse fahen; verglichen sich bereits im Voraus ob der Beute an Silber und Gold und Edelsteinen, Purpur und köstlicher Leinwand, so aufgehäuft läge auf der hohen Beste der Berengaren.

7. Die Fehdebrieve sandten sie dahero spät Abends vor dem Tage, da sie mit Heeresmacht in der Frühe des Morgens überfallen wollten das Volk der Askanier und ihren Fürsten in Schloß

und Häusern. Sie hatten auch bestochene Aufpaffer gestellt zwischen Ascharia *) und Hoym, um die Boten aufzuhalten, daß sie fast zugleich mit den Gewappneten nach Bernburg gelangen sollten.

8. Und die Nacht hatte ihr schwarzes Flügelpaar über der Erde ausgebreitet, denn Städte und Dörfer lagen in Grauen gehüllt, und die Lampen waren erloschen in Hütten und Pallästen. Einer der Boten aber merkte die Lücke und Schalkheit der Feinde, und wählte nicht die bezeichnete Straße, sondern eilte über's Feld, und kam mitten in der Nacht vor der festen Burg der Berengaren an.

9. Da stieß der Thurmwächter auf der Zinne des Schlosses in's Horn, und die Wächter am Thore ließen die Zugbrücke nieder, die da führet über den Graben, wo die Bären hauseten **).

10. Die Trabanten des Fürsten aber führten den Boten in die Vorhalle, und sageten an, daß er reden wolle mit ihrem Herrn und Gebieter. Fürst Bernhard saß noch einsam in seinem Gemache, gehüllt in seinen Mantel, und neben ihm Richard aus dem Winkel und Hermann Grudding. Und sie pflogen Raths um das Wohl des Landes in so hartbedrängter Zeit.

11. Und die Trabanten redeten zum Fürsten und sprachen: „Siehe, hoher Herr, es steht ein Bote in der Halle mit einem Fehdebrief von Denen zu Magdeburg und Beltheim, und die da wohnen zu Braunschweig und Halle.“ Fürst Bernhard erschrak sehr, denn er hatte sich dessen nicht versehen, obwohl er vor der Arglist seiner Feinde höflich gewarnt worden, so hielt er solches dennoch für Verläumdung, und meinete mit seinen Nachbarn in gutem Vernehmen zu stehen.

12. Der Fehdebrief, welchen der Bote überreichte, lautete also: „Wir Rath und Bürgerschaft der Stadt Magdeburg, so wie auch Derer von Beltheim und Hoberg, ingleichen der Stadt Halle und Braunschweig wollen Feinde sein dem Fürsten von Anhalt, Bernhard dem Sechsten, ob ausgeübter Gewalt, Willkühr und Unfriede, und wollen hiermit unsere Ehre verwah-

*) Ascharia, der alte Name der Stadt Aschersleben.

***) Der Sage nach wurden im Schloßgraben von Bernburg ein Paar zahme Bäre gehalten; noch heute heißt dieser Graben: der Bärgraben.

ret haben. Zur Urkunde dieses Absagebriefes haben wir solchen mit unsern Namensunterschriften und Siegeln versehen.

„So geschehen zu Magdeburg im Jahre 1426 nach 10. 10. Christi am 3. Junius.“

13. Und als er noch redete mit dem Ueberbringer des Absagebriefes, erscholl abermals das Horn des Wächters von der Warte, und meldete die Ankunft eines Ritters, dessen Roß mit Schweiß bedeckt war.

14. Und er ward dem Fürsten gemeldet, der ihn eintreten ließ in das Innerste seines Gemaches.

15. Der Ritter aber öffnete das Visir und ließ den Fürsten sein Angesicht sehen, und Bernhard erkannte in ihm einen Abgesandten seiner Freunde zu Magdeburg.

16. Und der Ritter redete zu ihm also und sprach: „Eure Freunde, hoher Herr, senden mich zu Euch, der ich bei Nacht und Nebel zu Fuß aus Magdeburg geflohen, und auf dem nächsten Dorfe ein Roß bestiegen habe, das so eben vom gewaltigen Fagen vor den Pforten Eures Schlosses zusammenstürzte. Sehet, die Magdeburger haben die Thore geschlossen, Fußknechte, Hellesbardiere und Reiter stehen gerüstet, und die Kriegeswagen mit Rossen bespannt. Sie werden kommen in hellen Haufen, Euch zu überfallen in der Burg Eurer Väter, und zu schlagen die Euren mit der Schärfe des Schwertes.“

17. „Sendet Eure Herolde aus, daß sie in die Posaune stoßen, auf daß das Volk sich sammle unter Eure Fahnen.“

18. Und Fürst Bernhard sandte Eilboten an seinen Vetter, den Fürsten Gürgen zu Cothena, und ließ ihm also sagen: „Biete auf Deine Ritter und Kriegsknechte und Bürger Deiner Stadt, und ziehe hin nach Ruwenburg *), wo die Bode und Saale zusammenfließt, denn siehe, es nahen die von Magdeburg, Braunschweig und Halle, mich zu verderben. Alles aber, was Du sonst noch an Reissigen und Wagen aufbringen kannst, laß sich lagern bei Krüchern.“

19. Er sandte aber auch an Graf Bollrathen und Gebharden zu Mansfeld und Herrn Progen zu Quersfurt, dessen Tochter zur Gemahlin er hatte, und hieß sie sich sammeln mit Roß, Wagen und Fußknechten bei den Wolfschalten.

*) Cothena, Cöthen; Ruwenburg, Rieburg.

Zweites Kapitel.

Die von Magdeburg aber waren bis Neugatterleben in der Nacht gekommen, welches gelegen ist eine Stunde von Bernburg, und wollten in der folgenden Nacht die Neustadt zu Bernburg überfallen, welche noch nicht ganz mit Mauern und Gräben versehen war.

2. Und es lagen in der folgenden Nacht die Kriegsknechte Derer von Magdeburg bereits versteckt in dem Büschchen, das da heißt das Krumbholz, und in den Gebüschchen zwischen Waldau und der Stadtmauer, um unvermuthet hereinzubrechen.

3. Fürst Bernhard wählte in seinem Sinn, sie wollten Nienburg angreifen, und hatte seine Reifigen dahingesandt, und blieb mit nur wenigen Kriegsknechten in der Burg seiner Väter, nicht ahnend, daß das Verderben schon so nahe sei.

4. Um ihn waren aber nur zween von Adel, als Richard aus dem Winkel und Hermann Grubding, nebst etlichen Trabanten und den Bürgern der Stadt.

5. Nun waren drei Verräther zu den Magdeburgern übergelaufen, und verriethen, wo die Stadt am besten zu überfallen sei.

6. Zwei aber mußten zuerst mittelst der Leitern auf die Mauern steigen.

7. Als sie nun oben waren, sahen sie in der Dunkelheit es sich rühren und regen unter den Fliederbäumen längst der Mauer in der Stadt, als sei ein still-verborgenes Leben und Walten in jedem Steine der Mauer, in jedem Aste der Bäume. Und die Nacht und ihre Phantasie malten Alles mit dick aufgetragener Farbe und mit gedoppelten Pinselstrichen.

8. Da entsetzten sie sich sehr, sprangen von den Leitern, schrien und sprachen: „Flichtet, Ihr Männer von Magdeburg, rettet Euch, denn hinter den Mauern dieser Stadt liegen die gewappneten Männer mit Spießen, Stangen und Schwertern wie der Sand am Meere, und warten auf uns; und es funkeln die Helme und Kürasse durch die Gesträuche wie Nordlichtschein durch das Dunkel der Nacht, und sie führen gewaltige Waffen, denen nicht zu widerstreben ist.“

9. Und einer der Edeln, der da hieß Hans von Hoberg, stieg hinauf auf die Mauer, und sahe, wie das Volk Bernhard's unter den Gesträuchen versteckt lauerte; und sungen an die Mauern mit Picken, Hacken und Spaten zu untergraben;

fuhren auch auf Sturmböcke, Widder, Ballisten und Katapulten nebst anderen Schleudermaschinen, wie es Kriegsgebrauch nach damaliger Zeit.

10. Die da aber unter den Fliedersträuchen sich regten, waren drei betrunkene Schuhknechte, welche in den Herbergen sich be-
rauscht, und aus Furcht vor den Weiskern unter den Hollunders-
bäumen übernachtet und daselbst sich umgewälzt hatten.

11. Als nun Fürst Bernhard das Bollwerken an den Mauern
vernommen, gürtete er sich mit dem Schwerte, schnallte seine Rüs-
stung an, setzte den Helm auf sein Haupt, und stieg zu Ross.

12. D'rauf ritt er allein mit seinem Schildträger und zween
Knappen, die da waren ein Edler von Moldewik, Herr
Richard aus dem Winkel, und Herr Hermann Grud-
ding, von der Burg der Berengaren herunter nach der Stadt,
und rief auf dem Markte der Altstadt seinen Bürgern zu und
sprach: „Ihr lieben Bürger von Bernburg, folgt mir mit
Euern Gewaffen, und handelt als fromme Leute, denn sehet, die
Feinde stürmen die Neustadt, und wollen uns überfallen!“ —

13. Und noch rief er laut, als seien an die 20,000 Gewapp-
nete in seinem Gefolge, da er doch nur drei Ritter um sich und
alle Kriegsknechte nach Rieburg geschickt hatte:

14. „Ihr lieben Ritter und Knechte, seid getrost, Euer Einer
warte auf den Andern, es wird diesen Tag Alles gut gehen,
denn sehet, der Herr hat die Feinde in unsere Hände gegeben!“ —

15. Als das die Feinde hörten, entsaßen sie sich sehr, ließen
ab vom Stürmen, und der von Hoberg sagte: „Ich höre
Fürst Bernhard's Stimme; er ist mit den Seinen kommen,
und ist für uns nunmehr nichts auszurichten, denn sehet, es ist
schon längst Anstalt getroffen.“ —

16. Als nun noch die Bürger von den Thürmen und Mauern
auf die Feinde schossen, ihre Leitern umstürzten, und mit Steinen
auf sie warfen: da flohen die von Magdeburg in eiliger
Flucht; und die Bürger fielen heraus in die Gräben, und aus
den Pforten, und erbeuteten Schwerter und Spieße, Armbrüste
und Schilde, Sturmhauben und Helme, Wurfgeschosse und Krie-
geswagen, und zogen frohlockend zurück in die Stadt; und wa-
ren nur zween Bürger umgekommen, der Feinde aber sehr viele.

17. Die von Halle hatten unterwegs ein Stück Geschütz
bei Ettau versenkt, und verweilten so lange dabei, es wieder
herauszuziehen, bis es heller Tag ward.

18. Als sie nun vor der festen Burg Bernhard's angekommen waren, um sie zu überfallen, indeß die von Magdeburg die Neustadt stürmen sollten, wurden sie auf's Haupt geschlagen, flohen und ließen viel Beute zurück.

19. Ihr Anführer aber, Gürge Strohbart genannt, rächte sich unrühmlicher Weise an dem Habe und Gute der Frau Mutter des Fürsten zu Gröbzig und an ihren Unterthanen, und fiel mit Rauben, Morden und Plündern in Dörfer und Flecken, und die Fürstin mußte zur Lösung eine große Summe erlegen, worauf der Hauptmann Strohbart wieder nach Halle abzog.

20. Die bei Krüchern und Rienburg lagernden Reissigen aber gelangten nun zu Fürst Bernhard, und Alle freueten sich sehr.

21. Als nun Fürst Wilhelm von Braunschweig vor Bernburg anlangte, zog Bernhard mit Kurt Schenken von Krosigk ihm entgegen, und erzählte ihm den ganzen Hergang der Sache, lud ihn auch auf sein Schloß zu Bernburg, und wurden beide an diesem Tage Freunde miteinander.

22. Wilhelm von Braunschweig zog mit Reissigen und Knechten benebst Kurt Schenken von Krosigk gen Magdeburg, um die streitige Sache zu schlichten, maassen die Ursache zu weiterm Blutvergießen zu geringe wäre.

23. Und ihnen zog entgegen schon eine große Schaar Derer von Magdeburg, an ihrer Spitze der Bürgermeister Hans Lindow.

24. Drauf kehrten sie wieder um und Wilhelm von Braunschweig in Magdeburg bei dem Bürgermeister Arndt ein, und schlichtete die Sache, gab Fürst Bernhard Nachricht, zur Versöhnung Denen von Magdeburg auf halbem Wege entgegenzukommen.

25. Und kamen zusammen zu Neuengatterleben und versöhneten sich, so daß wieder Friede und Freundschaft unter ihnen herrschte.

26. So ward denn die gute Stadt Bernburg durch drei betrunkene Schußknechte von der Wuth der Feinde befreiet.

Friedrich Stahmann.

Der schwarze Hund in der Schäfergasse zu Nienburg *).

Als jüngst ich auf der Bürgerwacht
Mit meinem Spieß die Runde
Gemacht bei sternenheller Nacht,
Dag in der Geisterstunde
Ich in die Schäfergasse ein:
Ob's wohl da möge richtig sein?

Doch als ich kam an Rudolph's Haus **),
Gehst mir ein Hund zur Seiten;
Ich schaut' ihn an, doch ohne Graus,
Gleich wußt' ich's mir zu deuten,
Daß dies der Spuk, von dem man hört.
Und nicht von banger Furcht bethört,

Ging still ich meines Weges fort,
Der Hund mit mir desgleichen;
Ich dachte mir manch kräftig Wort:
Du sollst mir schon entweichen!
Und auf des Schäferplatzes Höh' ***)
Ich mir den Hund erst recht besch'.

Er hatte lang schwarz glänzend Haar,
War groß, man konnt' d'rauf reiten,
Ein feuersprühend Augenpaar;

-
- *) Die Schäfergasse befindet sich zwischen dem Gasthose zum weißen Schwan und dem Rudolph'schen Hause, außerhalb der Stadtmauer. Wo heutiges Tages das Wohngebäude des Schäfers steht, soll früher die Fürgensburg, Georgenburg, gestanden haben; noch heißt die Vorstadt dahinter der Fürgensberg.
- **) Früher schon eines der ältesten Häuser in Nienburg; vor, einigen Jahren aber von Grund aus neu erbauet. Seit grauen Zeiten soll hier ein Haus gestanden haben.
- ***) Der Schäferplatz liegt innerhalb der Stadtmauer, und gelangte man von ihm in die Schäfergasse durch eine Pforte, Schäferpforte genannt; jetzt ist die Schlust nicht mehr verschließbar.

Aus seines Rachens Weiten
 Ging blutroth lang die Zung' heraus,
 Dem Wangen schier zum Schreck und Graus.

Ich schlug ein Kreuz mit meinem Spieß
 Zu den Beschwörungsworten;
 Er fletschend mir die Zähne wies.
 Furcht war mir nicht geworden;
 Ich stieß nach ihm mit kräft'ger Hand,
 Im Nu vor mir der Hund verschwand.

Und vor mir stand in alter Tracht,
 Wie sie vor grauen Zeiten
 Der Ritter trug, ein Geist der Nacht,
 Und sprach also bescheiden:
 Nimm meinen Dank, Du wacker Mann,
 Durch Dich Erlösung ich gewann.

Ich war der Herr der Jürgensburg,
 Wild, ungeschlacht im Leben,
 Hatt' meine Lebenszeit hindurch
 Dem Laster mich ergeben;
 Mein Leibhund hatt' ein bess'res Loos,
 Als meiner Knecht' und Diener Troß.

Einst warf ein Knappe mit dem Stein
 Nach meinem schwarzen Hunde,
 Verlezt' ihm dergestalt das Bein,
 Daß Blut floß aus der Wunde.
 Ich schlug ihn todt in Zornes Wuth,
 Der Knappe lag in seinem Blut.

Da nahm der Herr mich von der Welt;
 Ich stand vor seinem Throne,
 Von Racheengeln rings umstellt,
 Und bebte vor dem Lohne,
 Den ich durch manche Schauerthat
 Verdient auf meinem Lasterpfad.

Und das Gericht im Donnerton
 Sprach: „Weich aus diesem Haine!
 Dein harret böser Thaten Lohn!
 Zur Nacht bei Sternenscheine

Sollst Du, ein schwarzer Kettenhund,
Umwanken Deiner Besten Hund.

„So lange, bis ein Sterblicher
Furchtlos und ohne Beben,
Sich Dir gestellt zur Gegenwehr,
Sollst nach Erlösung streben!“ —
Heut' sind achthundert Jahr' entflohn
Seit Gottes Strafgerichte schon.

Die Jürgensburg in Trümmer sank,
Nichts ist mehr von zu sehen;
Wo sonst des Burgherrn Hüsthorn klang,
Die Bürgerhäuser stehen.
Der Erzbischöfe List und Trug
Das Burgvolk in die Fesseln schlug.

Von grundaus ward das Schloß zerstört,
Weil's Klosterzucht begehrte;
Ein festes Schloß sei unerhört,
Wo Mönch und Pfaff' verkehrte.
Und um dem Streite zu entgehn,
Ist's also mit der Burg geschöhn.

Ich bin erlöst vom schweren Bann,
Theilhaftig bessern Zonen. —
Er sprach's, verschwunden war der Mann;
Aus höhern Regionen
Erscholl der Engel Jubelsang
Und sel'ger Geister Harfenklang.

(Vom Naturdichter Chr. Hoffmann.)

Schon im Jahre 974 befand sich zu Nienburg ein altes verfallenes Kastell, und wurde einige Jahre später das Mönchskloster vom Harze hieher verlegt. Wer Besitzer der alten Burg gewesen, ist unbekannt; wahrscheinlich war es ein Vasall der alten Grafen von Anhalt.

Der Heiligenstein bei Baasdorf, unweit Cöthen.

Um das Schmerzenslager stehen, weinend, händeringend,
Sie, die Gattin und die Kinder, denn ein Band, umschlingend
Sie so traulich, sie so zärtlich, hat der Tod zerrissen
Und gewebt ein and'res wieder, ach, aus Kümmernissen!

Ihn, den Gatten und den Vater, der so gut, so bieder,
Becken nicht mehr munt'rer Sängers lebensvolle Lieder,
Ach, des Frommen und des Weisen Herz hat ausgeschlagen,
Und im Hüttchen, sonst so traulich, walten Schmerz und Klagen.

Armuth, bitt're Armuth drückt Wittwe jetzt und Waisen,
Und das Herz des reichen Nachbarn ist von Stahl und Eisen,
Denn ein Darlehn, daß man senke den Verblüht'nen in das Grab,
Schlägt der Reiche, schlägt der Stolze ihnen gar verächtlich ab.

Auf das Knie am Schmerzenslager sinken sie nun nieder,
Singen gläubig und vertrauend, singen fromme Lieder,
Flehen dann mit Herz und Munde zu dem Vater droben,
Daß er mög' an ihnen seine Huld und Gnad' erproben.

Und d'rauf, anzuschauen hold und wunderbar,
Schwebt ein Engel nieder mit dem Flügelpaar,
Ueber sie er breitet segnend seine Hände,
Spricht: „Des Vaters Liebe, sie ist ohne Ende!“

Schließt die blasse Leiche, schließt sie in die Arme:
Weg mit bangen Klagen, mit dem finstern Harme!
Und zur Gruft mir folget, sie ist schon bereitet,
Und im nahen Kirchlein schon die Glocke läutet!“

Da ist ihm gesplget unter Glockentönen
Mit den biedern Töchtern und den guten Söhnen
Demuthvoll die Wittwe, singend fromme Lieder,
Die gar hehr gehalten in dem Herzen wider.

Und die Gruft mit einem Steine wieder hat verschlossen
Er, der Engel, der dann plötzlich ist in Duft zerflossen,

Und die Wittwe und die Waisen haben dargebracht
Preis und Dank des ew'gen Vaters ew'ger Lieb' und Macht.

Wo der Heil'ge und Gerechte in der Erde Schooße,
Wo er ruhet von dem trüben, bitterm Erdenloose,
Liegt der Stein noch, der geworden hier das Denkmal sein,
Liegt der Stein noch, den man nennet d'rum den Heil'genstein.

Ludwig Büllig.

Der Roland zu Berbst.

Vor vielen hundert Jahren lebt' einst ein kühner Held,
Des Ruhm auf Sturmesflügeln erbrauste durch die Welt;
Vom großen Karl, dem Kaiser, war er ein Paladin,
Die Mauren zu bekämpfen zog er nach Spanien hin.

Die waren eingefallen in's schöne Spanierland
Und mordeten und sengten mit beutelust'ger Hand;
Die Christuskreuze sanken, der Halbmond hob sich sehr
Und unter'm Druck erseufzten die Unterjochten schwer.

Da rief der edle Alphons den großen Karl herbei,
Daß dem bedrängten Lande er Schutz und Hülfe sei;
Als Karl nun hört, geschmähet sei die Religion,
Gilt schleunig er, zu retten des Königs Reich und Thron.

Und viele tapf're Thaten vollführet Roland's Arm,
Sein hoher Helmbusch wehet im dicksten Feindeschwarm,
Er röthet seine Klinge mit Saracenenblut,
Zum kühnsten Wagen treibet ihn an sein Heldenmuth.

Doch, ach, wie bald erlöschet des Glückes helles Licht,
Denn Hinterlist und Lücke, sie ruh'n auf Erden nicht!
Die Spanier vereinten sich mit den Mauren gar
Und trieben aus dem Lande des Kaisers tapf're Schaar.

Der edle Roland führet des Heeres Nachhut an,
Da drängte übermächtig der Feinde Schwarm heran,
Es sank nach heißem Kampfe so mancher Franke hin,
Im Roncevaler Thale, ach, auch der Paladin!

D'rauf ließ der große Kaiser errichten ihm von Stein
Hoch eine Ehrensäule, der Nachwelt sie zu weih'n;
In acht und zwanzig Städten der deutschen Gau'n sie steht,
Ihr Haupt der Geist entschwind'ner Jahrhunderte umweht! —

Am Rathhaus auf dem Markte, da ragt des Roland's Bild,
Der einst die Saracenen mit Schrecken hat erfüllt,
Sein rostig Schwert erblicket nicht mehr im Sonnenlicht,
Doch eine schwere Rüstung den Riesenscib umflieht.

An seinem linken Arme des Reiches Adler schwebt,
Ein Hund dem rechten Fuße sich zu entwinden strebt;
Der Hund, der soll bedeuten, daß er durch manche Schlacht
In seines Kaisers Herrschaft viel Völker hat gebracht.

Dr. Carl Emil Giesecke.

Der heilige Born bei Göritz.

Dort jener Brunnen:
„Der heilige Born“
Wird er benamset
Von Alt und Jung.
Bei großer Dürre
Mit Kreuz und Fahne
Zu ihm gewallet
Die Ahnen sind.
Erklungen ist
Dort andachtsvoll
Gesang, Gebet
Dem guten Gott,
Dem Herrn Zebaoth.
Da hat gerauscht
Im Brunnen es

Und hoch und höher
Gestiegen ist
Mit Macht die Fluth.
Geendet hat
Der gute Gott
Mit Vaterhuld
Der Kinder Noth.
Ein Regen mild
Hat Feld und Au'
Und Herz erquickt
Gar wunderbar.
D'rum heißt noch heut'
Der Brunnen dort,
Wo dies geschah:
Der heilige Born.

Eubwig Büllig.

Fürst Georg, der Starke, und der Bär.

Auf einem schmalen Stege an der Mulde
That Fürst Georg sich eines Tags ergeh'n,
Ein Fürst, voll Kraft, wie spätere Geschlechter
August, der Sachsen Churfürst, nur geseh'n.

Als so allein den engen Pfad er waltet,
Kommt ihm entgegen, schreckliches Geschick!
Ein grimme'ger Bär, und Tod und Leben liegen
Geheimnißvoll verhüllt vor seinem Blick.

Doch unser Fürst, der Furcht stets bar und lebzig,
Wo jedem Andern ward das Blut zu Eis,
Er denkt: „Mit dir will ich schon fertig werden,
Du zott'ges Thier, du arger Raseweis!“

Und mit den Worten: „Du mußt mir jetzt weichen,
Du, oder ich jetzt Dir!“ da fällt der Bär
Schon unter dieses Tapfern kräft'gen Streichen
Und hat geängstigt keine Seele mehr.

Ernstig Büttch.

Der Mägdesprung.

Port, wo in fernem blauen Aetherweiten
Des Harzes hohe Niesenhäupter steh'n,
Hört man noch oft im Geist der alten Zeiten
Beim Bergbewohner diese Sage geh'n:

Einst lag, entfliegen erst dem kühlen Bade,
Ein Niesenmädchen in beglückter Ruh'
Hoch auf der Selke felsigem Gestade
Und sah' dem leichten Spiel der Wellen zu.

Da schwebt ein Säuseln lieblich holder Töne
Auf Zephyrflügeln zu der Jungfrau Ohr,

Mit Allgewalt ergreift es uns're Schöne
Und rasch hebt sie den Strahlenblick empor.

Und Kuno ist's, ja, Kuno's süßes Flöten
Minnt um des Mädchens längst versproch'nen Kuß;
Zwar färbt die Wang' ein flüchtiges Erröthen,
Doch lächelnd winkt der reizende Genuß.

Die Lilienbrust durchwallt ein heißes Wogen;
Wie Ebb' und Fluth das wilde Meer erfasst,
So schwillt und sinkt in schöngewölbtem Bogen
Der Busen auf und ab in schneller Hast.

Die Lippen glüh'n von sehnenndem Verlangen,
Die Liebe kämpft mit stürmischer Gewalt;
Die Jungfrau muß den liebenden umfassen,
Umfassen Kuno's herrliche Gestalt.

Doch, ach, sie trennen fürchterliche Schlünde!
Gebannt sie hier, gebannt ist Kuno dort!
Und in der Tiefe wälzt durch Felsgewinde
Sich über Klipp' und Klipp' die Selke fort.

Was aber kann die Liebe nicht vollbringen!
Und würf' das Weltmeer sich in ihre Bahn,
Sie überflög's auf leichten Flügelschwingen,
Denn wahre Liebe ist kein eitler Wahn!

Die Riesen spottet jener weiten Klüfte,
Die da gewähnt zu zügeln ihr Begeh'r,
Ja, sie verhöhnt die stuthenschwangern Grüste,
Die heiße Lieb' im Busen gilt ihr mehr!

Nur einen Blick mit ängstlicher Geberde,
Ob auch der Liebste d'rüben noch verweilt,
Dann ihre Füß' entschwingen sich der Erde
Und Kuno ist, der Liebende, ereilt.

Vom Sprunge muß die Masse sich erweichen
Und tief drückt sich der Fuß dem Felsen ein;
So muß denn seine Spur ein ewig Zeichen
Vom kühnen Sprung des Riesenmädchens sein.

Karl Böbert.



Die Weiberherrschaft zu Zerbst.

In Zerbst stand es vor Zeiten
 Gar schlimm um jeden Mann,
 Er mußte, wohl oder übel,
 Der Frau sein unterthan.

Das mußte er geloben
 Dem Consul und dem Rath,
 Ward sonst nicht aufgenommen
 Zum Bürger in der Stadt.

Wie zu so großer Ehre
 Das Weib gekommen ist,
 Hat leider nicht vermeldet
 Uns Beckmann, der Chronist.

Doch hat man fallen lassen
 Dieses Gesetz sehr bald,
 Da viele Schönen wählten
 Zerbst sich zum Aufenthalt.

Denn dort war ja ihr Eden,
 Ihr irdisch Paradies,
 Der Gatte mußte schon tanzen,
 Wenn's Weib die Flöte blies.

Will jetzt der Mann dort leben
 In Frieden, wie ein Christ,
 Den niedlichen Pantoffel
 Er nur im Stillen küßt!

Eudwig Bärtlch.

Der Eulenspiegelthurm auf dem Schlosse zu Bernburg.

Freund Eulenspiegel
 Lugt von dem Thurm
 Nach Fluß und Hügel,
 Ob irgendwo ein Feind
 Mit Heeresmacht erscheint.

Er sieht nicht Knecht, noch Rosse
 Und frei ist Höh' und Thal,
 Drum schau't er hinab zum Schlosse,
 Da hielt der Graf sein Mahl.
 „Um — spricht der lose Wächter —
 Da möcht' ich Gast mit sein!
 Die schmausen bei Braten und Wein!
 Ich leb' hier oben viel schlechter

Und muß mit leerem Magen
Für Aller Wohl mich plagen!“

So dachte Till mit Schmerzen;
Da regte sich im Ru
Der alte Schalk im Herzen.
Er langt das Horn herzu
Und stößt mit Macht hinein,
Als gält' es mein und dein,
Als bräche der Feind hervor
Und läge schon am Thor.

Und hui! im Fürstensaale
Wird Alles reg' und munter,
Die Ritter eilen vom Mahle
Flugs in den Hof hinunter.
Sie stürzen zu den Rossen,
Der lange Helmbusch weht,
Die Schaar der Knechte steht
Bereit mit den Geschossen.
Sie jagen auf ihren Wegen
In Hast dem Feind' entgegen.

Kaum sizen die Ritter im Bügel
Und eilen fort im Sturm,
Da kommt Till Eulenspiegel
Herab von seinem Thurm.
„Nun tummelt Eure Rosse,
Die schon so lange ruh'n!
Soll Till sich hier im Schlosse
Nicht auch 'mal gütlich thun?“ —
Er sitzt auf des Grafen Stuhle
Und lebt wie der König von Thule.

Doch war's noch keine Stunde,
Da kehrt die Mitterschaar;
Kein Feind ist in der Kunde
Und nirgends hat's Gefahr.
Als da der Graf im Saale
Den Eulenspiegel schau't,
Der beim verlass'nen Mahle
Noch immer trinkt und kau't,

Da merkt er, wie des Möllners Dikt
Hier mit im Spiel gewesen ist.
Doch ob er auch weiblich hat gelacht
Und nicht erlaubt die Rache,
Wird doch ein neuer Wart gemacht,
Der pflichtgetreuer wache.
Till ging in's Magdeburger Land
Und foppte ferner die Leute,
Doch ward der Thurm nach ihm benannt
Und heißt nach ihm noch heute.

Dr. Wilhelm Albert.

Der heilige Iobütte.

Als man vor grauen Jahren
Bei'm Welfsholz schlug die Schlacht,
Da hat der heil'ge Iobütte
Den Sachsen den Sieg gebracht.

So hat es sich von Enkeln
Zu Enkeln fortgeerbt,
Die um die Stätte wohnen,
Einst roth von Blut gefärbt.

Bei Hettstädt, Sandersleben
Aus längst entschwund'ner Zeit
Der Landmann noch erzählt
Vom heil'gen Iobütte heut'.

Am Welfsholz hat gewüthet
Der eiserne Schwertertanz,
Der um die Schläfe gewunden
Dem Tod den Erntekranz.

Da fiel der stolze Mansfeld,
Des Kaisers Feldhauptmann,
Der immer träumte von Siegen,
Der immer die Schlacht gewann.

Des Wahlspruch: „Mir, geboren,
Geboren nicht vom Weib,
Den man der Todten entrissen,
Gefchnitten aus Mutterleib:

„Mir nimmt kein Schwert das Leben,
Von Sterblichen gezückt,
Wo ich bin, wird des Sieges,
Des Ruhmes Kranz gepflückt!“

Die Thüringer und Sachsen,
Sie theilten Sieg und Ruhm,
Sie hatten sich erkämpft
Der Freiheit Heiligthum.

D'rum auf der Wahlstatt pflanzte
Man eine Säule auf
Und stellte einen Krieger
Im Harnisch mit Streitart darauf.

Und viele Jahre wallte
Zu dieser Säule man
Und stimmte Lobgesänge
Und Jubellieder an.

In spät'rer Zeit da wurde
Vom heil'gen Todt'ne erzählt,
Wozu man den härtigen Krieger
Im Harnisch mit Streitart erwählt.

Ludwig Büllig.

Die drei Steinkreuze in der Stadtmauer zu Berbst.

Bur mittenächt'gen Stunde,
Wenn Alles still und todt,
Dann steigen aus der Tiefe
Drei Leiber, blutigroth.

Sie schleichen längs der Mauer,
Umhüllt von trübem Schein,
Du hörst zusammenschlagen
Vermoderndes Gebein.

Es dringt ein dumpf Gerassel
Durch die gespenst'ge Luft,
Doch schnell verschwindet Alles
In grauen Nebelduft.

Und fernes Grabgeläute
Schlägt an des Lauschers Ohr;
Den faßt ein banger Schauer
Wer hieher sich verlor.

Vernehm die düst're Kunde,
Hört, was sich hier begab,
Seit viele, viele Jahre
Gegangen sind in's Grab.

Es lebten einst drei Brüder
In uns'rer guten Stadt,
Nicht treuere im Lande
Man je gefunden hat.

Denn war von Treu' die Rede
Und von der Eintracht Band,
So wurden diese Brüder
Als Muster stets genannt.

Deß freute sich der Vater,
Dem schon die Locke bleich:
„Seht, diese Säulen tragen —
Sprach er — mein Himmel-
reich!“

Doch auch ein lieblich Mägdlein
Voll Anmuth blühte hier,
Und Ros' und Lilie prangten
Gold auf den Wangen ihr.

Gleich war der Brüder Neigung,
Gleich waren Herz und Sinn,
D'rum wandten all' in Liebe
Sich zu der Holden hin.

Doch ihre Eintracht störte
Der Leidenschaft Gewalt,
Sie tauchte auf in Satans
Gar schrecklicher Gestalt.

Und ahnungsvoll der Vater
Zu seinen Söhnen spricht:
„Was ist es denn, ihr Kinder,
Das Eure Brust umflieht?“

Statt Antwort blickten finster
Zur Erd' die Brüder nur,
Von ihnen war gewichen
Der Eintracht kleinste Spur.

Einst saßen sie beisammen
Schweigend in stummer Pein,
Der älteste da sagte:
„Es muß entschieden sein!

„Um uns're Liebe kämpfen
Laßt uns im heißen Streit,
Es müssen zwei erbleichen,
Dem Sieger sei die Maid!“

Da eilten sie zur Mauer,
Zu jenem stillen Ort,
Und zogen ihre Schwerter,
Gerüstet zu dem Mord.

Aus mancher tiefen Wunde
Floß schon der Brüder Blut,
Doch kämpften sie noch wacker,
Da Liebe stahl den Muth.

Beh! endlich sanken zwei,
Der dritte, todeswund,
In's Vaterhaus zu bringen,
Gilt er, die Schreckenskund'.

Raum hat des Hauses Schwelle
Sein matter Fuß berührt,
Als ihn in's Reich des Friedens
Der Todesengel führt.

Da stürzt der greise Vater
Zur Mauer schreckensbleich,
Wirft auf der Söhne Leichen
Sich hin und stirbt sogleich.

Und als die grauf'ge Kunde
D'rauf durch die Stadt erscholl,
Welkt hin die holde Blüthe,
Das Mädchen, gramesvoll.

Doch an der Mauer Stelle,
Wo Brüderblut, ach, floß,
Da fügte man drei Kreuze
Von Stein in ihren Schooß. —

Zur mitternächt'gen Stunde,
Wenn Alles still und todt,
Dann steigen aus der Tiefe
Drei Leiber, blutigroth.

Und wilden Kampf beginnen
Die Drei auch alsogleich,
Es rasseln die Gebeine
Von manchem schweren Streich.

Dann schwebt ein bleicher Schat-
ten
Aus trüber Luft herab
Und eint die Streiter wieder,
Die sinken dann in's Grab.

Kommst, Wand'rer, Du geschrit-
ten
An diesen Ort hieher,
So bröhnt von Deinen Tritten
Der Boden dumpf und schwer.

Dr. Carl Emil Gieseler.

Die wandernde Jungfrau des Burgthals.

Da, wo sich die Bode in die Saale ergießt, liegt, von grünen Wiesen, lachenden Fluren, schattigen Gebüsch, Weinbergen und von freundlichen Dörfern umgeben, das alte anhaltische Landstädtchen Nienburg, sonst Mönchen-Nienburg und zwar deshalb genannt, weil hier bis zur Reformation ein berühmtes, reichbegütertes Mönchskloster existirte. Von diesem Kloster haben sich manche Sagen im Munde des Volkes erhalten. So erzählte mir ein gemüthlicher, im reifern Mannesalter stehender Mann, als ich Nienburg den Rücken gekehrt hatte und hinausgetreten war in die herrliche Freie, um die lachenden Umgebungen die Musterung passiren zu lassen:

„Dort liegt das Vorwerk Grimshleben, sonst Burgwart Budizko genannt. Die feisten Mönche der Abtei zu Nienburg waren sehr verliebter Natur und es kam ihnen deshalb recht gelegen, daß in dem nahen Grimshleben ein Nonnenkloster sich befand. Frei und öffentlich mit den schmucken Klosterjungfrauen zu verkehren, das konnte, um kein Aergerniß zu geben, nicht

geschehen, aber Pfaffentrug und Weiberlist geht über Alles, wie Ihr wißt! Man wußte Rath zu schaffen, ob es gleich eine ungeheure Arbeit war, die begonnen und vollendet werden mußte. Es wurde nämlich von der Abtei aus unter Bode und Saale hinweg ein nach dem Nonnenkloster führender Tunnel erbauet, von dem heut' zu Tage sich noch Rudera vorfinden. In den Kellern des herzoglichen Schlosses zu Nienburg, dem ehemaligen Sitze der Abtei, bemerkt man noch Spuren des Eingangs zu diesem Tunnel, nicht weniger will man auch dergleichen in dem Milchkeller der Domaine Grimshleben entdeckt haben. Mein Großvater seliger, dem Gott die ewige Ruhe verleihen möge, hat mir oft, als ich noch ein Kind war, erzählt, daß nach den Ausfagen alter Leute man zu Nienburg Ragen in diesen unterirdischen Gang gejagt hat, die in Grimshleben glücklich wieder an das Tageslicht gelangt sein sollen.

„Wenn nun auch die Existenz eines Nonnenklosters zu Grimshleben historisch geleugnet wird, so mag dieser unterirdische Gang doch wohl zu galanten Abentheuern benützt worden sein, da den reichen und mächtigen Mönchen zu jener Zeit Alles erlaubt schien und möglich war. Und daß sie reich, sehr reich gewesen sein müssen, unterliegt wohl keinem Zweifel, sie mögen manchen Schatz vor der Aufhebung des Klosters auf die Seite geschafft haben. So geht eine Sage, die sich von Enkeln zu Enkeln fortgeerbt hat, daß in einem der Pfeiler unserer Schloßkirche eine goldene Gans mit goldenen Eiern verborgen sein soll.

„Dieses Bögelein auszukundschaften und heimzuführen — fuhr mein Begleiter lächelnd fort — wäre eine herrliche Aufgabe für einen Dichter, denn gesteht es nur, Ihr Herren von Apollo's und der Musen Gnaden, Euer Leben ist ein immerwährender Krieg mit den Gläubigern und dem Schicksale! Sänger und Tänzer das sind jetzt die Glücklichen, die im Golbe waten, wie einst Midas glorreichen Andenkens! Sagt doch Balet Euren Versen, bei welchen Ihr endlich doch noch verhungern müßt, während jämmerliche Reimschmiede eher noch von Glück sagen können, und gehet hin und suchet und suchet, und — was gilt's? — wenn Ihr auch die Gans quaest. nicht findet, so gibt es doch noch goldene Gänse und Gänschen, wenn sie auch keine dito Eier legen, genug!“

So erzählte und scherzte mein Begleiter, und gern lauschte ich seinen freundlichen Worten und träumte mich dabei hinüber in

das Wunderland der Märchen und Sagen, sah' sie an mir vorüberziehen die lustigen und herrlichen Frauengestalten, aus Frühling und Blumenduft gewoben; sah' sie vorüberschweben die reizenden Töchter der Feen, mit der Röthe der jungen Rose auf den zarten Wangen, mit dem himmlischen Feuer in den schmach tenden Vergißmeinnichtaugen, mit dem Bogen und Fluthen des vollen schneeigen Busens. — Bald sollte dieser süße Traum mir verwirklicht werden! — Doch ich darf dem Gange der Begebenheiten nicht vorgreifen und muß daher zu meinem Begleiter zurückkehren.

Mit dem freundlichen Alten gern verkehrend, bat ich ihn, mir noch ein wenig Gesellschaft zu leisten und mit mir eine kleine, mit Kirschbäumen bepflanzte Anhöhe, der Köberling genannt, zu bestiegen. Dieser Hügel, an dem sich, wie ein silbernes Band, die Saale dahinschlängelt und von dem man einer herrlichen, Frühlingsluft athmenden Aussicht genießt, liegt an dem nach Calbe führenden Wege.

„Hier stand vor Alters — erzählte mein Begleiter — ein Dorf, und während um uns Lust und Leben, Liebe und Frühling in himmlischen Melodien erklingen und das Herz höher und freier schlagen lassen, walten unter uns die nie rastenden Hände der Vernichtung, stehen wir auf den vermoderten Gebeinen unserer, sogar aus den Annalen der Geschichte verschwundenen Vorfahren!

„Doch die Natur, unbekümmert um das Loos der schwachen Sterblichen, setzt ihren gewohnten Lauf fort; sie bietet ihre Blätter und Blumen den glücklichen Liebenden, pflanzt sie aber auch auf die Gräber gebrochener Herzen! Ein ewiges Keimen und Blühen und Fluthen und — Welken und Sterben! Das Todesröcheln des Einen ist das Auferstehungslied des Andern! Aus dem Herbst nur kann der Frühling, aus dem Tode nur die Unsterblichkeit erstehen! Daher singt Bürde sehr wahr und schön:

„Sei's! Zerstörung brütet neues Leben,
Zeit ergänzt, was Zeit dahingerafft!
Sieh', den Kranz, den immergrünen, weben
Eppuranten um den Säulenschaft!“

„Vor ungefähr dreißig Jahren, als diese alte Dorfstätte in Acker verwandelt wurde, stieß man bei Umarbeitung des Bodens auf altes Mauerwerk, Keller und verschüttete Brunnen; man fand auch mancherlei Geräth und sogar Löpfe mit silbernen Münzen, die jedoch, nach meiner frühern Aeußerung über Euch, Ihr

Herren, wohl nicht zu dem Nachlasse von Dichtern gehören mögen! — Wahrscheinlich ist es, daß hier das Dorf Jesar gestanden hat, und zwar deshalb, weil diese Feldfluren Vorder-, Mittel- und Hinter-Jesar genannt werden.“ —

Ueber den Gräbern der vor Jahrhunderten untergegangenen Geschlechter prangen jetzt Kirschbäume, mit üppigem frischen Grün bekleidet und mit lachenden saftigen Früchten geschmückt. Als wir uns, für unser gutes Geld nämlich, an den letzteren gelabt hatten, schlenderten wir, es war unterdeß fast Mittag geworden, einen anmuthigen Grasweg hinauf nach den hintern Feldern, von denen eines den Namen „Burgthal“ führt.

Mir war, seit langer Zeit zum ersten Male wieder, so wohl, so wonnig zu Muth, das düstere Geer der Sorgen, das, Bampyren gleich, unser Herzblut saugt, hatte freundlichen, lächelnden Gestalten das Feld geräumt und Töne einer längst entschwundenen schönern Zeit schlügen, wie Aeolsharfenlaut, an mein Ohr. Die trüben Tage lagen hinter mir wie eine Nachtwache; gleich einem schönen Maientage mit Blättern, Blüthen, Liedern und Klängen war das Leben, eine rosige, goldgelockte Jungfrau, zu mir eingezogen, und wieder träumte ich einen seligen, Himmelsluft athmenden Traum.

„Das sinnt und grübelt und kommt dabei nicht vom Flecke, dann rennt und jagt es wieder, als gälte es, eine weiland Parforejagd mitzumachen! Mit dem Dichtervolke ist nun einmal nichts auszurichten! — schmollte mein launiger Gesellschafter. — Das frische, weiche Gras winkt uns so einladend, wir wollen Visite machen und unser Pfeisichen in Ruhe schmauchen!“ Damit streckte er sich auf das sammetne Polster und ich that dergleichen. — Nicht gar lange hatten wir, fröhlich plaudernd, hier behaglich zugebracht, da schwebte plötzlich eine lustige Mädchengestalt an uns vorüber. Edel waren Buchs und Haltung, und als ein linder Luftzug den weißen Schleier, der das Haupt umwallte, lüftete, blickte ich in ein wunderliebliches, mich mächtig bezauberndes Antlitz. Zwar schmückte nicht das frische Roth der jungen Rose die Wange, in den Augen strahlte nicht jenes seelenvolle, das Herz des Jünglings wunderbar durchglühende Feuer, vielmehr umgoß eine, jedoch keineswegs abstoßende Blässe die lieblichen, von den Wolken der Schwermuth umlagerten Züge und aus den Augen sprach deutlich der Kummer; aber alles dieses konnte nur dazu beitragen, die Reize dieser herrlichen, gleich-

sam aus Licht und Duft gewobenen Gestalt zu erhöhen. Ich fühlte mich, wie früher schon, hinübergetragen in das Wunderland der Märchen und Sagen, bis mich, und diesmal zu meinem größten Verdrusse, die Stimme meines Gefährten in die kalte Wirklichkeit zurückrief und die holde Gestalt meinen Blicken entschwinden war.

„Das wäre eine Dichterbraut!“ scherzte mein Begleiter. Ich fand aber in meiner gegenwärtigen Stimmung den Scherz etwas unzeitig und schmolte.

„Nun, nun, nur nicht gleich böse gethan! — fuhr er gutmüthig fort. — Die Dichter, die über Alles herfallen und Jedem die Wahrheit sagen möchten, gerade sie sind es, die jedes winzige Wörtlein, das nicht in ihren Kram taugt, krumm nehmen. Ich bin kein Literat, aber mich kann nichts mehr ergötzen, als die Kritiken und Antikritiken. — Doch jetzt zur Sache! Die Dichter sind — aber nicht wieder geschmolzt, Freundchen! — lustige Gestalten und: Gleich und Gleich gesellt sich gern!“

„Nun wird es mir aber doch zu bunt!“ brauste ich auf.

„Gemach, gemach, mein Dichterblut! Kamten Sie die Dame? Sie müssen mit „Nein!“ antworten. Es könnte ja am Ende gar eine Dichterin sein, aber das ist sie nicht! Die wandernde Jungfrau des Burgthals haben Ihre Augen erblickt!“

„Nun begreife ich Sie, Freundchen! Nicht wahr, wir haben es hier am hellen Tage mit einem, dieser Welt nicht mehr angehörenden Wesen zu thun gehabt? Wissen Sie etwas Näheres darüber, so würde eine gütige Mittheilung mir sehr willkommen sein, zumal ich gegenwärtig ein, dergleichen Erscheinungen besprechendes Werk, sub titulo: „Anhalt's Sagen, Märchen und Legenden“, mit Ihrem und meinem Freunde, Friedrich Stahmann, herauszugeben gedenke.“

Mein Gefährte ließ nicht lange auf sich warten; er setzte sein Pfeifchen in gehörige Activität und begann:

„Vor grauen Jahren hauste in diesem Gau auf einer stattlichen Burg an der Saale ein edler, mannhafter Ritter, Otto von Reveningen. Nicht allein durch Tapferkeit und Muth, auch durch Frömmigkeit ragte derselbe glänzend hervor; er war nämlich der Gründer des Klosters Gottesgnaden. Ein holdes Töchterlein, Emma, war sein Stolz und seine Freude. Sie wuchs heran zart und hold und sittig, eine schwellende Knospe,

die nur noch eines liebenden Hauches bedurfte, um die Hülle zu sprengen und als strahlende Blume hervorzubrechen. Zu den Freunden ihres Vaters gehörte auch ein benachbarter Ritter, der oft mit seinem Sohne, Hugo, einem kräftigen, edeln Jünglinge, auf der Burg einsprach. Beide fühlten sich bald zu einander hingezogen; ein Gefühl mächtiger als Alles, wogte in beider Busen und erfüllte ihre Herzen mit einer Seligkeit, die dem Sterblichen die Erde zum Paradiese schafft.

„Doch Alles im Hienieden ist dem Wechsel unterthan! Nicht umsonst habt Ihr Herren Dichter von dem Wohl und dem Weh' der Liebe gesungen! Auch unsern Liebenden sollte diese Seligkeit nicht ungetrübt dahinfließen! Mit Freuden hatten die Väter das Verhältniß ihrer Kinder bemerkt, und schon sollte die Verlobung feierlich vollzogen werden, da rief es die Ritter sämmtlich hinaus in das Getümmel der Schlacht, und Emma saß nun trüb' und bleich in ihrem Kämmerlein, oder schaute schufuchtsvoll und bang' nach der Gegend, wohin die Freude ihres Herzens, der Geliebte ihrer Seele gezogen war. Da begehrte eines Tages ein fremder Ritter Einlaß in die Burg. Es war ein stattlicher, schöner Mann, in der Blüthe der Jahre, von gefälligen Manieren und einschmeichelndem Wesen. Er brachte Gruß und Botschaft von dem Ritter Otto von Neveningen. Wie gern hätte Emma sich nicht Auskunft über den erbeten, der ihr jetzt das Theuerste auf Erden war, aber sie wollte, einem ihr fremden Manne gegenüber, die heiligsten Gefühle ihres Herzens nicht preisgeben. Es drängte und wogte in ihrem Busen, aber kein Wort vermochte die bebende Lippe auszusprechen. Die jungfräuliche Schamhaftigkeit, höher strahlend als die edelsten Metalle aller Zonen, die köstlichste Perle in dem Diademe reizender Frauengestalten, schloß ihr den Mund und verlieh ihrem holden Antlitze den herrlichsten Liebreiz, einen Liebreiz, der mit unwiderstehlicher Gewalt Männerherzen fesselt und uns in den lieblichen Töchtern der Erde überirdische, Engeln des Himmels gleichende Wesen erblicken läßt.

„So erging es auch dem fremden Ritter, den wir kurzweg Alfred nennen wollen. Sie sehen in dem höchsten Glanze jungfräulicher Schönheit und anbetend ihr zu Füßen zu sinken, das wär' bei manchem Andern das Werk eines Augenblicks gewesen; nicht so bei Alfred. Er war zu sehr Weltmann, um seine Gefühle so bald laut werden zu lassen, denn er wußte, was freilich dem Fräulein nicht bekannt war, daß Emma's Herz mit gewal-

tigen Banden gefesselt, an Hugo hing. Er durfte hier nicht, nach dem gewöhnlichen Ausdrucke, mit der Thür in's Haus fallen, denn nur zu gut wußte er, wie man Frauenherzen behandeln müsse. Im Laufe der Unterhaltung lenkte er daher, anscheinend ganz gleichgültig, das Gespräch auf Hugo und schien es nicht zu bemerken, daß Emma bei Nennung dieses ihr so theuren Namens gleichsam mit Purpur übergossen und dann wieder einer bleichen Lilie gleichend, vor ihm stand. Unbefangen erzählte er sein Zusammentreffen mit ihm und ließ dann die Bemerkung einfließen, wie Hugo für das Burgfräulein Ida von Stolzenheim in heißer Liebe entbrenne und ihre Farben trage. — Wie der eifige Nord die holde Blume knickt und entblättert, so sank Emma bei dieser erschütternden Nachricht zu Boden; Leichenblässe bedeckte ihre Wangen, ein kaltes Marmorbild lag sie da, die vor Augenblicken noch so blühende, Denz und Liebe verkörpert darstellende Jungfrau.

„Noch hatte sie den Kelch der Leiden nicht geleert! Ihr Vater, Otto von Neveningen, war muthig kämpfend in der Schlacht gefallen, was Alfred ihr bis jetzt verhehlt hatte. Nach einigen Tagen erst glaubte er, der sich jetzt zu ihrem Beschützer aufgeworfen hatte, diese schmerzliche Nachricht ihr mittheilen zu dürfen.

„Standhafter, als Alfred es erwartet, vernahm die Jungfrau die Trauerkunde, war doch das Schrecklichste, die Untreue des Heißgeliebten, ihr vorangegangen, hatte doch der Sturm bereits die Knospen und Blüthen ihrer sonst so rosenfarb'nen Jugend in die kalte Behausung des Todes geführt! Der Welt zu entsagen und in den heiligen Mauern des Klosters diese schmerzlichen Verluste lebenslang zu beweinen, war fortan ihr fester Vorsatz. Alfred jedoch bot alle Künste der Beredsamkeit auf, die reiche und schöne Erbin davon abzubringen, was ihm denn endlich auch gelang. Er hatte sich ihr immer unentbehrlicher zu machen gesucht, sich stets aufmerksam und liebend gegen sie gezeigt, und so geschah' es denn, daß die in der Welt allein stehende Jungfrau seine Bewerbungen aufnahm und ihm Gattin zu werden versprach.

„So saßen sie eines Tages traulich beisammen, als ein fremder Ritter vor der Burg anlangte und Einlaß begehrte. Die Zugbrücke fiel, Sporengeklirr tönte durch die weiten Hallen und nicht lange währte es, da stand — Hugo vor den Verlobten.

Wie ein Blitz durchzuckte es Emma; ihrer selbst nicht mächtig, sank sie mit dem Ausrufe: „Ich bin unschuldig, mein Hugo!“ zusammen. Der aber zog sein Schwert, und mit den Worten: „Heuchlerischer, niederträchtiger Bube, ich weiß Alles!“ forderte er, die Sorge um Emma den herbeieilenden Josen überlassend und dringend anempfehlend, Alfred zu einem Kampfe auf Leben und Tod heraus.

„Die Mittagsstunde, sonst bei traulichen Gesprächen und bei dem Kreisen der Becher verlebt, feierte diesmal auch ein Mahl, aber ein Todtenmahl! Hugo, der arme betrogene Hugo, und Alfred, der tückisch seinem Leben den Himmel geraubt hatte, lagen, aus tiefen Wunden blutend, am Boden und der nächste Augenblick sah' sie als Leichen. — Nach langem Siechthum schied auch sie hinüber, die vor der Zeit geknickte herrliche Blume, deren Leben Licht, Lenz und Liebe verklärte, bis ein finsterner Dämon mit frevler Hand das schöne Gebäude vernichtete, das Engel einem ihrer Lieblinge lächelnd errichtet hatten.

„Mittags, um die Stunde, wo Hugo fiel, muß nun Emma zur Strafe für ihre Leichtgläubigkeit heraufsteigen aus der Gruft und nach der Stelle wandern, wo der tödtliche Streich ein Leben endete, dessen ganzes Wesen Liebe, innige Liebe war! — Dies, Freund, ist die rührende Sage von der wandernden Jungfrau des Burgthals!“

Dankbar drückte ich meinem biedern, gemüthlichen Begleiter die Hand, kehrte mit ihm heim nach dem alten Städtchen Mönchen-Nienburg und habe es mich später nie wieder verdrießen lassen, wenn er nach seiner alten, deutschen Weise seinen Scherz mit mir hatte.

Ludwig Büllth.

Das Kloster zu Hecklingen.

Wo heut' zu Tage das Dörfchen liegt,
Die Bode um Fluren und Wiesen sich biegt,
Stand sonst die Stadt Hakelingen,
Von der ich dieß Liedchen will singen.

Hier hauf'te ein Häuptling voll Kühnheit und Muth,
Er stammte aus adligem deutschen Blut,
Noch lebt er im deutschen Gesange
Und zwar mit erhabenem Klange.

Graf Wittelkind war der Held genannt,
Sein Nam' ist in Sachsen nicht unbekannt;
Doch war er ein finsterner Heide
Und prunkte im Jägergeschmeide.

Als einst nach durchsuchtener Wärenjagd
Held Wittelkind ruhte in stiller Nacht,
Da ist dem mächtigen, kühnen
Ein Engel des Himmels erschienen.

„Weich!“ — sprach die leuchtende Seraphgestalt —
„Und wähle zur Wohnung die Wildniß alsbald,
Willst Du nicht zu reineren Lehren
Des Heilands Dich eifrig bekehren.“

„Der Ort, wo Du weilest, ist heiliges Land;
Hier wird von der Auserwählten Hand
Ein Tempel der Gottheit gegründet,
Wo Seelennahrung man findet.“

Und als nun der Held nach verstrichener Frist
Noch nicht aus dem Gaue gewichen ist,
Da nahet im feurigen Strahle
Der Geist ihm zum anderen Male.

„Du willst“ — ruft der Engel im Donnerdon —
„Nicht glauben an Jesum, den Gottes Sohn,
Nicht werden von Neuem geboren,
D'rum bist Du auf ewig verloren!“

„Und muß ich Dir nahen zum dritten Mal,
So ist nur noch kurz Deiner Tage Zahl!“ —
Hierauf der Gesandte verschwindet,
Wie die alte Sag' es verkündet.

Als d'rauf Bonifaz, der Glaubenshort,
Erschienen, hat er durch Christi Wort
Die Stadt zur christlichen Lehre
Geführt, und Sanct Stephan zur Ehre

Erbauet ein Kloster und aufgerich't
 Das Kreuz des Erlösers, ein strahlendes Licht,
 Das die Völker von Irrthum befreiet
 Und das Dunkel des Wahnes zerstreuet.

Ob auch der Heiden Feuer und Schwert
 Das Kloster wohl öfter als ein Mal zerstört,
 Hat's Bernhard von Anhalt erneuet,
 Pancratio zu Ehren geweiht.

Es stand sonst ein Dom mit der Thürme Pracht,
 Zwölf Chorherren hielten getreue Wacht
 Zu Gottes ewigem Ruhme
 Am Altar im Heiligthume.

Verschwunden ist Kloster und Alerisei;
 Die Gemeind', in des Kirchleins Sakristei,
 Vermag unter frommen Gebeten
 Sich durch Christum bei Gott zu vertreten.

Friedrich Stahmann.

Der Fährichsberg zwischen Rienburg und Altenburg.

Am linken Ufer der Saale,
 Da hält Graf Gallas *)
 Wacht,

Und hat sich stark verschanzet
 Mit seiner Heeredmacht.

Gegenüber steh'n die Schweden,
 Von Torstensohn geführt;
 In beiden Lagern werden
 Die Trommeln stark gerührt.

Es brüllen die Kanonen
 Ein wildes, grauf'ges Lied,

Aus ihren Feuerschlünden
 Tod und Verderben sprüht.

Dann spielen Hakenschützen
 Auf zu dem blut'gen Tanz,
 Aus den Gewehren blizet
 Ein greller Todtenkranz.

Am linken Ufer der Saale,
 Wo hält Graf Gallas Wacht,
 Da wird auch einem Fährich
 Des Todes Grus gebracht.

*) Sollte von ihm der unter dem Volke in diesem Theile von Anhalt gebräuchliche Schimpfname: „Du infamer Gallasch!“ wohl herrühren?

Den Glaubenskrieg getragen
Mit in ein friedlich Land,
Nun unter Protestanten
Die ew'ge Ruh' er fand.

Und wo er ist gefallen,
Da ward nach Kriegebrauch

Von seinen Kameraden
Gemacht das Grab ihm auch.

D'rin ruht seit langen Jahren
Der Fährnich sonder Sarg,
D'rum heißt noch heut' der Hügel
Bei'm Volk der Fährnichsberg.

Ludwig Büllig.

Büße aus dem Leben des Herzogs Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Desau.

I.

Es schreckt die Feuerglocke
Die Schläfer aus der Ruh,
Von allen Seiten strömet
Das Volk in Meng' herzu.

Und Jeder ist zu helfen
Mit Rath und That bereit,
Wild rennt man durcheinander
Und jammert, tobt und schreit.

So meint man zu bekämpfen
Der Flammen wildes Heer,
Die steigen hoch und höher
Und zünden mehr und mehr.

Da reitet, ruhig ordnend,
Der Fürst im Kreis umher;
Als bald hat sich gelege
Das zischend' Flammenmeer.

So war bei Feuersnöthen
Er immer rasch zur Hand
Und hat mit weiser Umsicht
Das Element gebannt.

D'rum geht auch heut' zu Tage
Im Volke noch die Red',
Daß Vater Franz das Feuer
Gar oft besprochen hätt'.

Ludwig Büge.

II.

Der Fürst hatt' einen Sänger,
Der Sänger hatt' ein Lieb,
Das wohnt' jenseit der Elbe
Und war ihm ein theures Lieb.

Er ritt gar oft hinüber
Und zahlte Brückengeld;
So war denn seine Kasse
Zum Besten nicht bestellt.

Da kam er einst bei'm Fürsten
Mit dem Gesuche ein,
Er möcht' ihm ein Geschenke
Zur Reis' in's Bad verlei'h'n.

Der Fürst schrieb: „Hundert
Thaler —
Doch wünscht' ich eben nicht,
Das ich die ganze Summe
Durch's Brück'geld wieder
kriegt!“

Eudwig Bäge.

III.

„Der Fürst kommt in die
Schule!“

Ruft freudig Groß und Klein.
Und kaum ist es gesprochen,
So tritt er schon herein.

Er war durch's Dorf gefahren
Und hielt am Schulhaus still,
Weil er die heit're Jugend
Der Seinen sehen will.

Die Kinder müssen singen,
Und beten manchen Spruch.
Der Fürst beschaut ihr Schreiben,
Man zeigt ihm Buch für Buch.

Und bis zum Schluß der Schule
Der Landesvater bleibt.

Da spricht er zu dem Lehrer:
„Mich freut es, wie Ihr's treibt.

„Fahrt fort in Euerm Walten,
Tragt Gottes Wort stets klar
In diese zarten Herzen —
Dann seid Ihr treu und wahr.

„Der Glaube sei bewahrt
In jedes Menschen Brust,
Dann bleibt man immer stand-
haft

Und fest in Leid und Lust!“ —

Hört es, ihr Philosophen,
Die nur in der Natur
Des Weltalls Kreislauf suchen,
Dft leugnen Gottes Spur!

Friedrich Stahmann.

IV.

Des Winters Stürme wehen,
Es hüllt der Wolken Grau,
Von Eis und Schnee geschwän-
get,

Ringsum des Himmels Bau.

Doch läßt der Fürst noch bauen
An seiner Väter Schloß;
Allein es will nicht vorwärts,
Die Kält' ist gar zu groß.

„Es wäre doch wohl besser,
Wir ließen es nun sein!“
So sprach ein Rath zum Fürsten;
Der schaute lächelnd d'rein.

„„Laßt doch den Bau nur wach-
sen,

Sei's auch im Schneckengang,
Bei Arbeit wird den Leuten
Doch nie die Zeit zu lang;

„„Dem Volke ist's vonnöthen,
Es bleibt bei Fleiß und Muth,
Wenn es sich auch mal wärmet
Dort an des Feuers Bluth.

„„Nur müßig darf's nicht blei-
ben,

Sonst übt es Poffen aus;
Laßt's nur gemächlich treiben,
Wenn's Wetter auch wird
kraud!“

M. S. Nathan.

V.

„Zum Fürsten sollt Ihr kommen!

Nach seiner Weste seht;
Kein Knopf will daran halten,
Ihr habt zu schlecht genäht!“

So spricht des Fürsten Diener
Zum Schneider; der folgt bleich
Zu seinem Landesvater,
Fleht um Pardon sogleich:

„Ein Schalk war mein Geselle,
Der stürzen wollte mich!“

„„Nun, nun, mein lieber Meister,
Geb' Er zufrieden sich!““

So sprach der Fürst zum Schnei-
der:

„„In Zukunft aber schau'
Er selbst erst nach dem Werke,
Bevor Er's schickt, genau.

„„Er möchte sonst bei Andern
Die Kundschaft büßen ein;
Was mich belangt, so soll ihm
Der Spasß verziehen sein.

„„Doch, daß Er's dafür büßet,
Näh' Er zur Strafe an
Die Knöpfe an die Weste,
Und bess're Er sich dann!““

R. S. Nathan.

VI.

Der Kaiser der Franzosen
Nah't Defau's gold'nen Au'n;
Der Fürst geht ihm entgegen
Roll Muth und Gottvertrau'n.

Und mit bescheid'nem Gruße
Empfängt den Kaiser er;
Der spricht: „Habt Ihr Sol-
daten

Gesandt zu Preußens Heer?“

„„Nein!““ — d'rauf der Fürst
erwiedert —

„„Man hat's gefordert nicht!““

„Doch wenn's begehret worden?“

„„So war es meine Pflicht,

„„Ein Contingent zu stellen.““

„„Wie?“ — fährt der Kaiser
auf.

„„Der Schwache weicht dem
Starken,

So geht's im Weltenlauf.““

Der Kaiser schaute lange
Den deutschen Fürsten an;
D'rauf reicht er ihm die Rechte
Und spricht: „Ihr seid mein
Mann!“

R. S. Nathan.

VII.

Und als der Kaiser wieder
In's Land des Fürsten kam,
Er sein Quartier zu Defau
Bei Vater Franzen nahm.

„Ich seh' es Eurem Lande
Gleich an, daß Ihr's regiert,
An Allem, was man siehet,
Man es sogleich verspürt.

„Ihr wäret werth zu herrschen
In einem Königreich!“

So sprach zu ihm der Kaiser;
Der Fürst erwiedert gleich:

„„ In meinem Lande bane
Ich an des Volkes Glück,
Und wenn mir das gelingt,
Erheitert sich mein Blick.

„„ Wenn auch in engem Kreise
Mein Wirken sich bewegt,
Mir doch in jeder Hütte
Ein Herz entgegenschlägt.

„„ Die großen Königreiche
Begehr' ich wahrlich nicht,
Weil's mir in meinem Ländchen
An Freuden nicht gebricht! „„

Der Kaiser hat die Arme
Beschränkt, schaut lang' ihn an,
Er ragt zur stillen Größe
Des Fürsten nicht hinan.

R. G. Nathan.

Fürst Joachim Ernst von Anhalt.

Ein Haufen Reiter wirbt in Deutschland an
Schwarzburg's Graf, Herr G ü n t h e r, führend Ross und Mann
In der Spanier Lager, die gen Frankreich zieh'n,
Wo dem blassen Tode reiche Kränz' erblüh'n.

Auch ein tapf'rer Necke greifet nach dem Schwert,
Der Dir, Anhalt, immer, immer angehört;
Joachim, er ziehet mit dem Grafen aus
Und verläßt sein Anhalt und das Vaterhaus.

Immer ist geblieben ihm sein Heldenmuth,
Galt ihm doch das Leben nicht als höchstes Gut!
Allzutühn oft setzte er dasselbe ein,
Doch sein Glückstern blinkte ihm stets klar und rein.

Bei Marienburg aber er zu sinken schien;
Ach, das Glück auf Erden ist kein Immergrün!
Albrecht, Graf von Warby, wurde, Joachim,
Ketter Dir, und Anhalt dankt es heut' noch ihm!

Warst der einzige Sprosse Du doch, kühner Held,
Auf den seine Hoffnung 's Vaterland gestellt,
Durftest d'rum nicht sinken, ach, in Nacht und Tod,
Solltest ja erglänzen gleich dem Morgenroth!

Bei Marienburg sprengen Franken fest und kraus
Auf der Spanier Posten, fordern sie heraus,

Und im Nu ein wilder, heißer Kampf entbrennt,
Der gar manchen Streiter von dem Leben trennt.

Joachim, er stürzt in der Feinde Schwarm
Und gewalt'ge Streiche führt sein Heldenarm;
Doch sein kühnes Wagen achtet keiner Bitten,
Von den Seinen sieht er bald sich abgeschnitten.

Und zwei Franken, spürend gute Beute wohl,
Nehmen ihn gefangen; sehend das Pistol
In die Seit' ihm, führen sie ihn eilig fort,
Um bald zu erreichen einen sichern Port.

Albrecht, Graf von Barby, stürzt den Franken nach,
Schnell den Einen tödtet seines Schwertes Schlag;
Da der And're drückt auf den Fürsten los,
Doch, o Himmels Fügung, es versagt 's Geschöß!

Auch er muß nun sterben einen Reitertod;
Joachim und Albrecht aber danken Gott
Und zieh'n, denn schon bringet stark der Feind heran,
Rechtend sich zurücke zu dem Heeresbann.

Tap'rer Barbyrede, meines Liedes Sang
Soll auch Dir erklingen in der Zeiten Drang;
Dich, Graf Albrecht, preis' es und Dich, Joachim,
Ob Euch auch ertönet Sang der Cherubim.

Eudwig Büllich.

Fürst Ernst von Anhalt.

Auch Anhalt, mitgekämpft hat es die heiße Schlacht,
Die manchem wackern Streiter des Todes Gruß gebracht,
Wo Gustav Adolf schmückte der Lorbeer, frisch und grün,
Und dann die bleichen Schläfe umblüh'te Rosmarin.

Woll hohen Muthes ziehet gen Nürnberg Ernst, der Fürst,
Den Du Dein eigen nennen, mein Anhalt, immer wirst;
Dem großen Heldenkönig, für den er heiß entbrennt,
Dem führt er zu bei Nürnberg ein Reiterregiment.

Nach Lützen's Eb'nen ziehet des Königs Heldenschaar,
Da ward erbau't dem Tode ein blutiger Altar;
Es brüllten die Kanonen gar graus'ge Dpferlieder,
Ein wildes Schlachten streckt' dahin der Tapfern Glieder.

Den Sieg mit seinem Leben erkaufte hat Gustav dort;
Es ist ein Sieg, des Früchte erglänzen fort und fort!
Es ist ein Sieg, wie nimmer ein Held ersochten ihn,
So lang' des Kampfes Wogen das Zeitenthal durchzieh'n!

Der Edeln viel', sie sanken hinab in Grab und Nacht,
Um deren Schläf' sich rankte des Lorbeers grüne Pracht;
Doch immer, immer leben sie in des Sängers Mund,
So lang' noch eine Harfe weilt auf dem Erdenrund.

Und unter diesen Edeln Fürst Ernst von Anhalt glänzt!
Früh schon hat seine Schläfe der Lorbeer hehr umkränzt;
Früh schon ist er gefallen, der Held, der, kaum erblüht
Zum Jüngling, hoch für Wahrheit und Ehr' und Ruhm erglüht'!

Wie Gustav's Edelknabe, August von Leubelfing *),
Der auch auf Lützen's Eb'nen den Todesstreich empfing,
Ward, schwer bedeckt mit Wunden, nach Raumburg er gebracht,
Als endlich ausgewüthet die mörderische Schlacht.

Zu Raumburg an der Saale schloß, bleich und todesmüd',
Fürst Ernst, der Tapfern einer, so jung das Augenlied;
Da ging er zu den Ahnen, ein Glaubenskämpfer, ein,
Wo seiner Wolfgang harrte im ew'gen Lorbeerhain. —

Auch Anhalt, mitgekämpfet hat es die heiße Schlacht,
Die manchem edeln Streiter des Todes Gruß gebracht;
Dort wurde eine Blume aus seinem Kranz geknickt,
Die wenig, wenig Lenze hienieden erst erblickt!

Doch in der Harfe Klängen die Blume lustig blüht,
So lange noch ein Sänger, mein Anhalt, Dich durchzieht,
So lange noch ein Duhle umfängt die treue Braut
Und noch ein Menschenauge auf zu den Sternen schaut!

Subwig Büllig.

*) Ich habe dem Andenken dieses Heldejünglings in der Zeitschrift:
„Unser Planet“ ein poetisches Denkmal geweiht. 3.

Der Wädelsprung bei Klein-Schlerstedt

(eine Stunde von Ischerleben).

Am Fußsteig, der nach Askanien führt,
Schaut tief der Wand'rer in's Thal
Von schwindelndem Rand, wo der Blick sich verliert
In den Abgrund. Der Abhang starrt kahl
Mit Berggriff'n und Schluchten uns finster entgegen,
Als wollten sich Elfen und Gnomen d'rin regen.

Wenn Unwetter über das Wipperthal sauf't,
Dann wälzt sich vom Berge die Fluth,
Durch ausgewaschene Schluchten sie brauf't,
Kataraktenähnlich voll Wuth;
Schießt über Gestein und Gestrüppe im Bogen
In's Thal zu der Wipper kieselnden Wogen.

Sonst lag hier ein Felsenstück, moosig behaart,
Und blickt in den gähnenden Schlund,
Vier Fußstapfen auf seiner Fläche gepaart,
Jetzt schaut ihn der Wand'rer im Grund
Am Ufer der Wipper, die murmelnd sich reget,
Von fruchtbaren Wiesen und Weiden umhaget.

Und schauerlich düster ist's hier um uns her,
Ein Grauen durchzuckt das Gebein,
Die Ahnung beengt uns den Busen schwer,
Trüb' starrt aus der Tiefe der Hain;
Und melancholisch zirpt Heimen und Grill-,
Zu unterbrechen die heimliche Stille.

Es wimmert am Ufer im Dämmerlicht
Und ächzet vom Hügel herab;
Dann schweben zwei Frauen mit bleichem Gesicht,
Ihnen nach zwei Reiter im Trab:
Es stürzen hinab mit Geschrei sich die Frauen,
Mit Reitern und Rossen, wo der Abgrund zu schauen.

Dann plätschert's tief unten im Flußgebiet,
Wie wenn die Nixen im Chor

Auftauchen und trällern ein Geisterlied,
 Es bringt uns in's horchende Ohr;
 Dann wird's wieder still, und die silberne Welle
 Gießt sich durch das Thal aus beschneider Quelle.

Was deutet der schaurige Spuk wohl an,
 Wie kamen die Tritte in den Stein,
 Was haben die Reiter den Jungfern gethan,
 Und warum wimmert's im Hain? —
 Ich will Eure Neugier nicht länger quälen,
 Mit kurzen Worten das Factum erzählen.

Als dreißig Jahre der blutige Streit
 Durchtobte die deutschen Gau'n —
 Das war fürwahr eine schreckliche Zeit,
 Nur Flammen und Trümmer zu schau'n! —
 Da blieb vor der Wuth der krieg'rischen Heere
 Nicht sicher die Hab' und der Jungfrauen Ehre.

Hoch auf dem Hügel da hielten Wacht
 Zwei schwedische Krieger zu Ross,
 Zu hüten die Gegend, zu haben Acht
 Auf nahender Feinde Troß.
 Die Zeit ward hier lang den lockern Gefellen,
 Sie wußten nichts Gutes anzustellen.

Die Gegend war ruhig, kein Feind sich zeigt,
 Die Sonne in Westen versinkt;
 Der Abend ist heiter, der Tag sich neigt,
 Und rosig der Wolkenfaum blinkt.
 Sieh' da, von Askanien herwärts wandeln
 Zwei Dirnen, mit denen ist was zu verhandeln.

Da stürzen vom Hügel die Krieger sogleich,
 Wie auf die Beute der Nar;
 Allein an Tugend und Sitte reich
 War das holde Mägdelein-Paar:
 Sie fliehen, um sich zu bewahren vor Schande,
 Bis hin zu des gähnenden Abgrunds Rande.

Nach sprengen die Reiter; die Jungfrau'n steh'n
 Und schau'n mit Entsetzen hinab.
 Das nahe Verderben sie hinter sich seh'n

Und vor sich das offene Grab;
Da schwingt sich das Paar mit Entsetzen hinunter
Und taucht in den Wellen der Wipper unter.

Die Reiter nebst Rossen in fliegender Hast
Hinterdrein in die brausende Fluth:
Der Fluß hat die tragische Gruppe erfaßt,
Gefühlet des Busens Gluth;
Und Niemand hat je, wo die Weiden noch stehen,
Die Mägdelein, die Reiter nebst Rossen gesehen.

Doch sind in dem Steine der Füße Spur
Zu sehen im einsamen Thal;
Rings mahnet zur Geisterahnung die Flur,
Noch mehr das schaurige Mal
Der Gräber von Jungfern und Reitern und Rossen,
Wo die Regensluth sich von den Bergen ergossen.

Friedrich Stahmann.

Die Schlangenburg bei Klieben, unweit Coswig.

Dorthin nach dem Berge schaue
Und dann sprich, o Christ:
„Hier auf diesem Erdenplane
Alles eitel ist!“

Zeiten, die längst heimgegangen,
Stattlich eine Burg
Sah'n auf seinem Scheitel pran-
gen
Biele Jahr' hindurch.

Wo sonst Minnesänger haus'ten,
Ritter, stark und kühn,
Fröhlich zechten, heiter schmauf'ten;
Wie ein Paladin;

Wo in holder Frauen Kreise
Man von Minne sang
Und auf's Wohl der Auser-
wählten
Manchen Becher trank;

Da des Todes banges Schweigen,
Wand'rer, Dich umfängt,
Schatten auf- und niedersteigen,
Ist der Tag verdrängt!

Auf dem Berge keine Blume
Und kein Blatt Dir lacht;
Alles wüß' und öd' und traurig,
Wie des Grabes Nacht!

Was der Rittersmann verbros-
 chen,
 Der gehaus't einst dort,
 Das ward fürchterlich gerochen,
 Während fort und fort.

Was er frevelnd hat begangen,
 Nennt die Chronik nicht,
 Sagt nur, daß ein Heer von
 Schlangen
 Ihm ward Strafgericht.

Und die Schlangen raslos dran-
 gen
 In die Burg hinein,
 Drangen über Wall und Graben,
 Drangen durch's Gestein.

Immer dichter, immer größer
 Wurde ihre Zahl;
 Da der Ritter mit den Knap-
 pen
 Floh' vom Berg in's Thal.

Seiner Väter Burg er nimmer
 Wieder hat erschaut,
 Nimmer in der Reize Schim-
 mer
 Seine holde Braut.

Hat in fremdem Land gefunden
 Bald den Schlachtentod;
 Mög' der Seele fein geworden
 Von Dir Gnad', o Gott!

Ludwig Büllig.

Der Weinberg bei Groß-Mühlungen.

Einen Weinberg aufzuweisen
 Hat Mühlungen zwar,
 Doch der Berg, der ist des Wei-
 nes,
 Nicht des Namens bar!

Dort die Rebe lustig blüh'te
 Vor gar langer Zeit
 Und ihr edler Saft verschmeuchte
 Kummer oft und Leid.

Doch der Monat, der die Rosen
 Und die Liebe bringt,
 Dem aus voller Brust der Barde
 Hohe Lieder singt;

Der gebäret Lust und Leben,
 Bonneküthenduft,

Hat gesenkt die edeln Reben
 In die finst're Gruft!

Käfer waren's, die erschienen
 In gar großer Zahl,
 Und ihr gier'ger Mund verzehrte
 Blätter allzumal.

Wie Medusenköpfe wuchsen
 Wieder sie empor,
 Wenn sie auch zur Todesheute
 Menschenhand erkor.

Doch Zerstörung neues Leben,
 Neue Wonnen beut,
 Aus dem Tode muß erstehen
 Die Unsterblichkeit!

So der Berg jetzt wieder pranget
 Geht in frischem Grün
 Und Mühlingen's Schönen wallen
 Dort zum Kirchtanz hin!

Eubwig Büllig.

Die Wendenschlacht bei Cöthen.

„Die hohe cöth'ner Marke“, bei Cöthen, heißt ein Feld,
 Da hat Otto der Reiche, ein kühner, tapf'rer Held,
 Um seine Schläfe gewunden sich einen Lorbeerkranz,
 Der siebenhundert Jahre schon strahlt in hehrem Glanz!

Mit seinen treuen Mannen zog nach dem Welfsholz er,
 Die Bruderhand zu reichen dem tapfern Sachsenheer,
 Das, mit Thüringia's Söhnen vereint zu einem Bann,
 In heißer Schlacht will schlagen des Kaisers Feldhauptmann.

Die Sonne taucht hernieder so friedlich in die Fluth,
 Nur in den Menschen lobert des Haders wilde Gluth;
 Ach, blutige Gebeine und Kampf und Tod und Grauen
 Wird sie am nächsten Morgen auf diesen Feldern schauen!

Doch Otto darf nicht kämpfen mit in der heißen Schlacht,
 Ihm wird in's Sachsenlager eiligst die Kund' gebracht:
 „Die Wenden, eingefallen sind sie in Euer Land
 Und sengen dort und rauben mit blutbefleckter Hand!“

Mit seinen treuen Mannen da siset stracks er auf
 Und schwörend blut'ge Rache, besflügelnd seinen Lauf,
 Auf hoher cöth'ner Marke entspinnt um's Morgenroth
 Ein Kampf sich mit den Wenden auf Leben und auf Tod.

Das Höchste gilt's zu schützen, den eig'nen, freien Heerd,
 Den jene wilde Rotte mit frecher Hand entehrt;
 Es gilt der tapfern Ahnen so theuern Gräbern nun,
 Daß sie als freie Männer in freier Erde ruh'n.

Bei Cöthen ward geschlagen die blut'ge, heiße Schlacht,
 Bei Cöthen hat dem Markgraf das Glück gar hold gelacht,

Bedecken Wendenleiber den Boden doch ringsum,
Wo Otto hat erkämpft der Freiheit Heiligthum.

Nie wieder eingefallen sind sie in Askani's Land,
Das nach des Krieges Stürmen nur herrlicher erstand;
Und wie ihr Stern bei Cöthen zu Grabe ward getragen,
Sah'n auch des Kaisers Söldner am Welfsholz sich geschlagen.—

Auf hoher cöth'ner Marke hat man in jüngster Zeit
Der Wendenleiber viele, die einst dem Tod geweiht,
Im Schooß der Mutter-Erde, wo sie so lang' geruht,
Gesunden und gepriesen noch Otto's Heldenmuth *).

Ludwig Büllig.

Der Frohnpfennig zu Rienburg.

Der Marktmeister, er reitet
Die Straßen auf und ab
Und ruft mit starker Stimme,
Die dröhnet bis in's Grab:

„Gebt unserm Herrn und Fürsten
Den Frohnpfennig heut’,

Den Frohnpfennig gebet,
Den Frohnpfennig, Leut’!

Da stürzen denn die Bürger
Auf's Rathhaus hin in Hast,
Um nicht gar zu bewirthen
'nen ungebet'nen Gast.

*) Die Wendenschlacht wurde am 11. Februar 1115, nach einigen zwischen Cöthen und Aken, nach andern aber auf hoher cöth'ner Marke geschlagen. Die Wenden hatten Rernburg bereits verbrannt, sich aber bei'm Plündern und Rauben so lange verweilt, daß Otto ihnen mit 600 Askaniern auf den Hals kam und sie gänzlich schlug. Sie ließen 1700 Todte auf dem Wahlplaze, 300 wurden zu Gefangenen gemacht und der Rest, der in wilder Flucht sein Heil suchte, ertrank in der Elbe, so daß der Totalverlust der Wenden an 3000 Mann betrug. Otto erbaute zum Andenken dieses glorreichen Tages zu Cöthen hinter dem Schlosse eine der Jungfrau Maria geweihte Kirche und ließ im Jahre 1117 eine Gedächtnismünze schlagen und in die Mauer dieser Kirche legen. — Von dem damaligen Superintendenten Daniel Saxe wurden im Jahre 1635 sechs solcher Münzen, von der Größe eines Dreiers, mit einem Kreuze auf der einen, und einem geharnischten Manne und der Umschrift: „Marchio Otto“ auf der andern Seite versehen, gefunden.

Sie zahlen ihren Pfennig
Und zahlen ihn auch gern,
Sie lieben ihren Fürsten,
Sie lieben ihren Herrn.

Nicht volle vierzig Jahre
Sind's, daß hat aufgehört
Dies Reiten und dies Rufen,
Schon einen Pfennig werth.

Und wenn der Frohnenspfennig
Auch jetzt noch existirt,

So doch in aller Stille
Er nun gezahlet wird. --

Nur uns'rer Ahnen Sitte
Wollt' ich Euch führen vor,
Wenn ich den Frohnenspfennig
Zum Sange mir erkor.

D'rum, jüngere Geschlechter,
Nehmt aus der alten Zeit
Auch dieses hin, wie eben
Euch es der Säng' er beut.

Ludwig Büllig.

Der Thomaspfennig.

Daß unser schönes Vaterland Anhalt auch ein goldenes Land ist, erhellt schon daraus, weil es ihm wie manchem Goldstück ergangen! Man hat nämlich mehrere Male es zu beschneiden für gut befunden! Von Delitzsch und Bitterfeld, die, in Folge einer für Anhalt unglücklich ausgefallenen Fehde, ihm für immer verloren gingen, kann hier die Rede nicht sein, wohl aber von andern, zum Theil größern Besizungen, die, ein Spielball der Politik, ohne Schwertschlag genommen wurden. Gerade die Wiege der askanischen Fürsten, die Grafschaft Aschersleben, wurde auf diese Art von ihm losgerissen und noch dazu — sollte man es nur für möglich halten? — von einem seiner Fürsten selbst! Albrecht, Graf *) von Anhalt, trat nämlich in den geistlichen Stand, war Anfangs Kanonikus des Stiftes zu St. Stephan in Halberstadt und Archidiaconus zu Gatersleben und wurde im Jahre 1303 Bischof von Halberstadt. Der religiöse Sinn des Mittelalters, welcher sich hauptsächlich dadurch kund gab, Stifter und Kirchen zu bereichern, nur dieser ist es, der unserm Al-

*) Es dürfte wohl hier nicht ganz überflüssig sein, zu bemerken: daß damals zwischen den Titeln Fürst und Graf kein Unterschied gewaltet zu haben scheint, wie denn die Askaniern selbst bald den einen, bald den andern Titel sich beileigten, nicht minder der Kaiser den Fürsten Bernhard III. bald einen Fürsten, bald einen Grafen nennt.

brecht als Entschuldigung für eine That angerechnet werden kann, die Jahrhunderte hindurch Anhalt's Fürsten zu gerechten, leider aber vergeblichen, bedeutende Kosten und Verdruß verursachenden Reclamationen den Impuls gab. — Schon 1317 fand es Albrecht für gut, den von dem Hause Anhalt bisher nur verpfändeten Ort Wegeleben gänzlich zu seinem Bisthume zu schlagen; aber ein zweiter Verlust, den er seinem Stammhause zufügte, griff weit tiefer und schmerzlicher ein.

Nach dem Ableben Otto II. nahm zwar Graf Bernhard II. von der Grafschaft Aschersleben und deren Vasallen die Huldigung an, er mußte aber Otto's Wittve, die Gräfin Elisabeth, in dem Besitze derselben, als ihres Wittthums, lassen. Bis 1319 jedoch war Bernhard der eigentliche Herr der Grafschaft; da aber bemächtigte sich sein Bruder, Bischof Albrecht, derselben unter eifriger Mitwirkung der Gräfin Elisabeth, welche sich sogar unterstand, die Bürger zu Aschersleben ihres Eides zu entbinden und sie an das Stift Halberstadt zu weisen. Bernhard stellte sich zwar diesem unrechtlichen Verfahren kräftig entgegen, konnte aber doch weiter nichts bezwecken, als daß es zu Unterhandlungen kam, in welchen ihm der Vorschlag gemacht wurde, die Grafschaft von dem Domkapitel zu Halberstadt zu Lehn zu nehmen; ein Vorschlag, den er billig zurückweisen mußte und zurückwies.

Albrecht ging nun noch weiter. Er verpfändete nämlich Aschersleben auf Wiederverkauf an die von Dieckenhagen, von Hoym und von Kreiendorf, wohl nur in der Absicht, um im Falle der Noth auf ihre Hülfe rechnen zu können.

Nach Bernhard II. Tode trat sein Sohn und Nachfolger, Bernhard III., in die Fußstapfen des Vaters. Unter ihm brach der Streit wegen Aschersleben in offene Fehde aus, doch ist von diesen kriegerischen Begebenheiten nichts weiter auf uns gekommen, als daß Dörfer und Flecken verbrannt und mehrere der beiderseitigen Unterthanen als Gefangene fortgeführt wurden. Albrecht's Tod, welcher am 14. September 1324 erfolgte, scheint auch dieser Fehde, durch welche in der Hauptsache für Anhalt leider nichts bezweckt wurde, ein Ende gemacht zu haben. Zu Unterhandlungen mögen beide Theile wieder gegriffen haben, worauf denn, als auch diese zu nichts führten, Bernhard diese Angelegenheit wiederholt vor den Kaiser brachte, der, wiewohl auch ohne Erfolg, an den Bischof zu Halberstadt, ingeleichen an Rath und Bür-

gerschaft zu Ascherleben nachdrückliche Befehle zu Gunsten Bernhard's ergehen ließ. Wie früher, kam es endlich 1340 wieder zu einer offenen Fehde, die sich gleichfalls mit der Verwüstung von Dörfern und Flecken endigte. Die Sache wurde nun einem schiedsrichterlichen Ausspruche übergeben, den der dazu erwählte Erzbischof Otto von Magdeburg dahin that: daß das Domkapitel zu Halberstadt dem Fürsten Bernhard die Grafschaft Ascherleben widerrechtlich entzogen hätte und ihm solche deshalb herausgeben müsse. Wer aber diesem Ausspruche sich nicht fügte, das war der Bischof von Halberstadt! Da nahm Bernhard seine Zuflucht wieder zum Kaiser, der im August dieses Jahres einen Reichstag zu Frankfurt hielt. Ludwig IV. bestätigte in einer auf diesem Reichstage gegebenen Urkunde den schiedsrichterlichen Ausspruch des Erzbischofs Otto und bevollmächtigte den Ulrich von Webenburg, den Fürsten in den Besitz der ihm zugesprochenen Länder zu setzen. Ulrich von Webenburg begab sich, diesem Befehle zufolge, nach Webnburg, wo sich auch Churfürst Rudolph I., sein Sohn, Rudolph II., Graf Friedrich von Weichlingen, ein Edler von Hacheborn und noch mehrere Ritter einfanden. Am Michaelistage 1340 machte nun der von Webenburg öffentlich zu Webnburg bekannt: daß er auf Befehl und in Vollmacht des Kaisers den Fürsten und Grafen Bernhard III. *) von Anhalt an öffentlicher und feierlicher Gerichtsstätte wirklich in den Besitz aller Länder, die zu seinem Fürstenthume und Fahnlehn gehörten, gesetzt habe. Er fügte auch das Verzeichniß derselben bei, das wir hier, um Raum zu ersparen, nicht wiedergeben, sondern nur anführen wollen, daß in demselben der Stammsitz der askanischen Fürsten, die Burg Anhalt, sonst der Berg der Askaniar geheiß, obenan steht. Aber auch dies half nichts! Der Bischof von Halberstadt blieb in dem Besitze der Grafschaft, da wegen der Unruhen im deutschen Reiche der sonst dem Fürsten Bernhard gewogene Kaiser wohl nicht mit Nachdruck verfahren konnte.

Bernhard's Sohn und Nachfolger, Bernhard IV., war, obschon eben so kräftig als der Vater auftretend, auch nicht glücklicher. Kaiser Karl IV., der gleichfalls dem Hause Anhalt gewogen war, belieh ihn, wiewohl auch ohne Erfolg,

*) Krause sagt: Bernhard IV.; da aber Bernhard III. erst 1348 verstarb, so beruht diese Angabe wohl auf einem Irrthume.

in Person am 4. December 1348 zu Wittenberg mit Ascherleben. Nach Bernhard's Ableben, welches schon im Jahre 1354 erfolgte, war diese Angelegenheit einige Zeit hindurch und vielleicht deshalb liegen geblieben, weil das Domkapitel zu Halberstadt, wider Aller Erwarten, den Fürsten Rudolph von Anhalt, der mit seinen Brüdern in gutem Vernehmen stand, zum Bischof erwählt hatte; aber Bernhard VI., der Enkel Bernhard IV., nahm solche mit kräftiger Hand wieder auf und schloß mit dem Churfürsten Friedrich II. und dem Herzoge Wilhelm von Sachsen, dem Churfürsten Friedrich I. von Brandenburg und verschiedenen Grafen und Bischöfen ein Bündniß. Der Bischof von Halberstadt entledigte sich aber dieser mächtigen und deshalb gefährlichen Feinde dadurch, daß er ihnen 29,000, nach andern jedoch 36,000 Gulden für aufgewendete Kosten zahlte. Während seines langen Lebens, er verstarb nämlich am 2. Februar 1468, scheint er in dieser Angelegenheit, die dem Hause Anhalt, wie wir schon oben bemerkt haben, sehr bedeutende Ausgaben — Behufs deren Deckung namentlich Acker an das Erzstift Magdeburg, dem es bereits verpfändet war, veräußert werden mußte — verursacht hatte, vielleicht die Unmöglichkeit, sie zu einem glücklichen Resultate zu führen, voraussehend, nichts weiter gethan zu haben.

Noch Joachim Ernst, unter dem Anhalt an politischem Ansehen gewann, setzte die Ansprüche auf Ascherleben fort. Er brachte die Sache im Jahre 1568 vor Kaiser und Reich und würde, wäre er länger am Leben geblieben, wohl zu dem gewünschten Resultate gelangt sein, da der Kaiser und auch Sachsen auf seiner Seite waren.

Bei'm westphälischen Friedensschlusse brachte natürlich das in seinen heiligsten Rechten beeinträchtigte Anhalt diese, drei Jahrhunderte hindurch verschleppte Angelegenheit durch seinen Gesandten, den Kanzler Milagius, zur Sprache und das um so mehr, weil das Stift Halberstadt jetzt säcularisirt und dem Hause Brandenburg als Entschädigung für Pommern überlassen werden sollte. Jedoch auch jetzt wurde und zwar deshalb nichts bewirkt, weil die in Rede stehende Entschädigung einmal von Kaiser und Reich beschloffen war und Brandenburg auf Anhalt's Ansprüche sich nicht einließ, welches letztere zur Verwahrung seiner Rechte am 1. December 1648 eine Protestation dagegen einlegte.

So ist denn, obgleich späterhin noch Anhalt's Fürsten ihr Möglichstes thaten, das widerrechtlich ihnen Entzogene wieder zu erlangen, die Grafschaft Ascherleben mit der alten ehrwürdigen Burg Anhalt, der Wiege der askanischen Regenten, auf immer losgerissen von dem Lande, das heute noch von Sängern mit dem Namen Askania begrüßt wird und begrüßt werden wird, bis die letzte Harfe verklingt und der letzte vaterländische Dichter hinabsteigt in die kalten, dunkeln Räume, in deren Schooße der Keim eines ewigen Frühlings verborgen liegt.

Nach dieser freilich etwas langen Vorausschickung, deren Gegenstand ich wohl in einem besondern und umfassendern Artikel hätte abhandeln sollen, kehre ich endlich zu der Ueberschrift zurück. — Grenznachbarn kommen fast stündlich mit einander in Berührung und müssen deshalb auch friedlicher Natur sein, wenn nicht ein, für uns zwar auf jeden Fall unmöglicher Zustand, wie z. B. zwischen den österreichischen Grenzen und den Türken, herbeigeführt werden soll. Ich will hiermit nur andeuten, daß die Gegend, wo die gegenwärtige Sage spielt, zwar preussisch ist, aber nicht allein hart an der ehemals anhaltischen Grafschaft Ascherleben, sondern auch unweit des obern Theils des Herzogthums Anhalt-Bernburg liegt und sonach keinem Theile unbekannt, ein Gemeingut Beider geworden ist. Dieses möge denn mir Entschuldigung sein, wenn ich den „Thomaspfennig“ vor Aller Augen hier einschmugge, wozu mir hauptsächlich das vorstehende, ihm verwandte Gedicht: „Der Frohpfennig“, Veranlassung gab.

Der Thomaspfennig wird von der Gemeinde Stangerode an das Amt Arnstein zu Endorf, bei Ascherleben, am Thomastage und zwar folgendermaßen entrichtet:

Am 20. December, Abends acht Uhr, verfügt sich der Bauermeister von Stangerode in Begleitung zweier Einwohner in die dreizehn Häuser, auf denen diese Abgabe ruht, und ruft: „Gebt unserm Herrn den Thomaspfennig, den Ruttenzins!“ — Sämmtliche Gensiten brechen nun nach Endorf auf, wo der Zug gewöhnlich um Mitternacht ankommt. Hier wird der Thomaspfennig in der Gerichtsstube gezahlt und Quittung darüber ertheilt, worauf man unter dem Rufe: „Wir haben unserm gnädigen Herrn gebracht den Thomaspfennig, den Ruttenzins!“ nach Hause zurückkehrt. In den Grundbüchern steht: daß der Thomaspfennig

am St. Thomastage vor Sonnenaufgang entrichtet werden muß und jede Minute Säumniß die Strafe von einer Tonne Heringe nach sich zieht. — Auch behauptet eine Volksfage: Wenn bei Abtragung des Ruttenzinses die Amtsstube nicht geöffnet ist, so muß das Amt der Stangeröder Gemeinde eine ganz weiße Gluckhenne mit zwölf weißen Küglein übergeben. — Das Trinkgeld, welches bei dieser Gelegenheit der Bauermeister von Stangerode von dem Gerichtsherrn empfängt, übersteigt den Werth der ganzen Abgabe, die gegenwärtig wohl, was wir jedoch nicht verbürgen können, abgelöst sein mag.

Nun kommen wir aber zu der Begebenheit, die den Thomaspfennig in's Leben rief und die, wie sie sich im Munde des Volkes erhalten, hier mitgetheilt werden soll.

Zwischen Endorf und Ermöleben, auf der Konradsburg, existirte ein reichbegabtes Kloster, dessen Mönche ein gar behagliches Leben führten. Einer unter ihnen, der Bruder Markus, war ein sehr lockerer Geselle, dessen Kutte ein, den sinnlichen Vergnügungen im höchsten Grade ergebenes Herz barg. Ihm hatte man die Verwaltung der Klosterwaldungen, welche sich bis Stangerode hin erstreckten, übertragen, wie er es denn auch, um öfter in der Welt sich zeigen und seinen Lüsten fröhnen zu können, dahin brachte, daß die Erhebung der Gefälle in den zinspflichtigen Ortshafsten damit verbunden wurde. In letzterer Eigenschaft öfter in den Häusern der Landleute zu thun habend, lernte er in Stangerode die Ehefrau des Einwohners Hartung kennen, für die er bald in unreiner Liebe entbrannte. Die Frau ließ sich von dem schlauen Mönche leicht bethören, ja, es kam so weit, daß sie, ihm von Herzen zugethan seiend, ihrem Manne gram und seiner überdrüssig wurde. Hartung, der sein Weib liebte, wurde dadurch so betrübt, daß seine Nachbarn Hiersche und Probst ihn krank wähten und eines Tages ihm rietten, zum Bader seine Zuflucht zu nehmen. Da eröffnete ihnen Hartung, daß die Kälte, mit welcher ihn sein Weib behandelte, die Ursache seines Trübniß sei, und die redlichen Nachbarn öffneten dagegen, was sie schon längst hatten thun wollen, dem bedrückten Ehemanne die Augen. Man unterrichtete ihn nämlich, daß ein Mönch, auf Händen und Füßen kriechend und wie ein Kalb blökend, Nachts aus dem Mönchsholze nach dem Dorfe komme, wo ihm seine Frau Isalbe ein, dem Hundegebelle ähnliches Zeichen gebe und dann in's Haus lasse. —

Einige Tage darauf schickte sich Hartung zu einer Reise an. Es war am 20. November um die Stunde der Mitternacht, da fuhr er mit seinem Gespann schon aus seinem Hofe, übergab es aber bald der Leitung eines Vertrauten und kehrte heimlich zu seinen treuen Nachbarn zurück. Nur zu bald ließ sich das Blöken und Bellen hören und Hartung sah' den schändlichen Buben, den Mörder seiner Liebe und seines Glückes, in das Haus schlüpfen. Hier war nun keine Zeit zu verlieren, man mußte rasch zur That schreiten. Schnell wurde unter einem riesigen Ruchbaume ein Grab gegraben und dann traten Hartung und die beiden Nachbarn, Betttücher um sich geworfen und so Gespenstern gleichend, in des erstern Behausung, wo sie den Mönch in Isalbens Armen fanden. Mit einem Schlage ward der unsaubere Bruder Markus getödtet und so eilig als möglich mit der Kutte unter dem Ruchbaume verscharrt.

Bald nach dieser, jedem Dritten unbekannt gebliebenen That ward Stangerode nicht wenig in Furcht und Schrecken gesetzt. Der Bruder Markus ließ als Spukgeist sich sehen und hören, denn das Blöken, das er im Leben zur nächtlichen Stunde getrieben, setzte er auch im Tode noch fort. Die frommen Mönche der Konradsburg erschienen, den Geist zu bannen, mit Kreuz, Fahne und Weihwasser, aber, ihrer mächtigen Beschwörungen ungeachtet, konnten sie ihren gewesenen Bruder Markus nur bis zum Ruchbaume treiben. Dort blieb er und war, selbst der Kraft des Weihwassers widerstehend, nicht von der Stelle zu bringen.

Die Mönche wußten nun, was die Glocke geschlagen hatte. Vom ganzen Konvent wurde die Leiche des Bruders Markus am St. Thomastage ausgegraben und in dem Kloster feierlich bestattet; Stangerode aber, damals aus dreizehn Häusern bestehend, wurde, da der Thäter nicht auszumitteln war, verurtheilt, eine jährliche Abgabe, den Thomaspfennig, auf ewige Zeiten zu zahlen.

Noch jezt soll - im Mönchsholze, einem Busche bei Stangerode, Bruder Markus sich zur nächtlichen Stunde als Hund oder Kalb zeigen und dem einsamen Wanderer Furcht und Schrecken einjagen.

Eduwig Züllich.



Das Kreuz am Calbe'schen Wege.

(Nach mündlicher Uebertragung.)

Zum Saalstrom beugt das Ufer sich hernieder
 Und auf den Fluren weht das Aehrenfeld;
 Die Kluthen rollen an dem Fuß des Hügels,
 In seinem Innern nistet das Kaninchen,
 Das Rebhuhn baut sein Nest im Wiesengrund
 Und in dem Strauche fngt der munt're Hänfling.
 Die Abendsonn' vergolbet Baumessgipfel,
 Und über Fluren säufelt Zephyrhauch,
 Durchrauscht das dürre Gras, die mag're Distel,
 Die um das Steinkreuz wuchert hie und da.
 Fern schaut, halb West, halb Süd, herab der Brocken,
 Sein kahles Haupt umhüllt von Nebeldunst;
 Und blaue Berge dort am Horizonte
 Erheben ihre Schrittel himmelwärts.
 Die Thürme von der Burg der Berengaren
 Und Rienburg's alter, grauer Tempelbau
 Entsteigen ruhig, wie der Vorzeit Schatten,
 Uns Kunde bringend von der Väter Ruhm,
 Von ihren Thaten, Schlachten, Blutvergießen,
 Wie sie gesiegt, gefallen und erblaßt;
 Wie Meisterfänger in den alten Liedern
 Am Grabstein ihres Falles hier gedacht,
 So daß ihr Bardiet zu uns gedrungen,
 Selbst uns're Enkel noch erbauen wird. —
 Was hat das moos'ge Kreuz wohl zu bedeuten,
 Das hart am Wege uns entgegenschaut?
 So wird der Wand'rer fragen, der nach Calbe
 Vorüberwallt und ruht hier am Gestein.
 Deb' ist's umher, es ziehn des Himmels Wolken
 Vorüber und der Wind durchhaucht die Flur. —
 Sonst war's so friedlich nicht in diesem Gaue;
 Vor Alters trieb die Fehd' ihr arges Spiel.
 Die Schaar des Erzbischofs und die von Rienburg
 Geriethen an der Stätt' in harten Kampf;
 Doch die von Rienburg wurden hier geschlagen,
 Und auf der Wahlstatt fiel ein tapf'rer Mann,

Dem man zu Ehren dieses Denkmal setzte,
 Das sonst der Wand'rer ehrt' durch frommen Gruß.
 Den Mönchen stand Georgen's Schloß zu Nienburg
 Zu ewigem Affronte aufgeführt.
 Längst hatten sie dagegen angekämpft,
 Doch wich man auch nicht eine Spanne breit;
 Obgleich der Erzbischof von Magdeburg
 Befohlen, diese Burg zu demoliren,
 Doch tauben Ohren predigt' der Prälat.
 Die Burg stand fest, es war kein Stein verrückt,
 Die Zinnen schauten in der Saale Fluth
 Und in dem Frühroth glänzten ihre Spitzen.
 Da naht' der Erzbischof in seinem Zorn,
 Und mit ihm Pfaffen, Ritter, Kriegesknechte;
 Sie fallen in das Nienburger Gebiet,
 Verheeren Dörfer, Saaten, sengen, brennen;
 Allein der tapf're Voigt der Jürgensburg
 Treibt kühn den Schwarm zurück bis dicht vor Calbe.
 Da kommt Verstärkung zu des Bischofs Schaar;
 Der Uebermacht muß Tapferkeit hier weichen.
 Es deckt das Feld der Kämpfer Häuflein klein,
 Der wack're Burgvoigt sinkt als letzter Streiter;
 Doch viele, viele von des Bischofs Heere
 Sind auch erschlagen, rings um ihn geschaart.
 Es sanken Mönche, Ritter, Knechte, Buben,
 Der Bischof hat gar theu'r den Sieg erkauft.
 Und Alle liegen hier zusamm'n begraben,
 Und dieses Kreuz bezeichnet ihre Gruft.
 Dies ist's, was jenes Steinkreuz soll bedeuten,
 Das einsam steht, von Moos und Gras umrauscht,
 Und melancholisch schaut durch die Gefilde,
 So silbern schimmert in des Mondes Strahl,
 Wenn einsam er die Wolkenschaar durchwandelt,
 Aus düster'm Sichendunkel tritt hervor.
 Es tanzen um das Denkmal lust'ge Schatten,
 Aus weiter Gruft steigt auf die Geisterschaar,
 Die sich vor grauen Jahren hier geschlagen.
 Doch wenn die zwölfte Stunde hallt vom Thurm
 Kehrt jeder heim in seine stille Klausel.

 Friedrich Stahmann.

Anmerkung. Der Geschichte nach dürfte dieses Kreuz wohl aus den Zeiten Bernhard VI. von Anhalt mit dem Erzbischof Günther von Magdeburg herrühren. Günther hatte im Jahre 1404 Göthen belagert, zog aber, durch den Herzog von Meissen veranlaßt, wieder ab. Bald darauf, am Tage Ulrich, fiel Bernhard in's calbe'sche Gebiet mit einem Haufen, während der andere vor Preßler, Pechau, Krakau drang und, so wie der erstere, das Vieh wegtrieb. Aber beide Heerhaufen wurden geschlagen. Bei Calbe wurden allein sechs und dreißig Edelleute gefangen. Die andere Schaar, welche bis Magdeburg vorgedrungen war, trieb des Erzbischofs Hauptmann, Hans von Schierstädt, bis Gommern, schlug sie und machte 49 Mann und 54 Pferde zu Gefangenen.

Im nächsten Jahre fiel der Erzbischof wieder in's anhaltische Gebiet und drang bis vor Dessau, verbrannte die Mühle, die Brücken über die Mulde und nahm die Elbfähre weg.



Die Gegensteine bei Ballenstedt.

Ballenstedt gegen Norden steigen aus einer Anhöhe zwei Felsgruppen hervor, welche der schönen Gegend ein gar herrlicher Schmuck sind und aus der Ferne den Trümmern einer Riesenburg gleichen. Sie heißen: die Gegensteine, weil sie seitwärts gegen einander über liegen, sind Quadersandstein und Fragmente oder Schlusssteine der von Blankenburg sich herziehenden Teufelsmauer.

Der niedriger liegende hängt mit dem Obertheile etwas über, daher er jeden gegen ihn gesendeten Ton deutlich zurückgiebt. Diese Eigenschaft verschaffte ihm den Namen des Lauten im Gegensatz vom höher liegenden Bruder, welcher diese Eigenschaft nicht besitzt und deshalb der Stumme heißt. Seit jener, an siebenzig Fuß hohe Felskoloss sein Haupt erhob, besaß er auch wohl jene Widersprache und so fabelte das Volk sich bald eine Erzählung über den Ursprung der in ihm wohnenden Stimme.

In frühen Zeiten, wo hier noch dichter Wald Alles bedeckte, in den Niederungen Moräste lagen und auf den Höhen wilde Be-

stien hausten, da trieben um diese Felsen herum böse Geister ihr Wesen und Spuk, so daß aus Furcht setzten ein menschlicher Fuß hier vorüberkam. Nur wer trines Gewissens war, wer Gott vertraute, der ging ungestört vorüber, wer das nicht war, wurde geneckt, gezwackt, irre geleitet in die Sümpfe des Zehlings oder gar durch unsichtbare Kräfte weit weg durch die Lüfte entrückt.

Da begab es sich einst, daß ein Ackermann aus dem damals kleinen Dörfchen Balkenstedt früh vor Sonnenaufgang ausritt, in der jungen Stiftskirche zu Duedlinburg sein Gebet zu verrichten und Absolution zu holen; denn in Balkenstedt war noch kein Kirchlein, noch ein ehrwürdiger Vater. Sein alter Gaul schlich träge vorwärts und der Ackermann war bei der sanften Bewegung desselben eingedämmert, als das Thier plötzlich still stand. Er wachte auf und erblickte vor sich eine ganz unbekannte Gegend. Des Weges schon oft gekommen, der Gegend genau kundig, staunte er umher, rieb sich die Augen, aber es war richtig, die Gegend umher war anders wie sonst und doch war der alte gewohnte Pfad ganz der bekannte. Er sah Felswände, die er nie gesehen, hörte Wasser brausen, wo nie dergleichen gewesen, sah eine tiefe Höhle geöffnet vor sich, wo sonst keine Vertiefung zu finden war. — Lange hielt er still, besah Alles umher genau und überzeugte sich, daß es kein Traum sei, denn die Sonne beleuchtete schon die schauerliche Gegend. Zwar kam ihm bald der Gedanke bei, daß Alles Blendwerk der hier hausenden Geister sein möchte; und dies hielt ihn auch auf der Stelle fest, fürchtend, wenn er sie verlasse oder gar vom Pferde steige, es um ihn geschehen sei; indessen, ringsum war's still und ruhig, die Vögelein sangen so munter und fröhlich der steigenden Sonne entgegen, und nichts deutete auf Unsicherheit, auf Gefahr. Da lehrte Zuversicht und Vertrauen zurück bei'm Ackermanne; er blickte umher ohne Schen und besah Alles mit Gemüthlichkeit, denkend: da willst du doch morgen wieder hergehen mit Weib und Kind, das Alles ihnen zeigen.

Besonders anziehend war ihm die Höhle. Was mag wohl darin sein? ich möcht's wohl wissen! So fragte er noch oft sich, bis endlich die Neugierde die Furcht überwunden hatte. Er stieg vom Pferde, denn nur zu Fuß konnte man der Deffnung sich nähern, band den Gaul an und schlich leise, und immer furchtsam umherblickend, der Deffnung zu. Jetzt war er davor. Jesus, Marie und Joseph, schrie er auf und schlug die Hände über'm

Kopfe zusammen, was seh ich! — Er sah eine große Draupfanne mit lauter Goldstücke gefüllt, einer Hand groß, davor eine schwarze schimmernde vieredrige Tafel, auf welcher Zahlen und Buchstaben eingegraben waren, ferner eine schöne, neue Peitsche und endlich — einen großen, schwarzen Hund, der zur Seite lag und mit seinen glühend rothen Augen umherleuchtete, drohend den zu versengen, der sich dem ihm anvertrauten Schätze näherte.

Da stand nun der arme Ackermann vor dem überschwenglich großen Schätze mit übergeschlagenen Armen und sann nach, was zu thun sei. Leicht wäre der Entschluß gefaßt gewesen, hätte nur der fatale Wächter nicht bei dem Goldhaufen gelegen, und wäre nur irgend etwas da gewesen, ihn zu firren.

So vergingen fünf, so vergingen zehn Minuten. Endlich faßt er sich ein Herz, sagend: „Ich bin genügsam, ich hole mir nur eine Tasche voll Goldstücke, nur eine, mehr nicht, aber die schöne Peitsche, ja die nehme ich auch mit.“

Nun schritt er langsam, aber beherzt in die Vertiefung hinab, sah jedoch dabei unverwandten Auges nach dem funkelnden Leuchten im Kopfe des schwarzen Wächters. Er schritt vor und vor — der rührte sich nicht. Er war bis an den Rand der Goldpfanne — der rührte sich immer nicht; er bog sich über den Rand, erhob die Hand, als wolle er zugreifen, und — der blieb ruhig. Da wagte er's endlich, griff hinein in die Menge der großen goldnen Thaler und kehrte rasch mit dichtgefüllter Faust zurück. Ermattet von Furcht, Freude und gewaltsam sich angeeignetem Muth, sank er auf den Rasen nieder, legte die blanken Goldstücke neben sich und überließ sich nun Träumen in die Zukunft, wie er das schöne Geld anwenden, recht vielen Acker sich kaufen, ein großes Gehöft aufbauen und wunderherrlich darin leben, mit wie viel Morgen Landes er seine Töchter ausstatten wolle, denen es nun gar nicht an Freiern fehlen könne, wie da große Hochzeiten sein, recht geschmaus't werden solle und wie und wie — endlos war die Reihe von Bildern, die seine erregte Phantasie hervorrief und ihn ganz abzog von der Wirklichkeit. Da wieherte der Gaul und scharrte mit dem Fuße, als freue er sich auch, daß es dann wohl etwas mehr Futter als bisher für ihn abgeben werde, und weckte damit den Ackermann aus seinen Träumereien. Neugestärkt fühlte dieser sich, stand auf, wandte sich nochmals nach der Höhle seines Glückes hin: „ach!“ rief er, „da liegt die Peitsche noch, die wolt' ich ja mitnehmen,“ und schritt getrost nochmals hinab, den

schwarzen Hund schon weniger fürchtend, ergriff die Peitsche, war schon im Begriff umzukehren, da — kam ihm der Gedanke bei: „ich stehe so nahe bei der Quelle meines Glückes, warum sollte ich nicht noch eine Handvoll Goldstücke nehmen! ich könnte mir dann noch einen größeren Ackerhof bauen, noch viel mehr Acker kaufen, könnte Wein im Keller lagern, meinen Töchtern doppelt so viel Acker Landes mitgeben, ihre Hochzeiten ausrichten, wie sie der Graf dort auf der Askanienburg nicht ausrichten kann, ich würde bald der reiche Jakob heißen, ich würde, ich würde — ja, ich will es!“ Und er griff mit breiter Faust ein in die Thaler, fuhr damit in die Tasche, griff nochmals ein — da erhob sich langsam der schwarze Wächter knurrend und funkelnd mit den krystallfeurigen Augen — aber Jakob hatte keine Furcht mehr. „Knurre nur, aller guten Dinge müssen drei sein, ich nehme noch eine Handvoll.“ Und wie er eben hineinfassen wollte in das Gold, da sprühten die Augen des Thieres sengendes Feuer auf den Ackermann, ein fürchterliches Geheul entstand, ein Brausen und Donnern, Blitze leuchteten, Wasserbäche brachen hervor, die Felsen stürzten zusammen, die Erde bebte.

Wie Jakob aus der Höhle kam, wußte er selbst nicht, aber so viel Besinnung blieb ihm noch zu sehen, wie Alles vor seinen Augen verschwand und versank, der, Gott sei bei uns! in Riesenform aus der Höhle emporstieg, in der einen Kralle die Braupfanne mit dem Golde, in der andern die silberne Tafel mit der Schrift haltend, sich höhnlachend emporschwang, nach dem Gegensteine hinschwebte, den Felsen mit einem Fußtritte spaltete, in die Spaltung hinabfuhr, die stinkenden Schwefeldampf ausspie und krachend wieder sich schloß, und hörte, wie die Goldstücke im Innern des Felsens klingend von Stufe zu Stufe immer tiefer und tiefer hinabfielen, wie dann Alles um ihn her still und immer stiller ward bis auf den Gaul, der immer ungeduldiger wiesherte und scharrte.

„Was war das? was hab' ich gesehen!“ sprach Jakob endlich nach langer Pause; „hab' ich geträumt oder nicht? Nein, ein Traum kann's nicht sein, denn hier hab' ich ja die schöne Peitsche in der Hand und die Goldstücke, die ich dort hinlegte, hab' ich ja“ — er ging nach der Stelle, wo er sie hingelegt, sie aufzunehmen; aber — Goldstücke waren nicht mehr zu sehen, an ihrer Stelle lagen Kieselsteine. „Wie, das Gold ist fort! — Nun, so hab' ich ja die Tasche noch voll, das ist genug.“ Aber, ach,

auch da war kein Gold mehr, auch da waren es Kiesel, die er hervorzog.

Da brach nun Jakob in bittere Klagen über das selbst bereitete Schicksal aus. „O, wäre ich zufrieden gewesen mit dem ersten Handvoll Gold, die ich nehmen durfte, wie glücklich wäre ich jetzt und wie wenig bin ich's nun, da meine Unerfättlichkeit mir dies Glück wieder und meine Ruhe dazu raubte. Wehe mir, wehe.“ — Er ritt zurück, stieg schwach und entkräftet vom Pferde, ward nicht wieder gesund und nach zwei Monaten deckte Erde sein Grab.

Seit dieser Begebenheit sieht das Ungethüm im lauten Gesengsteine, spottet der Vorübergehenden, ahmet ihre Töne, ihre Stimme nach, spricht zurück, was in der Nähe gesprochen wird, und dann nur hört dies auf, und dann nur wird der in der Tiefe schlummernde Schatz heraufsteigen und gehoben werden, wenn ein Mädchen, schuldlos und rein, geboren in der Nacht des 29. Februar, am Tage des heiligen Johannes um die zwölfte Mitternachtstunde hier allein vor der dunkeln Felswand erscheint und drei Mal den Namen ihres, mit reiner Liebe ihr zugethanen, in derselben Nacht des 29. Februar gebornen Geliebten laut ausruft; dann wird bei'm dritten Ruf der Felskoloss versinken unter'm Klange reiner Engelsharmonien, der Schatz heraufsteigen, Eigenthum des glücklichen Paares, und das Echo auf ewig verschwunden sein.

B. Gottschald.

Die Ruckenburg bei Sandersleben.

Der Hügel dort, der jetzt eine Kalkhütte mit dem nöthigen Materiale versorgt und dadurch ein zurückstoßendes Ansehen erhält, und dieses Thal, überhaupt die ganze Umgebung, hatten von jeher nicht dieselbe Gestalt, in der man dies Alles jetzt erblickt; dichte Waldungen bedeckten damals die Fluren, wo jetzt wogende Saatfelder des Landmanns Herz mit frohen Hoffnungen entzükeln; auf dem kahlen Scheitel jenes Hügel's erhob sich sonst ein stattliches Ritterschloß; das jetzt wildverwachsene Gebüsch war ehemals ein freundlicher Lusthain, und das zusammengeschrumpfte

Nächtrin; das wie ein Silberband das öde Thal durchzieht, war ehemals wenigstens im Stande, das Rad einer Mühle zu treiben, die am untern Eingange des Thales erbaut war. Freilich mußte es vorerst seine hüpfenden Wellen in einem Teiche sammeln, der auf der Stelle gegraben war, auf welcher jetzt starre Binsen ihr struppiges Haar im kalten Nachtwinde schütteln, wo die spärlichen Bacheswellen jetzt im ausgedorrten Boden spurlos verschwinden. Wann oder zu welcher Zeit aber dies Alles also gewesen, darüber schweigen die Quellen, woraus ich schöpfe, so wie sie ebenfalls keine genaue Nachricht von der Zeit geben, welche alle diese Herrlichkeiten zerstörte und das Thal in die Stille begrub, in welcher es sich jetzt dem beobachtenden Wanderer zeigt.

Droben auf dem Berggipfel im hohen Schlosse hauset aber ein Ritter, der ganz dazu geeignet war, die einsame Stille tobend zu verschleichen und die Einsamkeit durch rohe Lebendigkeit zu beleben. Rolf, so hieß er, war völlig unbekanntes Ursprungs, Niemand kannte sein Geschlecht, ja, man wußte nicht einmal, wo er hergekommen. Das Gerücht erzählte gar mancherlei und oft Widersprechendes von ihm. So sollte er ganz gemeinen Herkommens sein, durch Waffenthaten sich die goldenen Sporen erworben, durch Stolz und Eigendünkel aber verführt, seine mühsam errungenen Verdienste bald wieder verdunkelt haben, ja, von ihnen verleitet, gar zum Mörder einer hohen Person herabgesunken sein, weshalb er habe flüchtig werden müssen. Mit der Nacht belastet und überall verfolgt, soll er hier in diesem abgelegenen Winkel die erwünschte Sicherheit und Verborgenheit gefunden haben, welche ihm ein Leben fristeten, das er durch Großthaten berühmt gemacht, dann aber durch überwiegende Schändlichkeiten noch mehr besleckt hatte. Sei dem nun, wie ihm wolle, so ist doch so viel gegründet, daß er hier ein Schloß erbauete, dessen einziger, hoher Thurm gar seltsam aus seiner Verborgenheit in das lebendige Treiben der Außenwelt hineinschaute, und das die Bewohner der Umgegend wegen des überall oft gar wunderbar angebrachten ritterlichen Wappenzeichens, eines Kuckuks, die Kuckuks- oder Kuckenburg, den Burgherrn aber, der auf Schild und Helm stets dieselbe Bezeichnung führte, den Kuckuksritter oder den Kuckenburgler nannten.

Der Kuckenburgler wußte sich indessen in der ganzen Gegend bald fürchtbar zu machen, denn obgleich die ganze Besatzung des Schlosses nur aus wenigen Knappen und ein Paar schreckli-

chen Rüden bestand, so lagerten sie doch häufig an den Landstraßen und oft gelangen den kühnen Räubern die gefährlichsten Wagnisse. Am häufigsten soll er sein Wesen in der Nähe der Stadt Hettstädt getrieben haben, wo er auf einem waldigen Berggrücken, der sich bis nahe an die Stadt hinzieht, verborgene Sicherheit genug fand, um auf die unten auf der Straße vorüberziehenden Fuhrwerke und Handelsleute unbemerkt herabzustürzen, die dann ihre Unvorsichtigkeit gewöhnlich mit ihrem Gut und Leben bezahlen mußten. Eine auf diesem Berge errichtete feste Verschanzung gab den Räubern zugleich hinlänglichen Schutz, und bald kam diese Gegend in solchen Verruf, daß nur die äußerste Nothwendigkeit noch Reisende diese Straße betreten ließ oder sie nur unter starker Bedeckung zu passiren wagten. Demungeachtet kam es öfters zu den blutigsten Handgemengen, in denen nicht immer Kolf's Genossen den Kürzern zogen, und war es ja der Fall, so fanden sie in ihrem festen Bollwerke einen sichern Schlupfwinkel, den sie jederzeit so hartnäckig zu vertheidigen wußten, daß man bald alle Versuche zu seiner Zerstörung aufgab und zufrieden war, wenn man die blutdürstenden Wegelagerer nur bis in ihre Nordhöhle zurückgetrieben hatte. Daher führt dieser Berg noch bis auf den heutigen Tag den Namen: Scheuberg; das Bollwerk auf demselben ward von den Räubern selbst zum Troß geheißen, welche Benennung später auf die Ziegelei übergegangen ist, die am Fuße des Berges noch jetzt existirt.

Die Furcht vor den Bewohnern der Kukukburg ward mit jedem Tage größer, aber mit ihr wuchsen auch der Haß und die Verachtung täglich mehr, nur konnten die erbitterten Bürger und Landbewohner wenig oder nichts gegen die Verwegenen ausdrücken und die benachbarten Burg- und Schloßherren bekümmerten sich um Kolf's Thun und Treiben nicht, so lange sie nur ungekränkt blieben; doch theilten auch sie die allgemeine Verachtung und flohen jede Gemeinschaft mit dem Gaudiebe, wie sie ihn nannten, wozu denn wohl sein aufgeblasenes, dückelvolles Benehmen und seine gar zu rohen Sitten das Meiste beigetragen haben mochten, obgleich wohl nicht zu leugnen, daß ihm auch dieses nachgesehen worden wäre, wenn nicht ein gar zu dichter Schleier auf seiner Geburt geruhet hätte, den er keineswegs zu lüften gesonnen war. So hatte denn der Kukukburger in seinem ihm vorgeschriebenen Kreise nirgends einen Freund gefunden, aber sich um so fester an den Müller Weit gehtangen, der die

Thalmühle bewohnte; in dem es einen treuen Kumpen seiner Frevelthaten und bei näherer Bekanntschaft eine solche Gleichheit der Gesinnungen gefunden; die ihn immer mehr anzog, immer fester hielt. Der finstere Thalmüller ward sein unzertrennlicher Gefährte, und dieser fühlte sich um so mehr zu seinem ritterlichen Fremde hingezogen, als er früher in Armuth und Nahrungsvorgen geschmachtet; denn wohl Tage mochten dazu gehören, ehe das Mähdlein den Leich so weit füllte, um vielleicht in mehreren Stunden mit tragem Geklapper wenige Scheffel mahlen zu können. Jetzt gaben die räuberischen Streifereien oft reichlichen Ueberfluß, und um so inniger schloß Weir sich nun an den Ritter, dessen Gunst täglich zunahm, so daß Rolf nur selten ohne seinen Rath etwas Wichtiges unternahm, indem er ihn nicht allein kühn, ja oft verwegen, sondern auch, was ihm selbst fast gänzlich abging, sehr schlaun und gewandt erfunden.

Doch wie gar oft Geschick und Natur sich daran ergözen, das Nohe mit dem Zarten, das Furchtbare mit dem Lieblichen zu paaren, so auch hier. Ach! die rauhe Debe hätte ja selbst die kleinste Spur von Reiz entbehren müssen, wäre sie nicht vom Schicksale zur Pflegerin einer überaus holden Blume erkoren gewesen, deren lieblicher Schimmer dem hieher Verirrten so freundlich zulächelte, daß der Ueberraschte leicht die ihn umgebenden Schrecken vergaß. Und diese seltene Blume war Dorothea, die für die Tochter des Müllers galt, denn gar Viele wollten dies zärtliche Verhältniß der Lieblichen zu dem Nohen in Zweifel ziehen, wenn sie die rührende Einsalt der Tochter mit des Vaters Bosheit und Lücke, die bezaubernden Reize der Holden mit der abschreckenden Häßlichkeit des Alten verglichen. Wurde der Name Weir nur mit Abscheu genannt, so versöhnte der Name Dorothea die erbitterten Herzen wieder und machte die Wildheit des Thales minder wild und das unfreundliche Wesen des Mühlherrn erträglicher. Ja, hätte sie nicht das Mühlrad gestellt und die spärlichen Bacheswellen gesammelt — denn Weir bekümmerte sich nur selten noch um sein ehrliches Gewerbe —, traun! die Mühle wäre wohl noch seltener besucht worden, als es ohnedem geschah, und früher verödet. Nur Mitleid mit der Einsamen und Verlassenen führte noch bisweilen Mahlgäste herbei, welche dann von dem fleißigen und sittigen Mähdlein so unverdrossen und ehrlich bedient wurden, daß sie noch immer gern wiederkamen, wenn sie auch bisweilen von des unerwartet zurückkehrenden Weir's wilder

Rohheit verschleucht wurden. Und so kam es denn, daß man gar oft das Geklapper des Mühlwerks vernahm, so lange der Teich gefüllt war. Trauriger für die Einsame schickten die rauhen Wintertage dahin, wo ein etwas harter Frost gar leicht den kleinen Mühlteich bis auf den Grund erstarrte; aber nun mußte manche fromme Liebesweise die Grillen der Verlassenen verschrecken und Spindel und Spulrad die Langeweile vertreiben helfen. —

Solch ein rauher, stürmischer Decemberabend war es, welcher Dorotheen bei der eben beschriebenen Beschäftigung überraschte. Der Wind piff schneidend durch die Schaufeln des eingefrorenen Mühltrads und peitschte den fallenden Schnee kräuselnd durch die eisigen Lüfte; aus der Ferne raschelten die losen Schiefer des Schloßthurms durch den Nachsturm und gräßliche Dissonanzen heulten durch die halb verfallene Esse des Mühlhauses. Weit war mit dem Kuckukritter auf gewohnte Streifereien gezogen, des Wetters und des Sturmes nicht achtend, und einsam saß die bange Jungfrau in dem engen Stübchen vor der schnurrenden Spindel, oft innehaltend und ängstlich lauschend auf die tosenden Windstöße draußen, die der haufälligen Wohnung bei jedem erneuerten Anfall den Einsturz drohten, so daß das arme, verlassene Kind oft erschrocken aufsprang und leise Seufzer der geängstigten Brust fast unwillkürlich entwichen. Vom Schloßhofe herüber drang das Geheul der winselnden Doggen in ihr Ohr, gleichsam wie ein spöttelnder Trost der Wildheit, daß sie nicht allein sich abhängige in der graufigen, einsamen Schreckensnacht, denn außer diesem Gewinsel vernahm sie kein Zeichen eines lebenden Geschöpfes. Sie faltete die kleinen Hände über die bebende Brust und von den frommen Lippen stiegen leise Gebete empor um Erbarmung nicht allein für sich, sondern auch für die armen Wanderer draußen, die eine solche Nacht etwa tödtlich überritt. Da ertönten plötzlich einige starke Schläge an die fest verrammelte Hausthür, daß die Beterin erschrocken aufsprang, wohl im ersten Augenblicke unschlüssig, was sie beginnen sollte. Doch der Gedanke, es möchte vielleicht solch ein verirrter Nachtwanderer sein, für welche sie so eben des Himmels Erbarmen angerufen, trieb sie entschlossen zur Thür, wo in demselben Momente ein zweites, noch stärkeres Pochen begann. Sie öffnete nun hastig, prallte aber betroffen zurück, als sie in dem Eintretenden einen Jüngling erkannte, der eine Harfe auf seinen Schultern trug. Eine so unverhoffte Zusammenkunft mit einem fremden, jungen Manne

konnte der Sittigen nicht anders, als höchst peinigend sein, und die Verlegenheit überzog jetzt die jungfräulichen Wangen mit flammendem Roth; doch als der jugendliche Gast mit vor Frost bebender Stimme bescheiden und demüthig um Entschuldigung bat und nur um wenige Minuten Ruhe flehete, bis sich seine von Frost erstarrten Glieder wieder etwas erwärmt und gestärkt: da schwanden alle Besorgnisse aus dem Herzen der Jungfrau, und von sanftem Mitleid durchdrungen, nöthigte sie mit süßer Stimme den Fremdling in ihr Stübchen. Mit zarter Sorgfalt nahm sie sich des Erstarrten an und was nur immer Küche und Keller vermochten, das trug sie auf, dem Hungrigen und Ermüdeten zur Erquickung.

„Habt herzlichen Dank für die stärkende Labung, holde Jungfrau!“ begann jetzt der gesättigte und wiederum erfrischte Jüngling, indem er sich erhob und die Fülle seiner blonden Locken auf die Schultern zurückwarf. Das große, blaue Auge haftete mit sichtbarem Wohlgefallen auf der blühenden Mädchengestalt, und er fuhr fort: „Als mich da draußen das schreckliche Unwetter überfiel, habe ich wohl lange vergebens zum Himmel um Rettung gefleht, wollte auch schier der Frost schon die kräftige Jünglingsnatur übermannen, daß ich nicht anders als umzukommen wähnte; sieh, da ließ der Allbarmherzige mich seiner Engel einen finden, und ich bin gerettet!“

Da erglühten die Wangen der anspruchlosen Wirthin in noch dunklerer Gluth; aber es waren die Rosen der Freude, die auf dem lieblichen Antlitz erblüheten, darüber, daß der Allgütige ihr frommes Gebet erhört. Doch wagte sie es nicht, das sanfte Auge zu erheben auf die vor ihr stehende Jünglingsgestalt, obgleich es sich angezogen fühlte von der edeln Schönheit derselben. Welch ein herrliches Ebenmaß in den schlanken Gliedern, welche eine kräftige und doch angenehme Fülle in allen Theilen des Körpers, wie edel und bescheiden zugleich seine ganze Haltung; ach! in Dorotheens fühlendem Herzen ward ein Etwas laut, dessen Stimme sie noch niemals vernommen und deshalb auch jetzt nicht verstand, daß sie aber in diesem Augenblicke so sonderbar bewegte, daß sie die Augen niederschlagen mußte, so gern sie auch die liebliche Jünglingsgestalt recht fest damit erfaßt hätte.

„Mein Name ist Leuthold,“ begann jetzt der Fremdling mit launiger Lebendigkeit zu erzählen: „mit meinem Stande und Gewerbe macht Euch das Saitenspiel bekannt, welches dort im

Winkel lehnt und dem Anscheine nach von Freund Boreas ganz verpfuscht worden, der mir gar wunderliche Weisen darauf vorgeheult, wie sie mein Ohr nimmer vernommen; Thüringen ist mein Geburtsland, Wohnung und Obdach aber finde ich jederzeit und überall, wo man die edle Musica und Gesang liebt — doch weile ich am liebsten in hiesiger Gegend, wo die edlen Herren Grafen von Askanien und von Mansfeld, die Herren von Arnstein, Querfurt, Falkenstein und die sich in Sanderleben niedergelassen, gar oft meiner begehren, wofür sie mich gern bewirthen und reichlich belohnen. So ward ich vor acht Tagen nach dem hohen Falkenstein entboten, als wo der Herr Graf das Beilager seiner zweiten Tochter mit dem Edeln von der Assaburg durch ein großes Banquet verherrlichen wollte, wo denn freilich Musica und Gesang sicherlich ungern vermist worden wären.“ — Und nun begann er das Fest so lustig und anmuthig zu beschreiben, daß das laufende Mägdelein mehr als einmal in einen leisen Ausruf der Verwunderung ausbrach, zumal ihr, der von der Welt Abgeschiedenen, fast das Meiste ganz neu und beinahe ganz unerhörte Dinge zu sein schienen. Aber über die Züge voll Unschuld und Güte lag eine so anziehende Heiterkeit verbreitet, daß der jugendliche Erzähler leicht ihr Wohlgefallen an seinem Vortrage errathen mochte und daher nicht aufhören konnte mit seinen lebendigen Schilderungen des heitern Festes. — „Heute nun,“ schloß er endlich, „verließ ich die gastliche Burg, um die von Staremburg auf eine kurze Zeit heimzusehen, die mein Saitenspiel nicht verachten und gern meine Liederweisen vernehmen; aber das gute Wetter ist, wie Ihr wißt, gegen Abend plötzlich umgeschlagen, und von ihm und der Nacht überrascht, ward ich bald des Weges ungewiß, so daß ich wohl länger als drei Stunden in der Irre herumgelaufen, bis mir Euer freundliches Licht entgegenleuchtete, das mich auf die verlorne Straße zurückgeführt. Aber von der Angst und Anstrengung bis zum Umsinken ermattet, hätte ich wohl schwerlich das nahe Kloster Bedderstedt erreicht, weshalb ich mich denn nicht geschent anzuklopfen, Herberg' und Rast nur auf ein Stündlein begehend.“

„Ihr habt wohl,“ fiel Dorothea, merkend, daß des Gastes dankerfülltes Herz sich von Neuem zu ergießen im Begriff stand, dem Erzähler lächelnd in's Wort: „Ihr habt wohl droben auf Falkenstein durch manch ein schönes Lied die ritter-

lichen Herrschaften erfreut, und wenn es nicht gar zu unbescheiden klänge, möchte ich Euch wohl nur um Eines davon bitten."

Da nahm Leuthold schnell gewährend die Harfe aus dem Winkel, durchgriff sie prüfend mit gewandten Fingern, stellte die vom Nachsturme zerstörte Ordnung eilig wieder her und harfenirte und sang; aber des Mädchens Auge ruhte in stummem Entzücken auf dem blondlockigen Sängler und mancher Liedestou, mancher Harfenklang hallte ihr deutlich, nur allein von ihr vernommen, im verschwiegenen Innern wider, daß bisweilen seufzend der keusche Busen sich hob und ihr unwillkürlich helle Tropfen unter den langen Wimpern hervordrangen, deren Fall auf die weiche Hand wie aus einer süßen Betäubung sie erweckte. Der junge Harfenmeister aber kannte kaum sich selber noch, denn so — das fühlte er deutlich — so wie der jetzige war ihm kein Gesang gelungen auf Falkenstein, hatte ihn gleich dort feuriger Lebenssaft begeistert, hier nur zwei sanfte Mädchenaugen.

Unterweilen hatte das Wetter nachgelassen in seinem Wüthen; nur in abgebrochenen, seltenen Stößen heulte der Nachsturm noch, aber am gereinigten Himmel war der lichte Sternenschleier ausgespannt und der Mond tauchte kahnsförmig am Saume des Schleiers herauf. Da schied Leuthold dankend von der Jungfrau, nichts mehr fühlend vom erstarrenden Froste, und durch die Stille der Nacht schwammen noch aus beträchtlicher Ferne auf den Bogen des besänftigenden Windes die Klänge seiner Harfe zu der ihm lange Nachlauschenden hinüber. —

Seit jenem Abende war in Dorotheens Herzen eine merkwürdige Veränderung vorgegangen. Hatte sie sich bisher in ihrer beschränkten Lage grade nicht glücklich gefühlt, so hatte doch auch kein unbefriedigter Wunsch sie beunruhigt; jetzt aber that sich auf einmal eine Leere in ihrem Innern auf, welche sie zuweilen in eine solche nicht zu erklärende Unruhe versetzte, daß selbst ihr Vater, der sich sonst wenig um ihr Thun und Lassen kümmerte, aufmerksam wurde. Allein seinem strengen und ernstlichen Forschen entgegnete die Unschuldige, welche mit ihren Gefühlen ja selbst noch nicht in's Klare gekommen, wiewohl die dunkle Gluth ihrer Wangen leicht zur Verrätherin hätte werden können, wenn es die Rohheit vermöchte, dergleichen zarte Empfindungen zu begreifen und zu entziffern: daß der lang gehegte Wunsch, das Saitenspiel zu erlernen, sie öfters so beunruhige und die Furcht, eine abschlägige Antwort auf ihre Bitte zu er-

halten, sie jedesmal so einschüchtere, wenn sie ihr Verlangen kund zu machen versuche.

Der Alte schwieg und forschte nicht weiter. „Einfältiges Ding!“ großte er nach einer Pause: „spindlirt sich da den Kopf dumm sonder Noth! Wöchte fast der Kärrin gewähren, wenn ich nur einen solchen Fant aufzufinden wüßte, der das Harfeniren verstände. — Schlag Dir die Grillen aus dem Sinne, Dirne! und bleib bei Deinem Spulrad!“

Fast hätte die Arglose in der Freude ihres Herzens dem Alten ihre gemachte Bekanntschaft mit Leuthold verrathen, wovon sie bisher, sie wußte selbst nicht aus welchem Grunde, gegen ihn geschwiegen hatte, allein der plötzlich zurückkehrende schroffe Ernst am Ende seiner Rede schloß ihr alsobald den Mund. Um so angenehmer wurde sie kurze Zeit darauf überrascht, als eines Tages ihr Vater mit Leuthold in die Stube trat. Aber schmerzlicher Schreck bleichte auf einmal ihre Wangen, als ihr Vater in seiner gewohnten rauhen Weise zurief:

„Weiß ihm die Wunde, Dorothea! Er mag mit der empfangenen Lection zufrieden sein. Siehe, kommt mir da heute das Häntlein lustig trallern und wohlgemuth entgegen; Dein Wunsch kam mir in den Sinn, denn sonst hätte ich mich um den Flederwisch, wahrlich! nicht bekümmert, und so sing ich denn das lustige Vöglein zu Deiner Erheiterung, Dirne! Aber, traun! der Bursche hat Ruth; schau, wie er mir den linken Arm gelähmt, darum mußte ich ihm Ernst zeigen, hieb ihm die Federhaube vom Kopfe und mag ihm bei der Gelegenheit wohl etwas verb am Schädel gekittelt haben. Du magst ihn verbinden, und fügt er sich in Deinen Willen, so sei er frei; denn mir können dergleichen Landläufer nichts nügen.“

Leuthold hatte wohl die Angst bemerkt und bei der Tafel seiner Wunde das Bittern gefühlt, welches bei dieser Redt das liebe Mädchen ergriffen; er suchte sie deshalb mit einigen leisen Worten zu beruhigen, ihr versichernd, daß seine Selbstwundlung ganz unbedeutend sei, indem sein dichtes Barret des Liebes Schwelt gebrochen und er dadurch nur zu Boden geworfen und wehrlos geworden sei. Dann wandte er sich zu Weir mit den Worten:

„Hättet Ihr, Alter! Euer Begehr nicht auf eine solche Gaunermanier mir kund gegeben, so hätten wir uns nicht blutrünstig zu schlagen nöthig gehabt; ich würde Euch ohne Widerrede gefolgt sein, Eurer Tochter den gewünschten Unterricht zu

ertheilen. Ein andermal seib hübsch höflich bei Euren Anträgen, alter Graukopf! Es möchte nicht immer so gut für Euch ablaufen, wie diesmal."

"Ist meine Art nicht anders, Knabe!" entgegnete der Müller, "Du wirst mich nicht ändern. Uebrigens haben wir nichts weiter mit einander zu schaffen; Du weißt nun, was ich von Dir wollte, danach richte Dich."

Mit diesen Worten verließ er die Stube. Welche Empfindungen aber die Herzen der beiden Zurückbleibenden durchströmten, wer vermag sie zu beschreiben? Dorotheens Sorge war zuerst auf die Wunde gerichtet, die sie sorgfältig untersuchte, in der That ganz gefahrlos fand und nach des Vaters Geheiß verband. Dem Jünglinge aber verschwanden unter ihren pflegenden Händen bald die letzten Schmerzen und wenige Tage richteten hin, um die Wunde zu vernarben. Jetzt ließ er es sich angelegen sein, dem Gebote und Willen seines rauhen Siegers nachzukommen. Wie ihm dieses gelungen, wäre wohl überflüssig, zu erzählen. Die Schülerin machte dem Lehrherrn Ehre; aber unermüdet war auch der Eifer, den er in den Unterrichtsstunden zeigte.

Nebenbei faßte das liebliche Möslein der Liebe recht frisch und fröhlich in den jugendlichen Herzen Wurzel und entfaltete allmählig immer üppiger seine entzückenden Knospen. Ach! es war eine monnereiche Zeit für die beiden Glücklichen angebrochen, aber des Schicksals unergründbare Laune trat nur zu bald recht störend dazwischen, um mit einem Schlage die so schuldlos erblühete Sonne für immer zu vernichten. Daß der gefühllose Zeit, der das liebende Pärchen einmal bei seiner unverhofften Zurückkunft überraschte, mehr über das ewige Harfeniren erzürnt, wie ein böser Dämon dazwischenfuhr und dasselbe unter gräßlichen Flüchen aneinanderjagte, war nur der erste Anfang und gleichsam nichts als das Vorspiel ihres über sie hereinbrechenden Mißgeschicks. Die nächste Folge war, daß der aufgebrauchte Störenfried den liebenden Gesangmeister aus dem Hause jagte, mit dem Bescheide, wenn ihm das Leben lieb sei, es nimmermehr zu wagen, dessen Schwelle zu betreten. Dorotheens hervorstürzenden Thränen donnerte er grobe Verwünschungen entgegen und würde sie unfehlbar gemißhandelt haben, hätte sie sich nicht seinem Wüthen augenblicklich entzogen. Dennoch wurden den Liebenden eine zeitlang noch manche genußreiche Stunden zu Theil, die durch den Reiz der Heimlichkeit noch an Genuß gewannen, wenn sie in des Müll-

lers Abwesenheit bisweilen sich sahen, wo dann oft eine Stunde für tagelange Trennung sie entschädigte. Durch die Erfahrung aber vorsichtiger gemacht, benutzten sie diese Gelegenheiten seltener, als sie gekonnt hätten, denn sie wußten zu gut, wie sehr sie eine zweite Ueberraschung von Zeit zu befürchten hatten. —

Während eine so wonnereiche Zeit den Liebenden erblühte, traf es sich einst, daß Zeit auf dem Heimritte von einem ihrer Streifzüge den Kuckenburgler, der finster und stumm dem brausenden Rappen den Zügel ließ und, trotz dem überaus glücklichen Ausgange ihres Wagnisses, grollend in tiefen Gedanken versunken schien, also anredete:

„Warum so düster, Herr Ritter? Will es mir doch fast bedünken, als quälte Euch ein heimlicher Wurm. Reitet Ihr doch in so tiefen Gedanken einher, wie lehthin das Jungherrlein, das minnekrank unser Herannahen zu spät inne ward und dafür mit seinem Blute Buße thun mußte.“

Da lachte der Ritter voll bitterem Unmuths hämisch auf, mit Ingrimm erwidern: „Was faselst Du, alter Tollkopf! da von Minne? Nie war ich ihr hold, und wenn ich auch hier und dort mit einem thörichten Antrage hervortrat, so geschah dies bloß, weil ich daheim einer tüchtigen Hauswirthin benöthigt bin und nebenbei mein mühsam errungenes Wappenschild zu befestigen vermeinte. Doch die hochfahrenden Burgfräuleins trugen die Mädchen gewaltig hoch und hielten den simplen Rittersmann für zu gering, um das Lager mit ihm zu theilen, und ich muß nun wohl — setzte er mit hämischem Scherze hinzu — noch einen Versuch bei Deiner Dirne wagen, um mich auch von ihr verschmäht zu sehen?“

Das fuhr dem Thalmüller wie ein Pfeil durch's Herz und mit einem grinsenden Lächeln, das die alten, häßlichen Züge nur noch widriger machte, entgegnete er in gleichem scherzenden Tone: „Kann's nicht wissen, Herr! Es gilt die Probe.“

„Meinst Du?“ lachte Wolf mit stolzfunkelnden Augen, die schwarzen, buschigen Braunen drohend in die Höhe reißend: „Geda! mein Müllerlein! wohin schweifen Deine Gedanken? Dank's meinem langjährigen Wohlwollen, hochfahrender Mehlwurm! daß mein Arm Dir Deinen Dünkel nicht aus dem Schädel vertreibt!“ — Drohend hob er hiebei die Rechte, daß der Müller seinen mausfahlen Gaul schnell seitwärts hinwegriß.

„Nun, nichts für ungut, Herr Kolf! Wie Euch doch ein unschuldiger Scherz gleich in Hitze zu treiben vermag!“ lenkte Weir besänftigend ein, aber in dem listgewandten Hirne war ein verwegener Plan gereift und ruhig fuhr er fort: „Schein trägt oft und im unscheinbaren Kiesel liegt auch, bisweilen ein edles Gestein verborgen. So darf ich mit Recht wohl meine Dorothea vergleichen, wenn ich Euch jetzt entdecke, was ich noch Keinem vertraute, ja, ihr selbst nicht: daß sie nicht meine Tochter, daß sie wahrscheinlich vornehmen Geblütes und Euch vollkommen ebenbürtig ist.“

Kolf horchte hoch auf bei dieser Entdeckung seines Vertrauten; ein wildes Verlangen hob die Eisenbrust, denn die üppige Jungfrau hatte schon mehr wie einmal seine Begierden rege gemacht, doch er fürchtete den verwegenen und rachgierigen Vater. Er heftete das Auge mit drohendem Zweifel auf seinen Begleiter. „Müller! Glender Betrüger! hüte Dich, so Du Dich Lügen unterfangen!“ rief er mit furchtbarem Ernste, doch begierig nähern Aufschluß zu empfangen.

Der Alte blieb ruhig, vermaß sich hoch und theuer, erzählend, wie er das schlummernde Kind einst am Wege gefunden, von seiner seltenen Schönheit sich habe blenden lassen, es mit sich zu nehmen und zu erziehen. Er bewahre daheim noch eine Kette, die das Würmlein umgehabt, woran eine Schaumünze mit einem Wappen befindlich, welches er jedoch nicht zu entziffern verstehe; ein der Wappenlehre Kundiger, dem er die Münze gezeigt, habe ihm aber versichert, daß dies Wappen einem vornehmen Geschlechte angehören müsse. „War doch mein seliges Eheweib ganz vernarrt in das schmucke Kindlein, — fuhr er fort — also, daß ich sie niemals bewegen konnte, selbiges wieder von sich zu lassen, meinend, sich dadurch eine Stufe in den Himmel zu erbauen. Nun, ich wurde am Ende des fruchtlosen Mahnens überdrüssig, und weil die Dirne nachgehends so gut einschlug, habe ich sie immer als Tochter gehalten und Niemandem etwas von ihrem dunkeln Schicksale entdeckt.“

So wußte der verschlagene Alte sein Märlein so wahrscheinlich und Kolf's Sinnlichkeit nach und nach in dem Grade rege zu machen, daß der Ritter vor Begierde brannte, die Kette mit dem unbekanntem Wappenthaler zu sehen, so daß der Schlaue Mühe hatte, den Ungedulbigen wieder zu beruhigen.

Raum auf der Burg angelangt, trat Rolf auch schon in die Mühle, Beiten mit strenger Hast befehlend, sogleich die Kette herbeizubringen. Erst nach ziemlich langem Suchen, das für den Alten durch des Ritters dringende Ungeduld schon recht peinigend zu werden anfing, gelang es dem erstern, unter seinen geraubten Schätzen eine der beschriebenen ähnliche Kette aufzufinden, welche er, wie er sich deutlich erinnerte, einst einem bejahrten, wehrlosen Pilger ohne Rolf's Beisein und Wissen abgenommen. Diese brachte er dem Hartenden. Der rohe Ritter verstand so wenig von der Wappenkunde, als sein fühlloser Kampfgeselle, und es bedurfte nur des fremdartigen, ihm völlig unbekanntes Wappenzeichens, um seinen Entschluß augenblicklich zu bestimmen. „Dorothea wird die Meine!“ rief er mit stürmisch hervorbrechender Gluth, nachdem er eine zeitlang das fremde Geschmeide aufmerksam betrachtet hatte: „Räthselhaft vor der Welt, wie das meine, ist auch ihr Schicksal, darum sei und bleibe sie auch mir bestimmt! Lustig, Alter! Du sollst uns die Hochzeit ausrichten; aber eile und rufe sie herbei, damit ich ihr meinen Willen verkündige!“

Der rohe Brautwerber wollte vergehn, als Dorothea nirgends zu finden war. Die Holde war grade abwesend zum Besuche bei einer Freundin in der Nachbarschaft. Spät erst gelang es Weit's anhaltenden Ermahnungen, nichts zu übereilen und dem Mädchen noch einige Tage Frist zu vergönnen, damit er ihr erst über ihr dunkles Schicksal Aufklärung geben und sie auf ihr Glück vorbereiten könne. So nur ward es ihm möglich, den Ungestümen zu beschwichtigen; doch er schied mit der kräftigsten Betheuerung, daß morgen Alles entschieden sein müsse. —

Das bald darauf mit lärmendem Jubel vollzogene Beilager Rolf's mit der schönen Müllerstochter erfüllte Alle, die das sanfte Mädchen kannten, mit ängstlicher Trauer und theilnehmender Besorgniß um so mehr, als sich das Gerücht bald bestätigte, daß die Unglückliche nur der offenbaren Gewalt hatte nachgeben müssen und nicht eine Spur von Neigung sie zu diesem Bündnisse angetrieben hatte. Ihr frommes, unschuldig Herz war ja längst einem Edlern geweiht, und daß sie diesem entsagen mußte — wer fühlte nicht, daß die Bedauernswerthe in diesem Augenblicke Alles verloren hatte, daß sie nun dem Unglücke ohne Hoffnung unerrettbar verloren war? Sie empfand dies tief und erkannte das Schreckliche ihrer Lage, aus welcher sie die Nothheit

ihrer ungeliebten, aber desto mehr von ihr gefürchteten Gatten nimmermehr zu reifen vermochte. Ach! die Unglückliche, vom eignen Vater Verkauft, vermeinte manche Nacht, gekränkt von den erlittenen Unbilden ihres unartigen Eheherrn, aber noch tiefer verwundet im Innersten ihres treu liebenden Herzens.

Als Leuthold, den, während dies geschah, Beruf und Kunst grade weit entfernt hielten, bei seiner Wiederkehr in diese ihm so werth gewordene Gegend das Geschehene erfuhr, irrte er zwar Tage lang wie betäubt umher, doch sah er sehr bald ein, daß eitles Klagen und Härmen vergebens ist, wenn es sich nicht mit kräftigem Handeln verbindet. Was aber sollte der machtlose Harfner gegen den gefürchteten Räuber und Zerstörer seines Erbdenglücks beginnen? Er allein war viel zu ohnmächtig; zwar versuchte er insgeheim den allgemeinen Haß unter den Bewohnern der Umgegend zu einer gemeinsamen That anzufachen, die sie auf immer von ihrem gefühllosen Peiniger befreit haben würde, wenn sie zur muthkräftigen Ausführung gekommen wäre, auch gelang es ihm wirklich, eine Anzahl Bürger und Landleute bis dahin zu befeuern, daß sie ihm thätige Hülfe und Unterstützung versprachen, doch, leider! ließen es die mit dem Schwerte Ungeübten bei eiteln Versprechungen. Schon war die Nacht verabredet, in welcher Dorothea durch List oder Gewalt aus den Händen ihres Peinigers befreit werden sollte, als durch die unerwartete Zurückkunft des Kukukritters die feigen Kampfgenossen so erschreckt wurden, daß sie durch keine Bitten des muthigen Sängers zu bewegen waren, das gefährvolle Abenteuer zu bestehen, und mit einem Herzen voll Trauer und Augen voll unwilliger Thränen mußte Leuthold so seinen listig erfonnenen und der Ausführung so nahen Plan scheitern sehen. Sein bis beinah' zur Wuth gesteigerter Unmuth zwang ihn, eine Gegend zu verlassen, die ihm die Liebe zum Paradiese geschaffen und die Feigheit ihrer Bewohner bis in das Innerste verhaßt gemacht. Aber doch blieb die Liebe mächtiger in ihm, als der Haß, und so kam es denn, daß Dorothea, als sie eines Abends einsam trauernd ihren Thränen freien Lauf ließ, plötzlich vor dem Fenster ihres Closettes Harfenaccorde vernahm, die wie eine Erinnerung an vergangene schönere Tage ihr Ohr berührten. Die tönenden Accorde gingen plötzlich in eine schwermüthige Weise über und wurden von einer, ach! ihr zu wohl bekannten Männerstimme begleitet, daß alle Fibern ihres Herzens erbeben und den

zitternden Lippen der unwillkürliche Ausruf: „Leuthold!“ entfloß. Er war es wirklich, der Getreue; seine Liebesworte beklagten ihr zertrümmertes Liebesglück und forderten als Beweis der unerschütterten Treue nur ein Zeichen! Und aus dem Fenster des Frauengemaches flatterte eine Bandschleife herab, die ein mitleidiger Biadstöß glücklich zu den Füßen des unglücklichen Harfners führte. Da rauschten einige fröhlichere Accorde zum hohen Burgfenster hinauf, als Dank und zum Zeichen, daß das werthvolle Geschenk ihm zu Händen gekommen, und durch die stille Abenddämmerung sah Dorothea den geliebten Jüngling freudig damit davon eilen. Aus dem verborgenen Winkel aber suchte sie eilig das eigene, lang vergessene Saitenspiel hervor, und bald war es von Schmutz und Staub gereinigt und die zerrissenen Saiten durch neue ersetzt. Als bald darauf in der Abendstunde die freundlichen Accorde wieder ertönten, schwirrte eine Antwort durch das geöffnete Fenster herab, die die innerste Seele des aufmerksamen Zuhörers bewegte und ihn zu den freudigsten Dankestönen begeisterte.

So kehrte Leuthold noch manchen Abend wieder und Dorothea stand hinter den Fensterbogen, bald gegenseitig klagend, bald einander tröstend Weisen zu den Harfenklängen singend, also, daß der nagende Schmerz sich nach und nach durch des Todes Gewalt in stille Schwermuth und geduldige Ergebung auflöste. Gern hätten auch wohl die Liebenden eine noch größere Annäherung gesucht, allein des Ritters gräßliches Doggenpaar, das mit jedem Abende seiner Ketten entledigt, frei als treue Wächter die Burg umkreisete, über alles Verdächtige mit scharfem Gebiß herfiel und was es nicht erwürgen konnte, wenigstens oft schrecklich zerfleischte, verhinderte eine solche eine lange Zeit hindurch. Doch der allgewaltigen, Alles wagenden Liebe gelang's endlich, auch diese Unholde zu firren, daß sie freundlich wedelnd und schmeichelnd die Leckerbissen aus des Jünglings Händen empfangen und nicht daran dachten, den liebenden Nachtwandler fernert zu beunruhigen. So konnte er endlich bis unter das Fenster der geliebten Burgherrin gelangen und die vom Schicksal und durch Bosheit Getrennten durften nun manches Stündchen traulich mit einander verkosen. Aber bald ward unter diesem Gefose auch ein neuer Anschlag zu Dorotheens Befreiung ausgedacht, der nur noch einem günstigern Augenblicke zur glücklichen Vollbringung entgegen sah. Leutholdens Bemühungen und überredenden Bitten,

mehr noch aber seinen Lohn verheißenden Versprechungen war es sogar gelungen, ein Paar muthige Wagehälse in sein Interesse zu ziehen, die sich mit Blut und Leben ihm verschworen hatten.

Endlich nahte der lang ersehnte Rettungsabend. Deuthold's Harfentöne schwirrten durch die Lüfte, der Geliebten zum Zeichen, daß sie sich bereit halten sollte. Doch furchtbarer Schreck lähmte plötzlich die Finger des Harfners, als er des Ruckenburgers schwarze Riefengestalt, von Weit begleitet, im bleichen Mondeschein auf sich zuschreiten sah. Einer der Burgknechte, der die Liebenden trotz ihrer Vorsicht doch belauscht, war zu ihrem Verräther geworden, und obgleich der kältere, heimtückische Weit noch einige Zögerung empfahl, um den arglosen Jüngling desto sicherer in's Verderben zu locken, so konnte doch Rolf's bei dem ersten Aufschwimmen der Harfe ausbrechende Wuth keine Grenzen mehr; einem blutigierigen Tiger gleich, sprang er aus seinem Versteck hervor, den Müller, der ihn zurückzuhalten strebte, von sich schleudernd. „Verruchter Sängerbube!“ brüllte er Deutholden zu; dieser aber, da er sich erst so sicher gewähnt hatte und sich nun so unerwartet gestört sah, von Entsetzen und Schrecken überfallen, wandte sich schnell zur Flucht.

Da tönte ein schneidendes Hussa! Hussa! ihm nach, und mit dem Schreckensgeheul der Hölle stürzten die wüthenden Doggen auf den Flüchtling zu, denn der Ritter selbst konnte ihm in seiner Rüstung nicht folgen und Weit's alte Füße möchten ihn wohl schwerlich erreicht haben. Deuthold aber, als er seine Verfolger vernahm, erwartete sie ruhig, freundlich mit der Zunge sie an sich lockend. Und sieh! da sprangen die grimmigen Thiere lieblosend an den Bekannten hinauf und jolten vor Freude und leckten ihm Mund und Hände, dankbar die gewohnten Lederbissen von ihm empfangend.

„Schaut doch, Rolf!“ rief er seinen ob des unerhörten Wunders höchlich erstaunenden Verfolgern zu: „zeigen doch, wahrlich! diese Bestien mehr Gefühl denn Ihr!“

Als Rolf aber die Gefahr so urplötzlich vernichtet sah, da flämmte sein Auge auf in furchtbarer Zornesgluth; das gewaltige Schwert flog klirrend aus der Scheide, drohende Blitze durch die bleiche Mondnacht werfend, und so schnell es nur seine Waffenlast erlaubte, rannte er auf den Jüngling los. Dieser jedoch, ohne zu säumen, stürzte in fliegender Eile den Berg hinab; aber ihm nach saufte der ihm nachgeschleuderte Flammberg, dessen Klinge

dicht hinter seinen Fesseln Mitrund im steinigsten Boden zersprang; ein Feldstein jedoch, von Weit's Alter, aber immer noch kräftiger Faust ihm nachgeschandt, traf das Seitenspiel auf des Jünglings Rücken, daß wimmernd die dröhnenden Saiten zersprangen und es zerschmetterte zu Boden fiel. — Weithin durch die nächtliche Stille vernahm der Entkommene noch das Schmerzenseufeln der Müden, auf welche nun Rolf's ganze, gräßliche Wuth gefallen und die nur erst dann nachließ, als das Leben der zu Tode Gemarderten völlig entwichen war. —

Aber bedauernswürdiger als je wurde von jetzt an das Loos der unglücklichen Dorothea. Der Zorn ihres schrecklichen Peinigers hatte sich zwar nach befriedigtem Blutdurste einigermaßen verträumt, aber die Rache war keineswegs verköhlt. Die wenige Freiheit, die sie bisher genossen, wurde noch mehr beschränkt; anfangs völlig wie eine Gefangene behandelt, durfte sie nicht eine Viertelstunde lang aus dem Schlosse sich entfernen, und wenn auch nach Verlauf mehrerer Wochen eine etwas größere Freiheit ihr wieder erlaubt wurde, so durfte sie sich doch nie weiter entfernen, als es der enge Gesichtskreis der Burg in das Thal verstattete. Jeder ihrer Schritte ward jederzeit von Spähern bewacht, und furchtbar loderte der Zorn ihres eifersüchtigen Tyrannen auf, wenn nur ein Schein von Verdacht sich zeigte, der ihn nicht selten zu thätlichen Mißhandlungen seiner schuldlosen Gattin verleitete. Leuthold's Leben war unter solchen Umständen in dieser Gegend zu sehr in Gefahr, als daß er ein noch längeres Verweilen in derselben hätte wagen sollen. Er wußte, daß die Leiden seiner Geliebten dadurch nur vergrößert werden konnten, ohne daß ihr der geringste Nutzen davon erwuchs, vielmehr, so schloß er ganz richtig, würde ihre jetzige Lage nur durch seine schleunige Entfernung gemildert werden. Wie eifrig daher auch Rolf und Weit mit ihren Mordgenossen die Gegend weit umher durchforschten, die Bemühungen der Unholde blieben fruchtlos. Leuthold war und blieb für immer verschwunden.

Erst als Dorothea diese Gewißheit hatte, gewann sie einige Ruhe wieder und vermochte ihr Unglück mit größerer Fassung zu ertragen; weil aber mit Leuthold's Verschwinden zugleich die Haupttriebfeder zu ihrer Peinigung gebrochen war, so fing auch ihre Lage allmählig an, etwas erträglicher zu werden. Rolf zog mit Weiten wieder öfter auf Jagd- und Raubzügen umher, die Zahl der sie umgebenden Späher ward vermindert

und die Arme konnte doch wenigstens wieder ungestört weinen. Ihr Lieblingsaufenthalt war in dem Borgehölz, von welchem heut' zu Tage nur ein kleiner, wildverwachsener Hain noch übrig ist, der noch ihren Namen führt, damals vielleicht weit mehr verwildert, aber auch ausgebreiteter, als man ihn jetzt erblickt. Sein düsterer Schatten hielt so manche süße Erinnerung verborgen: ach! der Stunden gar viele waren ihr hier im liebenden Gesose verronnen, als sie noch daheim dem Mühlwiesen vorstand und Leuthold als ihr Lehrer galt, denn daß sich hier in der umnachteten Stille die Harfenklänge lieblicher ausnahmen und manch ein Liebeston eindringender zum Herzen sprach, das hatte sie bald entdeckt, aber die Unbefangene erkannte damals die Ursache noch nicht. Nun war ihr das Gebüsch zum verschwiegenen Tempel ihrer Liebe geworden, wo das kleinste Gesträuch, jede aufbrechende Blüthenknospe ihr wie voll freundlichen Mitleids eine süße Erinnerung aus den Tagen jener bessern Zeit zuflüsterte, wo ihr die Stunden, welche sie in dieser verborgenen Einsamkeit verträumte, den entrissenen Liebling ihres Herzens näher zu bringen schienen, während droben in den engen Gemächern der Burg sie Alles nur zu lieblos an ihre traurige Lage mahnte.

Als nun des Frühlings Hauch die starre Winterdecke auf Bergen, Feldern und Fluren schmolz und tausend und abermal tausend junge Keime und Triebe zu einem neuen und fröhlichen Leben erweckte, auch das öde Burgthal wieder mit frischen Reizen sich zu schmücken begann, da betrat auch Dorothea das liebe Gehölz freudiger als je; denn in den langsam dahinschleichenden Wintertagen war ihr der Plan gereift, hier durch Kunst der verwilderten Natur zu Hülfe zu eilen und das zu ordnen, was sie zu vernachlässigen schien. Unter ihrer Aufsicht und Leitung wurde das regellose Buschwerk bald zu einem freundlichen Lustgehölz umgeschaffen, so daß der finstere Eheherr selber oft im Stillen die sinnige Anordnerin bewundern mußte. Er ließ sie gewähren, nur daß seine raue Hand zuweilen wieder zerstörte, wo Argwohn oder hämische Verleumdung ihm zuflüsterte, daß irgend ein Denkmal aus der Vergangenheit darunter verborgen liege, dem er abhold war und das er, wenn es ihm möglich gewesen wäre, gern völlig vertilgt hätte. Zwar kränkte er dadurch immer von Neuem der leidenden Gattin Herz, nichts desto weniger blieb ihr aber ihre kleine Schöpfung werth, nur daß sich ihre Gefühle immer scheuer und dichter vor der unbarmherzigen Roheit verhüllten. —

So waren zwei Sommer vergangen und der Herbst färbte schon mit seinem röthlichen Golde die Blätter, Silberfaden von einem verdorrten Halmchen zum andern ziehend. An einem jener schönen Abende, die er wohl bisweilen wie ein liebender Freund als ein Gedächtniß besserer Zeiten den Menschen schenkt, saß Dorothea sinnend in der schon halb entblätterten Laube von jungen Blutbuchen inmitten des Lustgehölzes, die schöne Vergangenheit und die schreckende Gegenwart mit jagender Seele überdenkend. Stille ruhte um sie her und das eintönige Rauschen des Abendwindes durch die fallenden Blätter diente mehr dazu, sie nur noch tiefer und schmerzlicher in die einmal erregten trüben Phantasien zu versenken. Plötzlich rauschten Mannesstritte durch das raschelnde Laub und vor die Träumerin trat, völlig gewappnet, ein Knappe mit stittiger Geberde und ehrerbietiger Verbeugung.

„Haltet es der Kühnheit zu gute, edle Frau! wenn ich Euch störte,“ sprach er mit wohlklingender, tiefbewegter Stimme zu der Erschrockenen: „Ist mir's doch, wahrlich! ganz unmöglich gewesen, aus dem lieben Vaterlande zu scheiden, ohne Euren Zuspruch und freundlichen Abschiedsgruß.“

Dorothea war aufgesprungen und starrte, den eigenen Augen nicht trauend, dem fremden Kriegsknechte tiefer unter die Blechhaube. Ein vom Grame gebleichtes Gesicht, ein vom Kummer getrübbtes Auge lächelte ihr in wehmüthig-freundlicher Erwartung entgegen; doch freudiger Schreck trieb ein seit langer Zeit in ihren abgehärmten Zügen vermischtes Erröthen auf ihre Wangen und entpreßte ihren Lippen den Ausruf: „Leuthold! Um Gotteswillen, bist Du's?“ — Doch setzte sie in schnell erwachter Besorgniß hinzu: „Unglücklicher, flieh! Du wärest des Todes, wenn Kolf Dich hier fände!“

„Ob mich nun das Schwert eines Ungläubigen hinwegrafft oder die Hornwuth Deines wilden Tyrannen,“ rief Leuthold freudigen Sinnes, „gilt mir jetzt gleich viel. Hab' ich Dich doch wieder, meine Dorothea! Bist Du doch mein Eigenthum noch, Du treue Dulderin! Ach! auch Dein Bild ist nimmermehr von mir gewichen, weder im Wachen, noch im Traume.“

„Leuthold!“ seufzte das liebende Weib aus innerstem Busen: „o, wenn Du wüßtest, was und wie viel ich gelitten!“

„Weiß es, Du Traute!“ entgegnete er: „Als unser letzter Plan zu Deiner Rettung mißlang, als mich Schreck und Entsetzen von hinnen trieben, zog die Verzweiflung ein in meine

Brust. Aber nicht furchtsame Feigheit hat mich aus Deiner Nähe geführt, sondern nur die Sorge um Dich, Geliebte! Mein längeres Verweilen in Deiner Nähe hätte eher zur Verschlimmerung als zur Milderung Deines Schicksals gebient, da ich fernerhin nicht mehr im Stande war, thätig für Dich wirken zu können. Darum entfloß ich, in der Ferne die Hülfe zu suchen und anzuflehen, die ich in der Nähe nicht fand und nicht suchen durfte. Und sieh', meine Bemühungen sind nicht fruchtlos geblieben; mit zwölf rüstigen Genossen bin ich vor einigen Tagen hier angelangt und ihrer List ist es gelungen, von Deinem Weiniger als künftige Spießgesellen seiner Frevelthaten aufgenommen worden zu sein. Sie begleiten ihn bereits auf seinen Wegelagerungen, und er hat ihnen das Bollwerk zum Troste anvertraut, da ihm einige mißlungene Wagentücke viel Leute gekostet, weshalb ihm auch die neuen Gefährten sehr willkommen waren und schnell sein Vertrauen gewannen. Vorsicht indessen nöthigt mich, noch einige Tage lang verborgen zu bleiben, damit nicht von Neuem unser Plan scheitere; doch mußte ich Dich vor Allem in unser Geheimniß einweihen, damit Du Dich zur glücklichen Ausführung vorbereiten könntest. Schon seit drei Tagen umschleiche ich Deines Wardeners Nest, aber der Argwöhnische hütete seine Opfertaube so wohl, daß mir erst jetzt die Annäherung gelang, wo der Wüthrich sich entfernt. Ach! nur nach einem Worte, nur nach einem Laute Deiner Stimme dürstete meine Seele, dann unverzagt zum blutigen Werke, das uns Heil und Erlösung bringen soll!"

„Also darum diese Kleidung, die dem friedlichen Sänger nicht ziemt?“ erseufzte Dorothea in ängstlicher Besorgniß um den Ausgang.

„D, der ist längst vergessen!“ entgegnete er im Tone wehmüthiger Erinnerung: „Seitdem der Wurf deines Vaters mein Saitenspiel zertrümmert, habe ich mich nach keinem neuen gesehnt; Rache nur und Vergeltung durchbeben meine Brust, trieben mich rastlos umher und bringen mich in dies Thal des Schreckens und Verderbens zurück. — Aber Du zitterst, Dorothea! Sage nicht; Dein Streiter und Rächer wird muthvoll kämpfen oder siegend untergehen!“

Da sank die Liebende im Uebermaße ihres Schmerzes und Mangens an die Brust des Geliebten und nur ihr Schluchzen unterbrach die Stille dieses Augenblicks.

Plötzlich rauschten die Gebüsche von Neuem, daß die widerstrebenden Zweige knickten, und aus dem Dickicht heraus stürmte der gräßliche Kuckukritter, dem einer seiner Buben jählings nachgesprengt und die verdächtige Zusammenkunft verrathen hatte.

„Hoho!“ grinzte er in teuflischer Wuth, „treff' ich Dich doch noch, Frauenräuber?“ — und krampfhaft riß die nervigte Faust das breite Mitterschwert aus der Scheide und schwang es pfeifend durch die Lüfte; — „versuch's doch, Bube! meinem Zorne noch einmal zu entrinne!“ — Und über des Jünglings Haupt flammte die Todeswaffe; aber indem sie saufend hernieder sank, stürzte die bleiche Dorothea dazwischen mit dem Angstrufe: „Halt ein, Du Wütherich!“ — und strebte in der Todesangst die Rechte des Wüthenden aufzuhalten. Doch nur die Richtung des Todesstreichs vermochte die zarte Weiberhand abzulenken, nicht händigen konnte sie den so kräftigen Männerarm: das sinkende Schwert drang tief in die Schulter der Unglücklichen, daß sie blutend und sterbend zur Erde sank.

„Ungeheuer!“ stöhnte Leuthold in gräßlichem Entsetzen, und ehe er selbst noch recht wußte, was er begann, hatte sein Schwert schon die Seite des Mörders durchbohrt, daß er heulend zu Boden stürzte und in wenigen Minuten röchelnd die schwarze Seele aushauchte.

Mit sträubendem Haar floh Leuthold von der schrecklichen Mordstelle und nimmer hat man von dem treuen Sänger wieder vernommen; wahrscheinlich, daß die mitleidige Klinge eines Saracenen, gegen welches Volk die damalige Christenheit sich zu rüsten begann, seinem so trüben Leben ein Ende gemacht hat. —

Als diese Begebenheit in der Gegend ruchbar wurde, erregte zwar Dorotheens beklagenswerthes Ende allgemeines Bedauern, aber nicht minder groß war der Jubel über den schmachvollen Tod ihres Peinigers. In der folgenden Nacht stieg eine helle Feuerlohe gegen den wolkenbedeckten Himmel und als der junge Morgen am östlichen Himmelsthore heraufdämmerte, fiel sein Strahl auf die schwarzgebrannten Trümmer der so lange gefürchteten Kuckenburg. Leuthold's Waffengefährten hatten kaum vernommen, was geschehen war, als sie sich rasch entschlossen, die allgemeine Verwirrung und Bestürzung zu benutzen, um die herrenlose Burg entweder für sich zu erobern oder selbige zu zerstören. Sie wählten die Nacht zur Ausführung, fielen über die schlafenden Schloßbewohner her und glaubten so ein leichtes

Spiel zu haben; allein Weit stellte sich an die Spitze der aus dem Schlafe geweckten Räuber und ein schreckliches Blutbad begann. Indessen waren die Feinde bereits bis auf den Schloßhof gelangt, ehe Weit die Seinigen zu ermuntern und zu sammeln vermochte; nun aber leistete er mit denselben so kräftigen Widerstand, daß das feindliche Häuflein, von dem schon mehrere gefallen, andere aus tiefen Wunden bluteten, den Plan zur Eroberung aufgab und die Brandfackeln in die Gemächer des Schloßes warf. Bald stand die ganze Burg in Flammen, da wegen des fortgesetzten Kampfes an kein Löschen zu denken war; ein herabstürzender, brennender Balken traf des Müllers Stirn und warf ihn entseelt zu Boden. Bald endete nun auch der Kampf, da das überhand nehmende Feuer beide Theile zwang, auf die eigene Rettung bedacht zu sein, um dem furchtbaren Flammentode zu entgehen.

Am folgenden Morgen aber versammelten sich alle Bewohner der Umgegend, um nach dem Schlosse zu ziehen, und schnell waren die noch rauchenden Trümmer der dräuenden Mauern niedergerissen, daß Schutt und Gestein weit umher im Thale verstreut lagen, deren letzte Ueberreste die Bewohner nach und nach zur Erbauung und Ausbesserung ihrer Wohnungen und Gehöfte verbrauchten, so daß heutiges Tages nichts von Allem übrig ist, als die tönenden Namen. —

Die Thalmühle, schon durch Weit's wenige Aufmerksamkeit halb verfallen, fand nach ihm keinen Bewohner wieder, zumal als der Aberglaube sie erst zu einem Gegenstande des allgemeinen Schreckens gemacht hatte. Sie verfiel dahier bald gänzlich; aber noch lange blieb die Stelle, wo sie gestanden hatte, ein Ort der Furcht und des Grauens, wo böse Geister ihr Wesen trieben, bis das Licht der Aufklärung den Verstand erhellte und die schreckenden Schatten zerstreute, die der aberwichtige Volksglaube verbreitet hatte.

W. Plantenburg.



Der Tanzplatz bei Kölbick.

Hei, lustig wirbelt bei Mondenglanz
 Des Volkes Tanz
 Die Nacht hindurch unter Jubelgeschrei:
 Sassa, Zuchhei! —
 Es ist am Christtag, wo Jung und Alt
 Mit frommer Andacht zum Tempel wallt.
 Es glühen die Kerzen am Hochaltar;
 Der Priester in festlichem Talar
 Verrichtet das Hochamt; es hallet der Chor
 Und dringt durch des Tempels offenes Thor.
 Doch draußen tobt noch des Volkes Lust;
 Da schlägt der Priester an seine Brust.
 Aus dem Gotteshaus
 Tritt er warnend heraus:
 „Laßt ab von dem Frevel,
 Daß Gottes Gericht
 Euch züchtige nicht.
 Ihr södet die Weihe und schändet das Wort
 Des Herrn, d'rum macht Euch vom Tanzplatz fort!“ —
 „„Zuchheisa, Zuchheisa!““ Gelächter erschallt,
 Das Priesterwort ungehört verhallt.
 Trotz Orgelton, trotz Mettensang
 Ras't wild der Tanz an der Mauer entlang.
 Es fliegt das Haar, es trieft der Schweiß,
 Es glühen die Augen, die Wangen heiß.
 „„Laß johlen den Pfaffen, laß beten ihn,
 Wir feiern den Christtag mit lustigem Sinn.
 Fort, Glaskopf, fort, Küster, Zuchheisassa!““ —
 Mit Entsetzen ein Jeder die Tänzer sah'.
 Vom wilden Gelüste, vom Rausche warm
 Tobt über den Gräbern der heillose Schwarm.
 Da tritt auch der Küster zum Tanze heran,
 Ein wackerer Mann;
 Er zieht sein Kind aus dem Reigen am Arm,
 Daß Gott sich erbarm'!

Der Arm fliegt vom Leib'; in den wirbelnden Kreis
Reißt fort sie die Tanzsucht, von Wollust heiß.
Und lustig wirbelt bei Mondenglanz
Der schreckliche Tanz.

Es dämmert in Osten das Morgenroth,
Doch Niemand hört auf des Priesters Gebot.
„So — ruft er erzürnet, — so tanze ein Jahr
Ununterbrochen, Du tolle Schaar;

So tanz' Dich bis über die Gürtel hinein,
Beleuchtet von Sonnen- und Mondenschein;
Und Regen und Wetter sollen hindern nicht
Den frevelnden Tanz!“ Der Priester spricht,
Und wendet den Rücken, von Saus und Braus
Kehrt er zurücke in's Gotteshaus. —

Es eilen wohl Wochen und Monden dahin,
Die Rosen und Lilien, die Saatselder blüh'n,
Es reiset die Aehre im Sonnenstrahl,
Die Gräser verwelken auf Bergen und Thal;
Der Frühling, der Sommer, der Herbst sind entflohn,
Mit Frost und Schnee nah't der Winter schon,
Der Sturm ras't durch Felder, durch Forst und Schlucht,
Und Mensch und Thier seine Wohnungen sucht:
Doch wirbelt bei Sonnen- und Mondesglanz
Des Volkes Tanz.

Ringsum, ringsum, im Kreise herum
Dreht sich der Tanzenden Scandalum.
Der Fuß stampft den Tanzplatz zur runden Gruft,
Die Tänzer ätzen und schnappen nach Luft;
Es fliegt das Haar, es trieft der Schweiß,
Es glühen die Augen, die Wangen heiß;
Hincin tanzt die Schaar bis an die Brust,
Umsonst, umsonst, es brauset die Lust;
So wirbelt der Tanz ein ganzes Jahr,
Und nekt weder Regen noch Schnee das Haar,
Es veralten weder die Kleider, noch Schuh';
Biel Tausende sehen dem Tanze zu,
Der wirbelt und tobt unter Jubelgeschrei:
Juchheisa, juchhei! —

Und vollendet ist nun die lange Frist.
Die Schaar heil'ger Väter gekommen ist

Sie habren gebetet im Heilighum
 Zu Gott und zu St. Stephanum:
 Dieweil die Sünder der Frevel gereu',
 Daß er sie befrei'
 Vom schweren Bann
 Und wiederum nehme zu Gnaden an.
 Und als nun die Glocke vom Thurme erklang,
 Am Christtag erscholl der Frommen Gesang,
 Da löst' sich des Zaubers mächtiges Band —
 So meldet's der Spruch an der Kirchenwand.
 Erschöpft steigt der Tänzer verwegene Schaar
 Aus der Tanzgruft und schleppt sich zum Hochaltar.
 Hier sinken sie nieder, erlös't von der Pein,
 Und schlafen ein;
 Drei Tage, drei Nächte in süßer Ruh',
 Der Begebenheit schaut man verwundert zu.
 Zum Altar wallt Alles dankerfüllt,
 Sich kreuzend und segnend vor Christi Bild.
 „Geh hin — sagt der Bischof, — was an Euch gescheh'n
 Durch Gottes Gnade von Himmels Höh'n,
 Verkündet's den Völkern, und frevelst nicht
 Hinfort auf's Neu' wider Gottes Gericht!“ —
 Sie zogen lobsingend durch Deutschlands Gau'n;
 Noch heut' ist der Tanzplatz bei Kölbick zu schau'n.

Friedrich Stahmann.

Die ehemalige Probstei Kölbick, zu Ehren St. Stephani und St. Magni erbauet, liegt im Fürstenthume Anhalt, hart an der Wipper, eine kleine Meile hinter Bernburg. Im Jahre 1017 schon ward sie vom Kaiser Heinrich II. mit dem Bisthum zu Bamberg vereinigt. Das daselbst befindliche Kloster aber ist im Jahre 1525 im Bauernkriege zerstöret worden.

Vor Zeiten war eine große Wallfahrt nach dem Orte; weit und breit zogen fromme Pilger hieher, und der Wanderer, der jetzt still vorüberzieht, ahnet nicht, was für eine bedeutende Rolle dieses kleine Dörfchen in den Zeiten des Katholicismus spielte. Die Veranlassung dazu gab folgendes merkwürdige Ereigniß, wie wir es in den Chroniken, ob wahr oder erdichtet, finden:

„Im andern Jahre der Regierung Kaiser Heinrichs, gewesenen Herzogs von Braunschweig, nach Christi Geburt 1005, hat sich folgendes Wunder zugetragen :

„Am Fest der heiligen Christnacht haben sich mehrere Bauersleute, funfzehn Mannspersonen, zwei Weiber und eine Jungfrau, Namens Merset, des Kirchners Rutherford Tochter, zusammengerottet, auf dem Kirchhofe sich versammelt und unter wildem Getöse und Gejauchze einen Tanz begonnen, dermaßen, daß der Priester in der Kirche des heiligen Magnus gänzlich im Gottesdienste gestört worden ist und sein heiliges Amt zu verrichten nicht im Stande gewesen sein soll. Dieser, entrüstet durch ein solches frevelhaftes Benehmen, tritt heraus, ermahnet sie höchlich und bittet um Gottes willen, abzulassen von dem sündhaften Spiel; allein nichts hat gefruchtet, sein Bitten, sein Flehen wird verlacht, er selbst verspottet und gemißhandelt. Noch hat er sie liebreich ermahnet; allein nichts hat die Frevler zur Besserung bewegen können.

„Da ergrimmt der Mann Gottes und spricht in seinem Zorn : „Da Euch meine Ermahnungen nicht rühren, so gebe denn Gott und St. Magnus, daß Ihr ein ganzes Jahr also singen und tanzen müßt!“ —

„Der Sohn des Kirchners, Johannes, vom Fluche des heiligen Mannes erschüttert, ergreift seine tanzende Schwester am Arme, sie vom Ringeltreiben loszureißen. Aber der Fluch war ausgesprochen, kein Laie konnte ihn lösen. Er reißt, im Begriff, seine Schwester zu retten, ihr den Arm vom Leibe. So haben sie ein ganzes Jahr getanzt bis unter ihre Gürtel in die Erde. Ihre Kleider sind nicht veraltet, die Schuhe nicht zerrissen, Haar und Bart unversehrt geblieben, auch weder Regen noch Schnee ist auf sie gefallen.

„Als das Jahr verfloßen gewesen, sind gekommen die heiligen Bischöfe, Heribert von Cöln, und von Hildesheim, mit andern andächtigen Vätern, sind niedergefallen auf ihre Knieen und haben gebetet zum Herrn der Welten, daß er, der Allmächtige, dieses Leiden von den geplagten, elenden Menschen abwenden und sie ihrer Strafe entlassen möge. Also hat sie Gott durch dieser heiliger Männer Gebet entledigt von der schrecklichen Plage. Darauf sind sie gekommen zu den Stufen des Hochaltars, haben geschlafen drei Tage und drei Nächte, und vier sind von ihnen gestorben; der Chronikenschreiber nennt die Jungfrau Merset und die zwei Weiber, auch den Johannes, was wohl bei letzterm ein Irrthum ist, weil er die Schwester retten wollte und ihr den Arm ausriß, folglich nicht

bei'm Tanze sein konnte. Die Andere stüb. aufgestanden, haben Gott, den Herrn, gelobet und gepreiset, und Dankagung gethan dem Schöpfer Himmels und der Erden, der da ist von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen!" —

So weit die Chronik. Ausführlicheres Hierüber siehe: „Sagenkreis des Alterthums von Fr. Stahmann.“ Ascherleben 1829 bei Brüggemann.

So fabelhaft auch die Sage klingt, so kann dennoch etwas Wahres zum Grunde liegen. Es ist möglich, daß die Tänzer von wahrer, krankhafter Tanzsucht ergriffen worden sind und vielleicht ein ganzes Jahr daran gelitten, wenn sie auch nicht so lange in einem fort getanzt haben. In den Jahren 1373 und 1374 herrschte durch ganz Deutschland eine epidemische Nervenkrankheit, die sich durch Tanzen aussprach. Personen aus allen Ständen litten daran; die Tanzwuth herrschte in ganz Deutschland, Holland u. s. w. Eine Meile von Halberstadt heißt noch heute ein Dorf Tanzstädt, und der Tummelplatz soll noch zu sehen sein, wo die Einwohner des Ortes um die Kirche so lange getanzt haben, bis sie todt zur Erde gefallen sind. Schaarenweise zogen die Tänzer von Ort zu Ort und das schreckliche Beispiel riß viele Andere mit fort. Sie mußten stundenlang tanzen, bis sie erschöpft, ja todt niederstürzten. Nach beendigtem Tanze klagten sie über Beklemmung, ächzten, als ob sie sterben wollten, bis man ihnen den Unterleib mit Tüchern zusammenschnürte, worauf sie sich erholten bis zum nächsten Anfalle. Viele hatten Wiskonen, wähten, sie wären in einen Blutstrom getaucht, wostwegen sie so hoch springen mußten. In Belgien erschienen die Tänzer mit Kränzen um die Köpfe und den Unterleib gegürtet. Der Anblick von rothgefärbten Dingen regte die Anfälle auf, die Zuschauer wurden durch den Anblick der Tanzenden mit fortgerissen.

Bettler und Müßiggänger stillteten die Krankheit, um dadurch Almosen zu erschnappen. Den Tanzschaaeren zogen Sackpfeifer und andere Musikanten voran. Im Jahre 1418 zeigte sich das Uebel abermals in Belgien und am Niederrhein; in Straßburg herrschte es am ärgsten. Man umstellte die rasenden Tänzer mit Tischen und Stühlen, engte sie ein, daß sie durch ihre Sprünge recht bald ermüdeten; die Obrigkeit mietete Musikanten und Tänzer dazu, weil nach gehöriger Ausrufung die Gesundheit wiederkehrte. Im Jahre 1623 zeigte sich die Krankheit wieder, wo die Patienten Tag und Nacht tanzten, bis sie niederstürzten.

Friedrich Stahmann.

Der Huckenstein bei Rienburg.

Ermattet von der Reise;
Von Sorgen schwer der Sinn,
Walt langsam feite Straße
Ein Bettelmönch dahin.

Raum kann der Greis noch wei-
ter,

Vor Hunger krank und schwach,
Er kauert sich am Wege
Und seufzet manches Ach!

Er sieht mit trübem Blicke
Der Bode Wellenspiel,
Sieht reizend-schöne Gründe,
Doch todt bleibt sein Gefühl.

Da kommt ein Weib des Weges
Mit einem Korbe schwer,
Der Korb ist voller Brote;
Er ruft: „Mich hungert sehr!

„Hab' Mitleid mit mir Armen,
Es lohn' Dir Gott dafür!
D habe, Frau, Erbarmen,
Ein Stücklein Brot schenk' mir!“

Doch, ach! mit harten Worten
Weis't sie ihn ab, mit Hohn:

„Ihr, Fauler, könnet darben,
Es wird mir doch kein Lohn!“

Damit schritt sie verächtlich
Vorüber vor dem Greis, —
Deß Herz war fast erstarrt
Durch diesen Spott zu Eis.

Doch auf rafft sich vom Boden
Der Mönch wie neubelebt,
Er spricht mit Donnerstimme
Den Fluch — das Weib er-
bebt — :

„Weil Du um Gottes willen
Mir wolltest Nichts verlei'h'n,
So sei verflucht und werde
Mit Deinem Korb zu Stein!“

Und seh! ein steinern Bildniß
Stand statt der Frau zur Stell';
Wie lauter kleine Brote
Erhob's am Stein sich schnell.

So sieht man es noch heute,
Und in des Volkes Mund
Geht diese grause Sage
Noch bis auf diese Stund'.

e. Dietloff.

Der Schwedenstein bei Göriz, unweit Coswig.

Bei Göriz sieht im Felde man einen großen Stein,
Und diesem Stein, ihm wollen der Harse Sang wir weih'n!
Ob ihn auch gar nicht kümmert der Menschen Thun und Treiben,
Er wird für späte Zeiten doch stets ein Denkmal bleiben!

Als für den heil'gen Glauben ergriffen er das Schwert,
Den man in hohen Liedern als tapfern Helden ehrt,
Als Gustav Adolph kämpfte für Wahrheit und für Licht,
Ward ihm ein Kranz, dem Steine, hold von Bergischmeinnicht.

Und dieser Kranz, er blühet noch immer lustig fort,
Ein ew'ger Lenz ist worden ihm lieber und treuer Hort;
Zwei Könige, sie stritten für dich, Germania!
Zwei Könige von Schweden der Stein bei Görig sah'! —

Auf ihn tritt Gustav Adolph, der Streiter hehr und groß,
Und schwingt mit Kraft und Würde sich auf das stolze Roß,
Das fängt an, sich zu bäumen, stampft wüthend in den Stein
Und drückt ihm seine Trappe, die noch zu schauen, ein.

Da spricht der Held: „Sie möge den späten Enkeln sagen:
Wenn Schweden jetzt als Feinde den Tod durch Deutschland tragen,
Einst uns und Hermann's Enkel umschlingt ein heilig Band,
Von allen, allen werden wir Freunde dann genannt!“ —

In Rußland's Eisgebirgen die Macht des Korfen brach
Und Deutschland, Deutschland feiert den Auferstehungstag,
Es bindet seine Söhne ein unauflöblich Band:
„Mit Gott — erschallt es mächtig, — für Freiheit und Vaterland!“

Es bietet an der Elbe so blüthumkränzt'm Strand,
Karl Johann bietet ihnen die treue Bruderhand;
Bei Görig an dem Steine, der worden zum Altar,
Der Schweden Kronprinz betet mit seiner tapfern Schaar.

Er betet für die Brüder in Deutschland's weiten Gauen,
Er betet für die Krieger, die kindlich ihm vertrauen;
Der das Geschick der Völker, der Schlachten gnädig lenkt,
Er hat dem inn'gen Flehen Erhörung auch geschenkt.

Deutschland ward frei, es blühet in alter Füll' und Kraft,
Und dazu hat Karl Johann gewirkt mit und geschafft,
D'rum Ihm und Gustav Adolph bei Görig hat geweiht
In jüngster Zeit ein Denkmal *) der Deutschen Dankbarkeit.

Ludwig Büllich.

*) Dieses Denkmal, am 2. September 1840 errichtet, besteht in einem, aus hiesigen Bruchsteinen (sogenanntem scandinavischen Granit) gefe-

Gustav Adolph in Anhalt.

Einen König kenn' ich,
Gustav Adolph nenn' ich
Dich, o königlicher Nar!
Einen Bach auch weiß ich,
Bach des Lebens heiß' ich
Ihn, der Gustav's Retter war.

Sieh', mit einem Male
Sank der Freiheit Schale,
Als der große Gustav kam;
Als in Schutz und Treue
Dieser edle Leue
Seine deutschen Brüder nahm!

Königlicher Reiter!
Hoher Christusstreiter!
Milder Sieger nach der Schlacht!
Hast die Schmach gerochen,
Hast entzwei gebrochen
Des Bedrückers Uebermacht!

Und von fernher zog er,
Und durch Anhalt zog er,
Unser theurer Gottesmann!
Durch die Elbe schwimmt er
Und ein Danklied stimmt er
Mit der Krieger Reihen an.

Sinnend, überlegend,
Denkend und erwägend
Weisen Rath und kühne That,

Reitet er von dannen
Fern von seinen Mannen
Einen schmalen Waldespfad.

Und der König reitet
Und das Roß, es schreitet
Ohne Ziel und ohne Zaum,
Und der Abend grauet,
König Gustav schauet
Aufwärts zu des Himmels Raum.

„Nun, mit Gottes Segen —
Spricht er, — soll mein Degen
Dieses arme Reich befrei'n!
Will nicht länger säumen
Und von Hülfe träumen,
Will genug mir selber sein!“

Und erwacht vom Traume,
Sieht im öden Raume
König Gustav sich allein!
Und er ruft und pfeifet,
Bindet sich und streifet
Dieser in den Wald hinein.

Nirgends eine Straße!
D'rauf im hohen Grase
Lagert lauschend sich der Held;
Wie er lauscht, hernieder
Auf die müden Glieder
Ein gar süßer Schlummer fällt.

tigten Postament von circa sieben Fuß Höhe, auf welchem sich ein kleines Kreuz erhebt. Der Stein mit der Kofstrappe dient als Stufe. In der Mitte des Postaments ist eine eiserne, auf dem Mägdesprunge gegossene Tafel angebracht, und Acazien und Feldsteine umstellen das Ganze.

Aber plötzlich wecket
Aus dem Schlaf und schrecket
Ihn ein naher Lärmen auf. —
Sind es Gustav's Freunde?
Es sind Kegerfeinde,
Ist des Tilly Reiterhauf'.

Und der König fliehet,
Doch der Haufe ziehet
Ihm in schnellem Trabe nach;
Ach, schon preisgegeben
War des Guten Leben
Ihrem bösen Schwerteschlag!

Gott, du bist gepriesen!
Gott, du hast gewiesen
Ihm der Zuflucht sichern Port;
Eines Bächleins Brücke
Zeigst du seinem Blicke
Und gerettet ist er dort.

An des Bächleins Rande
Liegt der Held im Sande
Still und lauernd hingestreckt,
Und des Bächleins Brücke
Hält vor Feindes Tücke
Unserer Freiheit Hort bedeckt.

Du, der ihn bewahret,
Der ihn aufgesparet
Dem bedrängten Vaterland;
Bach, der ihn gebettet,
Bach, der ihn errettet,
Lebensbach sei du genannt!

Und zu großen Siegen
Muthig hinzustiegen,
Kam der Leu in diese Welt!
Und er hat gestritten,
Und er hat gelitten
Als der Freiheit Martyrheld!

Einen König kenn' ich,
Friedrich Wilhelm nenn' ich
Dich, der Deutschen Hort und
Ruhm!

Auf den Lützen Auen
Ließest Du erbauen
Ihm ein stilles Heiligthum!

Einen Herzog kenn' ich,
Weiser Franz, Dich nenn' ich,
Deinen Namen nennt die Welt!
An des Lebens Welle
Hast Du die Kapelle
Unsers Heil'gen aufgestellt!

Dr. S. Fränkel.

Fürst Johann von Anhalt und Doctor Martin Luther.

Du Dessau auf dem Schlosse, da hält Fürst Johann Hans
Und gar berühmte Männer geh'n bei ihm ein und aus,
Oft sieht an seiner Tafel die Glaubenshelden man,
Die muthig einst gebrochen der Wahrheit eine Bahn.

Der Fürst da eines Tages zu Martin Luther spricht:
„Papst Julius der Zweite hielt's einst für seine Pflicht,

Die Barfüßer, da solche in viele Zweige vertheilt,
 Zu einem Stamme ~~weder~~ zu einem ungetheilt.

„Als dieser Vorsatz wurde den Bettelmönchen kund,
 Beschlossen zu hintertreiben sie ihn zur selben Stund',
 Sie baten d'rum den Kaiser und viele Fürsten sehr,
 In's Mittel sich zu schlagen zu ihrer und Gottes Ehr'.

„Doch selbst des Kaisers Fürwort, es hat gesuchet nicht,
 D'rum zu dem letzten Mittel griff nun das Otternezucht:
 Nach Rom aus uns'rer Mitte wir ein'ge wollen senden
 Und einen Beutel Goldes dem heil'gen Vater spenden!

„Gesägt, gethan! Dem Papste das Herz im Leibe lachte,
 Als man die güld'nen Thaler fußfällig dar ihm brachte:
 „„Dem Geld gehorchet Alles! — so sprach der heil'ge Mann, —
 Bleibt, wie Ihr seid, die Sache, sie ist nun abgethan!““

„Und doch sind sie vereinigt — der Fürst fuhr scherzend fort, —
 Die Bettelmönche! glaubt es, Herr Doctor, mir auf's Wort!“
 Auf Luther's Frag': „wer hätte denn dieses Werk vollbracht?“
 „„Herr Doctor, Ihr!““ Fürst Johann zur Antwort d'rauf
 gesagt.

Als jener dies verneinet, der Fürst nimmt d'rauf das Wort:
 „Es lebt ein Franciscaner dahier in unserm Ort,
 Den hab' ich eines Tages zur Kurzweil denn gefragt:
 Seid Ihr nun, Vater, endlich zur Union gebracht?

„Ja, gnäd'ger Herr! — der Vater Rostke d'rauf gesagt, —
 Ad unionem sind wir gewißlich nun gebracht!
 Doctor *Martinus* hat es, kein anderer, gethan!
 Saullenger, Schälke, Buben! so redet er uns an!“

„„Wohl, wohl, Herr Fürst — erwiedert d'rauf Luther, — ist
 dies wahr,

Doch brachte dafür Niemand mir güld'ne Thaler dar,
 Wie einst dem Papst!““ Da Alle gar herzlich haben gelacht
 Und oft noch solche Scherze an Johann's Tafel gemacht.

Ludwig Bällib.

Das Grabmal des Königs Ducico auf der Heringsbreite bei Grimshleben.

Meinen alten guten Freund in Rienburg, der mir unlängst die Sage von der wandernden Jungfrau des Burgthals zum Besten gegeben hatte, wieder zu sehen und zu sprechen, ergriff ich den Wanderstab und trollte mich hinüber nach der Gegend, die recht eigentlich die Wiege der Sagen und Märchen genannt zu werden verdient. Von Klein-Paschleben aus bis dahin, wo die Saale ihr silbernes Band um lachende grüne Matten schlingt, ist Einförmigkeit den etwas langen Weg hindurch und Begleiterin, dann aber tauchen freundliche Gesilde, romantische Bilder vor uns auf, das Herz badet sich in einem Meere wohlthuender Gefühle und der Geist erstarbt, angeweht durch feierliche Stimmen der grauen Vorzeit und durch der Gegenwart heit're, lebensfrohe Töne.

Es ist herrlich, sich loszureißen von den kalten, herzlosen Gestalten, Menschen genannt, die, nur materiellen Interessen huldigend, nichts als der Klang des Geldes erfreut, denen Freundschaft und Liebe unbekannte Filande, böhmische Dörfer sind, die das Walten und Schaffen des Dichters, seine heiligsten Weihestunden, mit dem Ausdruck: „Allotria treiben!“ bezeichnen; aber herrlicher noch ist es, unter ihnen einen zu finden, der unsere Gefühle theilt, dessen Herz uns voll und freudig entgegenschlägt; der sich mit uns zu einem, alles Kleinliche verachtenden, in Noth und Tod ungetrennlichen Wesen verschlingt! Und diesen einen zu finden, war ich so glücklich gewesen! Bereits hab' ich ihn meinen Lesern in der Sage: „Die wandernde Jungfrau des Burgthals“ vorgeführt, diesen gemüthlichen Alten; der mir die Falten von der Stirn, die Sorgen, die meine Brust belasteten, wegplauderte und, mit mir hinüberziehend in das Wunderland der Märchen und Sagen, Herz und Geist mir erfrischte und in Licht und Blumenduft badete.

Nach eingenommenem Frühstück schlenderte ich hinaus mit ihm nach dem Theater, was der Frühling so kunstlos und doch so herrlich aufgeschlagen hatte in der heitern wonnigen Freie, ein Panorama lag vor uns ausgebreitet, wie nimmer die Hand eines

Raphael es zu schaffen vermochte. Seine's kleines, aber herrliches Lied:

„Kette zieht durch mein Gemüth
Eieblihes Geläute;
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling' hinaus in's Weite.

„Kling' hinaus bis an das Haus,
Wo die Weibchen sprießen;
Wenn du eine Rose schau'st,
Sag', ich laß sie grüßen!“

recitirend, sollte auch jetzt, wie es ja früher schon geschehen war, mein schöner Traum sich verwirklichen. Eine Rose, kaum entknospet, schwebte daher, eine anmuthige, lächelnde Mädchengestalt, aber nicht dem Reiche der Schatten, sondern dem jungen, frischen Leben angehörend. Aber auch sie verschwand bald hinter den Gebüsch, den Weg nach dem alten Städtchen Mönchen-Rienburg, das wir nur erst verlassen hatten, einschlagend. O, warum sind die Freuden, die die Erde beut, doch so flüchtig, so vergänglich! Warum liegt ein solcher Liebreiz über das Antlitz einer Jungfrau ausgegossen! Wohl wissend, daß sie nie die unstrige werden kann, betrachten wir doch mit Entzücken die herrlichen Züge und drücken das liebe Bild dem Herzen ein. Das ist die Macht des Schönen, die Alle ergreift, der Alle opfern müssen, der früher, jener später! Heil dem, dem im frühen Lenz des Lebens eine solche Blume auf immer zu Theil wird!

„Da haben wir den Dichter, den Träumer wieder! — hob mein Gefährte lächelnd an. — Da starrt er hinaus in die Welt, der anmuthigen Erscheinung nach! Nichts für ungut, Freundschaften! Ich bin ein alter Knabe, dem, wie die Poeten sagen, schon die Locke bleich wird, aber, aufrichtig gesprochen, mir wurde ganz sonderbar zu Muth, als das liebe herzige Kind, uns freundlich grüßend, an uns vorüberwallte. Treiben Sie es aber so fort, dann werden Ihre anhaltischen Sagen nun und nimmermehr fertig! Der Drucker verlangt Manuscript, wie Sie mir selbst gesagt haben, und — nicht wahr? — der Magen des Sängers bellt nach dem Honorar! Ihr Herren Poeten liebt so gut das Geld wie unser einer! — Kommen Sie, ich will das Amt eines Cicero recht gern wieder übernehmen.“

An einem grünen Rasenplage, der uns so traulich winkte, angelangt, machten wir Halt und streckten uns nieder auf das

weiche Gras, und nachdem, was bei meinem Freunde eine der Hauptsachen war, die Pfeifen dampften und glüh'ten, begam er folgendermaßen:

„Von dem unterirdischen, von Rienburg nach Grimshleben führenden Gange hab' ich Ihnen bereits erzählt und davon lange nicht so viel Geschrei gemacht, wie es über den Themsetunnel, der jenem doch nachsehen muß, in alle Welt erklingen ist und noch erklingt; nun aber will ich ihnen von der Heringsbreite etwas berichten und dieses Etwas können Sie Ihren vaterländischen Sagen getrost einverleiben. So vernehmen Sie denn hiermit Folgendes:

„Theodorich Bucici oder Bucico, der zu Otto des Ersten Zeiten lebte, war, nach mehreren Chronisten, als da sind: Dreihaupt, Wetulli u. c., wie auch nach dem Brockhaus'schen Conversationslexicon, der Stammvater der Grafen von Wettin und überhaupt der daraus hervorgegangenen sächsischen Regentelinie. Ob er slavischer oder germanischer Abkunft gewesen, ist nicht entschieden, doch war er, wie ein Chronist sagt: „Vir egregiae libertatis.“ Die Besitzungen der Grafen von Wettin erstreckten sich über einen großen Theil des jetzigen Sachsens bis an die Elbe, auch die Burgmark Jörbigk gehörte dazu. Kaspar Abel bezeichnet die Abstammung des Grafen Dedo von Wettin (Theodorich's Sohn) ex tribu Bucici und verlegt den Stammsitz dieses Geschlechts bald nach Baugen, bald nach Bosed an der Saale. Alle aber nehmen an, daß die sächsischen Fürsten von dem Könige Budico abstammen. Hiervon mögen denn auch die Ortsbenennungen Pakeh, Budsecz (ein Vorwerk bei Calbe an der Saale, in der Nähe der Eisenbahn, ehemals eine Burg und Besitzung der Grafen von Wettin), Budikfo, Baugen, Bosed herrühren. Das vor uns liegende Vorwerk Grimshleben hieß, wie ich Ihnen früher schon bemerkt habe, Budikfo und soll als Burgwart gegen die Einfälle der Sorbenwenden erbauet worden sein. Grimshleben selbst, eines der besten Vorwerke des Herzogthums Anhalt-Cöthen, war früher der Stammsitz eines edeln Geschlechts, von Rath, später wurde es eine fette Pfründe der hiesigen Benedictinerabtei. Bei Abtragung der alten Dorfstätte bei Grimshleben ergab es sich, daß Letzteres früher weit bedeutender und umfangreicher war als jetzt, denn man fand Grundmauern und Füllmunde, nicht minder verschüttete Keller, Todtegebeine, Hirschgeweihe, Haus-

geräth und Waffen. Im dreißigjährigen Kriege stand hier das schwedische Lager; doch dies ist Ihnen ja bekannt, wie hätten Sie sonst das Gedicht: „Der Fährnißsberg zwischen Rienburg und Altenburg“ liefern können!

„Da hätten Sie denn — fuhr mein Begleiter, plötzlich in einen heitern Ton übergehend, scherzend fort — die Einleitung, das Gabelfrühstück, nun lassen Sie uns aber aufbrechen und nach der Heringsbreite wallen, dort soll Ihnen das Mittagsmahl aufgetischt werden!“

Bald standen wir vor einem, mit großen Steinen bedeckten, sogenannten Hünengrabe. Mächtig ergriff es mich, als ich hinabbligte auf dahingesunkene, nun dem Moder und der Verwesung längst preisgegebene Kraft und Herrlichkeit. Niesig, wie ihre Streitkolben, wie ihr ganzes Thun und Treiben, waren auch die Gräber jener alten, im Kampfe stark und groß gewordenen Geschlechter! Und diese Niesengröße, die das Weltall mit gewaltigen Schlägen zu erschüttern drohte, sie ist dahin, verklungen ist sie, wie der letzte Hauch einer zersprungenen Saite, die nimmer und nimmer wieder Töne hervor zu zaubern vermag in dem großen unruhvollen Treiben, Leben genaunt! Mit unauslöschlichen Zügen hat hier die ewige Wahrheit den unscheinbaren Steinen die Worte eingeprägt: „Alles unter dem Monde ist eitel!“ — Ein feierlicher Ernst hatte sich meiner bemächtigt und gern lauschte ich den Worten meines gleichgestimmten Begleiters.

„Dieses Grab — hob er nach einer Pause, mit ruhiger und feierlicher Stimme an — umschließt die Gebeine des Königs Bucico! Einfach, wie ihre Sitten es waren, sind auch die Grabmäler unserer Altvordern. Kunstlose, aber riesiggroße Steine, wie sie aus dem Schooße der Mutter Natur hervorgegangen, sind es, die die Stätte bezeichnen, wo der Tapfere den Tapfern bettete zum langen, langen Schlafe, wo er ruhet nach heißem Kampfe still und kühl in dem Schooße, der ihn einst auftauchen ließ, zu wirken und zu schaffen und sich einen Lorbeerkranz um die Schläfe zu winden, um dann, ach, wieder zu versinken in Staub und Asche und Vergessenheit! Doch Du, König Bucico, bist unter den vielen, vielen Millionen der wenigen einer, deren Andenken, von Immergrün umrankt, fortlebt von Geschlecht zu Geschlecht, bis Alles dahin sinkt, aus dem es der Allmächtige geschaffen, in das unendliche Chaos! Du blühest fort in den Fürsten und Völkern, denen der Kautenkranz lustig

das Wappen schmückt und schmücken wird, bis sich Alles verwandelt in einen, ewig duftenden, Sonne und Seligkeit athmenden Blumengarten!“

Gerührt drückte ich meinem biedern Freunde die Hand und nachdem wir diese wehmüthige, aber so wohlthuende Stimmung noch einige Zeit festgehalten hatten, unterbrach er endlich das, sonst unter uns ungewohnte Schweigen und fuhr fort:

„Vor ungefähr hundert Jahren wurde dieses Grabmal, von welchem Abel's sächsische Alterthümer eine Zeichnung enthalten, von dem Alterthumsforscher Hoffmann aus Bernburg geöffnet. Er fand darin Urnen und Aschenkrüge und nahm an, daß es das Grabmal des alten sächsischen Königs Ducico sei, den er einen guten, friedlichen Herrscher nennt. Andere hingegen halten es für die Ruhesätte des thüringischen Helden Iring, wovon auch das Feld den Namen Iringsbreite (Heringbreite) führen soll. Ich kann ihnen jedoch nicht beistimmen, denn auch im Munde des Volkes hat sich so frisch und lebendig die Sage erhalten: daß die Heringbreite bei Grimshleben birgt

Das Grabmal des Königs Ducico.“

Ludwig Büttch.

Der Musikantenstiege bei Gernrode.

„Der glänzende Schnee und die heitere Luft,
Sie laden zur Freude uns heute;
Macht schnell, daß Ihr Gesellschaft mir ruft,
So wie meine Diener und Leute!

„Gilt, das mit Schellen geschmückte Pferd
Mir vor den Schlitten zu legen;
Denn so ein Tag im Winter ist's werth,
Daß der Lust und Freude wir pflegen!“

So sprach aus Askanien's hohem Geschlecht
Der Fürst, Friedrich Albrecht mit Namen,
Und allen Geladenen war es gar recht:
In flüchtigen Schlitten sie kamen,

Die kräftigen Männer, die lieblichen Frau'n,
Des Wintertags sich zu erfreuen;
Glaubt, Schöneres kann das Auge nicht schau'n,
Als da sie hinzogen in Reihen.

Zuvor, eh' sie fuhren, sprach der Fürst noch dies Wort:
„Musikanten, Ihr möget jetzt hören,
Ihr blas't durch den Wald, ich rath's Euch, stets fort
Und laßt Euch durch nichts darin stören!“

Zwar war dies den Herr'n Musikanten nicht recht,
Die alle gern lange pausren;
Doch galt da kein Widerspruch, kein Wortgefecht,
Schnell mußten sie Ordre pariren. —

Trompeten und Hörner ertönten alsbald,
Die Freude des Festes zu mehren;
Von ferne ließ Echo von Bergen und Wald
Die neckende Stimme laut hören.

Zum Sternhause lenket die heitere Fahrt
Im muntersten Trab', ohne Weilen;
Doch wollte, nach seiner türkischen Art,
Das Schicksal die Künstler ereilen.

Bald kamen zur jäh sich senkenden Höh'
Sie, wo sich durchkreuzen die Straßen,
Dort wollte ihr Unstern — o, wech ein Weh! —
Das Schicksal, sie neckend erfassen.

Der Führer des Schlittens, zwar weiß ich's nicht recht,
Doch sollte nicht Alles mich trügen,
So fuhr er die armen Musikanten sehr schlecht,
Denn im Nu sah' im Schnee man sie liegen.

Und darin sich wälzend, blasen sie fort,
Sie lassen durchaus sich nicht stören,
Denn Alle glauben das fürstliche Wort
Im Geist vor den Ohren zu hören.

Was hier ich erzählet, ist wirklich geschah'n,
Noch Mancher lebt, der es wohl kennet,
Und wollet die Höhe Ihr selber mal seh'n?
„Musikantenstieg“ man sie benennet.

H. K. Weisstopff.

Die Burg zu Nosflau.

Bei Nosflau an der Elbe steht eine alte Burg
 Und wenn ich sie erschäue, dann geht mir's durch und durch!
 Ich will es Euch erzählen, was mich so tief bewegt
 Und was in meiner Seele so wunderbar sich regt:

In diesem alten Schlosse lehrte einst Fürst Johann ein
 Mit seinem ält'sten Sohne, Joachim Ernst, allein,
 Und, ach, kaum waren Beide im Zimmer angelangt,
 So war mit einem Male der wack're Fürst erkrankt.

Er sinkt in einen Sessel, sein Aug' ist trüb' und bleich; —
 Der Jüngling spricht zum Greise: „Sagt, Vater, was ist Euch?“
 „„Ein Trunk noch sei zur Labe, o Sohn, mir jetzt gewährt,
 Das Letzte, was im Leben mein Herz von Dir begehrt!““

Da stieg der Jüngling nieder und brachte selbst den Wein;
 Was ihn dazu getrieben, das mußte Liebe sein;
 Der Vater sprach zum Sohne: „Reich Deine Hand noch mir,
 Ich will Dich, Theurer, segnen! Leb' glücklich süß und für!“

Und eine Silberlocke nahm er aus seinem Haar:
 „Gedenke dieser Stunde im Leben immerdar!“
 Und was der Fürst gesprochen, es war kein leerer Traum,
 Denn sieben grüne Zweige erstanden aus dem Baum.

Und Anhalt prangt noch immer so hehr, so frisch und grün,
 Ihm duft'ge Blüthenzweige lächelnd die Stirn umziehn;
 Mög'st immer so Du prangen, mein theures Heimathland,
 Mög' immer stark Dich schirmen des Schöpfers Väterhand!

Bei Nosflau an der Elbe steht eine alte Burg.
 Und wenn ich sie erschäue, dann geht mir's durch und durch!
 Ist sie auch jetzt zerfallen, zernagt vom Zahn der Zeit,
 Blickt doch aus ihren Trümmern ein Schloß voll Freundlichkeit.

Und wer oft darin weilet, von keinem Schmerz getrübt,
 Das ist der Herzog Heinrich, von seinem Volk geliebt;
 Nah't sich ihm auch kein Jüngling, so löst doch wunderbar
 Sich eine schöne Locke aus seinem Silberhaar.

Und diese Silberlocke reicht er dem Volke hin:
 „Sie sei ein Andenken, wenn ich einst nicht mehr bin!“
 Und eine Lorbeerkrone schwebt dann auf ihn herab:
 „Unsterblichkeit Dein Leben und unser Herz Dein Grab!“

Heinrich Reiskner.

Fürstin Agnes von Anhalt und der Friedländer.

Durch die deutschen Gauen wüthet Kampf und Tod
 Und des Kriegs Gefolge, Elend, Armuth, Noth,
 Viel der blut'gen Schlachten, sie sind schon geschlagen
 Und des Friedens Morgen sieht man noch nicht tagen.

Und an einem Tage, ach, geöffnet waren
 Gar zu Jerbst die Thore dreien Kriegerschaaren;
 Banner zog von dannen, Haßfeld rückte ein
 Und nach ihm der Haubitz mit den Sachsen sein.

Mußten schon die Bürger mit den Wölfen heulen,
 Mußten mit den Freunden, mit den Feinden theilen;
 Auch das Letzte nahmen ihnen Freund und Feind,
 Keiner ja, Ihr Armen, hat es gut gemeint!

Kurz zuvor hier wurde Mansfeld, ach, geschlagen,
 Der in seinem Busen ew'gen Haß getragen
 Gegen Papst und Pfaffen, gegen Oestreich's Macht,
 Der durch Feindes Menge nur verlor die Schlacht!

Jerbst, weil es die Thore Mansfeld öffnen müssen,
 Soll nun, Friedland will es, darob schrecklich büßen;
 Zornig spricht der Mächt'ge: „Feuer sei's und Schwert,
 Was der Ungetreuen meine Huld bescheert!“ —

Noch das ros'ge Alter holder Kindheit schmückt
 Johann, seinen Fürsten Jerbst in ihm erblickt;
 Agnes, Dessau's Bierde, Fürstin Agnes waltet
 D'rum thatkräftig, hehr sie Geist und Herz entfaltet.

Neben ihm, dem Friedland, fährt die Fürstin her,
 Bittet ihn, den Stolzen, bittet ihn gar sehr
 Bei des Herrn und Meisters, des Erlösers Wunden,
 Statt des Straferempels Gnade zu bekunden.

Eine Stunde Weges von der Stadt noch fern *) ,
 Da ist aufgetauchet der Erlösung Stern,
 Da des Friedland's Starrsinn endlich ist gebrochen,
 Hat der Fürstin Gnade für die Stadt versprochen. —

Deckt auch längst, Du Ed'le, Erde Dein Gebein,
 Was Du that'st hienieden, wird unsterblich sein,
 Hast im Reich der Geister an Bergesters Thron',
 Da hast Du empfangen schon den schönsten Lohn!

Ward auch Dir geweiht hier ein Denkmal nicht,
 Lorbeer, immer grünend, Deine Stirn umflieht! —
 Zerbst — auf Deine Bitten ward es nicht vernichtet! —
 Steht, ein großes Denkmal, Dir, Dir aufgerichtet!

Ludwig Büllich.

Philadelphia **) und der Holzbauer.

Bu Cöthen eine Straße „Schulstraße“ wird genannt,
 In ihr ein Mann einst wohnte, der weit und breit bekannt;
 Vor dessen Thür ein Bauer bot eines Tages aus
 Ein Fuder Holz, als jener zum Fenster sah heraus.

Der seilicht nun mit dem Bauer, bald einig werden sie;
 Kunz wirft, ein Liedchen brummend, nach eig'ner Melodie,
 Das Holz von seinem Wagen und tritt in's Zimmer dann,
 Den Kaufpreis zu empfangen von dem ihm fremden Mann.

Der aber auf dem Divan der süßen Ruhe pflegt
 Und, ob ihn Kunz auch rüttelt, sich doch nicht rührt und regt;
 Da steht der arme Bauer, sich fragend hinter'm Ohr,
 Und gafft ihn an, wie nimmer die Kuh das neue Thor.

*) Bei'm Dorfe Jütrichau.

**) Philadelphia, gebürtig aus dem anhalt-cöthen'schen Dorfe
 Wulsen, der berühmteste Taschenspieler seiner Zeit, wohnte mehrere
 Jahre zu Cöthen in der Schulstraße, in welcher Straße auch sein ge-
 wesener Schüler, Lion Markt, vor ungefähr drei Jahren in hohem
 Alter verstarb. — Philadelphia's Tochter soll noch vor zwölf
 Jahren zu Halle a. d. S. als Söblerin in dürftigen Umständen gelebt
 haben, wie damals die Zeitschrift „Hebe“ mittheilte. 3.

„So komm' ich nicht zum Tode! — Denkt' unser Bäuerlein; —
Das Ding am rechten Orte will angegriffen sein!
Und wenn ich dies nicht thue, kann ich halt Nachtquartier
Hier machen! Wie gegangen ist's so im Leben mir!“

Ein Herz er faßt sich, rüttelt mit starker, kräft'ger Hand
Den wieder, der da lieget, wie von dem Tod gebannt;
Umsonst! Der Mann schläft ruhig, als thät' er's ihm zum Lort,
Der Mann schläft fest und ruhig auf seinem Divan fort!

„So soll doch — spricht der Bauer, — das Wetter schlagen d'rein!
Muß ich der dumme Junge von Jedermann denn sein?
Wart', Würschlein, an dem Fuße zieh' ich vom Sopha Dich,
Dann aus dem Todeschlase erwachst Du sicherlich!“

Gesagt, gethan! Doch, Himmel, was ist's, das nun geschieht?
Als unser Bauer mächtig jetzt an dem Beine zieht,
Da löset von dem Körper dasselbe sich alsbald
Und Kunz drei Schritt zurücke vor Angst und Stämmen prellt.

„Nun wird er lassen kommen den Doctor und Barbier,
Das Wein ihm einzusetzen und das macht Kosten mir!“
Denkt Kunz. Mit einem Sprunge ist er hinaus zum Zimmer,
Dem er Valet gesagt im seinem Schreck für immer.

Er läßt das Geld im Stiche, das Holz er liegen läßt,
Schwingt seine Peitsche, drückt den Hut auf's Ohr gar fest,
Da aus dem Fenster ruft laut Philadelphia:

„Hol' doch Dein Geld, es lieget längst aufgezählet da!“

„Bei Euch ist's nicht geheuer! Ach, Gott erbarm' sich mein!
Ihr müßet mit dem Satan durchaus im Bunde sein!“
Spricht Kunz, läßt's Geld im Stiche, das Holz er läßt liegen
Und jagt davon, daß Funken um Kopf und Bauer fliegen!

Eudwig Büllig.

Der Heckelmann.

<p>In Pfaffenberg's Reviere Dort auf des Harzes Höh'n, War dichtes Waldgestrippe Vor grauer Zeit zu seh'n,</p>	<p>Und Niemand ahnte früher Des Silbers hellen Schein, Der heut' zu Tage leuchtet Tief in der Erde Schrein.</p>
--	---

Da saßen einst zwei Knappen;
 Mit Karst, bei Grubenlicht,
 Durchwühlten sie die Erde
 Nach Gold und fanden's nicht.
 D'rauf setzten sie sich nieder
 An ihres Schachtes Rand,
 Das trockne Brot benagend
 In schwielenvoller Hand,
 Und manche Thräne neigte
 Den Bissen, der zum Mund
 Geführt ward, sie durchwühlten
 Schon lang' der Erde Grund.
 Da trat, im Bergmannskleide,
 Ein Männlein auf sie zu:
 „Was sitzt Ihr hier so traurig
 In kummervoller Ruh';
 Ihr sucht nach Gold und Silber?
 Vergebens ist Eu'r Mü'h'n,
 Euch werden nun und nimmer
 Hier frische Lorbeer'n blüh'n.
 Zwar unten ist geborgen
 Tief in des Berges Herz
 Ein reiches, mächt'ges Lager
 Von blankem Silbererz;
 Doch Euch ist nicht beschieden,
 Zu finden das Metall,
 Und wenn Ihr hundert Jahre
 Grabt durch der Berge Wall.

Erst, wenn die Schatz der Enkel
 Sich kräftig hebt empor,
 Dann tret' ich aus der Kammer
 Von Silbererz hervor;
 Dann zeig' ich Euern Enkeln,
 Was hier verschlossen ist,
 Und Niemand wird's entdecken
 Vor der verstrich'nen Frist.
 Ich bin, damit Ihr's wisset,
 Der Berge Hekelmann!" —
 Der Geist, als er's gesprochen,
 In blauen Dunst zerrann.
 Nun zogen die zwei Knappen
 Bedachtsam in ihr Haus
 Und traten nimmer wieder
 In's Bergrevier hinaus.
 Und was der Mönch der Berge
 Verheiß'n fern'rer Zeit,
 Erzählen sie im Kreise
 Der Kinder lang' und breit.
 Und als nach grauen Jahren
 Verstrichen war die Frist,
 Der Hekelmann erschienen,
 Wie er versprochen, ist.
 Wahr ward die alte Sage
 Aus dunkler Vorzeit Nacht,
 Es nährt viel Tausend Menschen
 Der Silberadern Pracht.

Friedrich Stahmann.

Der Ring der Frau Kröte im Schlosse zu Dessau.

Im Dessau in dem Schlosse zur heil'gen Weihnachtszeit,
 Wenn draußen auch eis'ge Kälte und wenn es stürmt und schneit,
 Darf doch seit langen Jahren kein Ofen lustig glühen,
 Darf diese weiten Hallen kein milder Hauch durchziehen.

Zu Deßau in dem Schlosse einst eine Fürstin weilte,
 Mit dem Gemahl sie treue, sie inn'ge Liebe theilte,
 Ein Pfand sie unter'm Herzen davon gar freudig trug,
 Das hoch für Menschenwohlfahrt, für Menschenglück stets schlug.

Und nennt auch die Geschichte und ihren Namen nicht,
 Dennoch der Ungenannten die Nachwelt Kränze sticht;
 Sie war so gut, so bieder, so mild, so engelrein,
 Wird längst deshalb vereinet dem Chor der Engel sein.

Nur dunkel geht die Sage, daß Hilda die geheißn,
 Die noch in späten Zeiten gar hohe Lieder preisn,
 Daß Esico, der Tapf're, der hatte sich vermählt,
 Die unter den schönsten Frauen er liebend auserwählt.

Sie selbst, sie spann und webte nach alter deutscher Sitte,
 Nur wohl sich Hilda fühlte in ihrer Lieben Mitte,
 Ein schönes Bild, sie strahlte der stillen Häuslichkeit,
 In ihrem Blick sich malte des Himmels Lust und Freud'.

Milbthätig gegen Menschen war Hilda nicht allein,
 Es durften ihrer Sorgfalt die Thiere sich auch erfreu'n,
 Die hat sie oft gespeiset mit eig'ner Hand sogar
 Und ihrer angenommen sich freundlich immerdar.

An einem Maientage sie einst des Schlosses Hallen
 Verließ, um zu der Mulde auf grünem Plan zu wallen,
 Dort traf sie eine Kröte, im Sande hingestreckt,
 Nach der der Tod schon hatte den Knochenarm gereckt.

Zur Kröte knie't sie nieder, die Fürstin, seufzt und spricht:
 „Auch du empfangst das Leben von ihm, der thront im Licht,
 Auch du, du bist ein Wesen! Vom Priester selbst geweiht,
 Nimm diesen Brocken, bringend dir Hülfe wohl zur Zeit.“

Das kranke Thier, genossen es hätte kaum das Brot,
 Da ist es auch genesen von herber Todesnoth,
 Hat sich emporgeschwungen mit süßem Liebesschall
 In heit're Frühlingslüfte als holde Nachtigall. —

In ihres Schlosses Hallen bei mattem Lampenschein
 Da knieet Hilda nieder im stillen Kämmerlein,
 Vor'm Kreuzfir sie betet für Anhalt's Heil und Glück
 So innig und so gläubig mit andachtsvollem Blick.

Und wie sie so versunken in Andacht und Gebet,
Urpötzlich da zur Seite ihr eine Jungfrau steht,
Die bittet sehr und dringend um des Erlösers Wunden,
Auch jetzt der Seele Adel gar herrlich zu bekunden.

Sie winkt und Hilda folget der geisterhaften Maid,
Gehüllt in hoher Tugend, in heil'ger Unschuld Kleid;
Sie wallen leichten Trittes durch Hallen und durch Wälder,
Sie wallen über Auen und über blühende Felder.

So geht es fort bis Cluze *) zu einem Fischerhaus;
Die Führerin jetzt löscht die Fackel freudig aus,
Die bis dahin geschaffen zum Lichtumflor'nen Tag:
Die Nacht, so auf der Erde mit ihrem Schweigen lag.

Und ohne Furcht die Fürstin nun in die Hütte trat,
Wo unter ihren Händen entkeimt des Guten Saat;
Dem treuen Mutterschooße ein Knäblein sie entbindet,
Genug des Dankes Worte die Wächnerin nicht findet.

Die Führerin doch mahnte: „Die Mutter ist geborgen,
Du, Hilda, mögest ferner für Deinen Schützling sorgen,
Doch jetzt wir müssen scheiden! D'rum mache Dich bereit,
Zu Deines Schlosses Hallen zu folgen mir zur Zeit.“

Bald traten sie nun wieder in Hilda's Kämmerlein
Und jene sprach: „Nicht lange darf ich mehr um Dich sein,
Denn eh' der Morgen golden der Berge Gipfel besäumt,
Hab' ich hier ausgelitten, hab' ich hier ausgeträumt!

„Hör' mich! Gräfin Bathildis, sie ist's, die vor Dir steht,
Die nun nach langem Wallen zur süßen Ruh' eingeht!
Von Anhalt's Fürsten bin ich die Ahnfrau, werd' es sein,
So lang' hienieden dauert des letzten Manns Gebein!

„Als Bonifaz gepredigt das Kreuz in Anhalt's Gauen,
Wollt' ich den klaren Himmel des Christenthums nicht schauen,
Treu blieb ich meiner Väter und uns'rer Priester Glauben
Und Bonifaz, er konnte denselben mir nicht rauben.“

„„Daß Fürst und Volk nicht wollen dem heil'gen Kreuze dienen,
— So sprach er laut bei'm Scheiden mit kummervollen Mienen —
Daran trägt Du, Bathildis, die Schuld, d'rum wird auch hier
Die Strafe Dir schon folgen! Mein Inneres sagt's mir!

*) Jetzt Kleutsch.

„Im Grabe wird die Ruhe, die süße, Dir nicht werden,
In vielerlei Gestalten mußt wallen noch auf Erden,
Bis eine fromme Fürstin zu Dir herniedersteigt,
Gebenedeite Broden um Gotteslohn Dir reich.

„Wenn Du zum zweiten Male in menschlicher Gestalt
In ihr erblickst der Liebe, des Kreuzes Allgewalt,
Dann ist gelöst der Zauber, dann gehst Du aus der Zeit
Zu Paradiesebauen, zur Himmels Herrlichkeit!“

„Dir heißen Dank ich sage! Dir, Hilda! Frommes Wesen,
Nur Du, Du warst berufen des Zaubers Bann zu lösen!
Dafür der Herr der Welten, der thront im ew'gen Licht,
Dich immer schützen möge, bis spät Dein Auge bricht!

„Nimm, eh' ich von Dir scheid, nimm diesen Ring jetzt an
Und heilig ihn bewahrt, er sei Dir Talisman!
Mit Anhalt's Fürstenhause sich die Gefahr nicht paart,
So lange dieses Kleinod sorgfältig bleibt verwahrt!

„Hochherrlich einst und kräftig muß Anhalt noch erblühen
Und ewig junge Kränze ihm werden die Stirn umziehen,
Auch dieses Schloß wird trocken lang' noch der Zeiten Zahn,
Nur lob're in der Christnacht kein Feuer Himmelan!“

Auf Hilda's Stirn noch hauchend zum Abschied einen Kuß,
Verschwand Bathildis plötzlich bei jungen Morgens Gruß;
Sie ward nicht wieder gesehen, doch ist ihr Ring noch da,
Durch den Dir Heil und Ergen erblüht, Ascania!

Endwig Ballig.

Das Bergmännlein.

Hat im Kättharinenstollen, ach, vor vielen Jahren,
So auch in der Grube zur Dreifaltigkeit,
Wie ein Bergmann solches leidet mußt erfahren,
Um die Stunde, welche Geister ist gewelht;

Hat gar arge Dinge 's Bergmännlein getrieben
Und den armen Teufel, Jacob Hirth genannt,
Schrecklich zugerichtet, hätte fast geschrieben
Ihm den Paß in jenes unbekannte Land.

Wieder hat der Bergmann doch nach eben'gen Stunden
Sich erholt, zur Ausfahrt Muth und Kraft gefunden;
Vor ihm hergewandelt da ist's Bergmännlein
Mit dem Grubenlichte in den Händen fehn.

Hat getragen einen langen weißen Bart
Und ein graues Köcklein von gar grober Art,
Anzuschau'n gewesen ist es grau und alt,
So daß eingeflöhet Furcht schon die Gestalt.

Klüger ist geworden Jacob durch die Lehre, —
Wenn sie doch, ach, nimmer ihm begegnet wäre! —
Läßt den Geist fortsetzen rasig seinen Lauf
Und spricht keine Sylbe, nicht einmal: Glück auf!

Müssen hat er hüten doch acht Tage lang
Bett' und Zimmer, 's wurde, ach, der Arme krank!
Nie hat in der Grube und im Stollen wieder
's Bergmännlein zerbläuet Rücken ihm und Glieder!

Ludwig Büllich.

Die Butterjungfer zu Berbst.

Auf hoher Säule pranget
Schon viele Säcula
Zu Berbst, den Marktplat
schmückend,
Auch eine Statua.

Das Haupt entblößt, blickt nieder
Dies Frauenangeficht
Still auf der Menschen Treiben
Und rührt und regt sich nicht.

'nen wohlverschloss'nen Beutel
Hält's in der einen Hand,
Der and're Arm ist aber
Der Seite zugewandt. —

Sonst Sind a u's Grafen erheben
Den Zoll in Berbst, der Stadt,

Der auf den armen Bauern
Gar schwer gelastet hat.

D'rum brachten sie die Butter
Nur bis zum Haidethor,
Wohin sich denn auch leider
Der Wochenmarkt verlor.

Wer von den Bürgern wollte
Nun ohne sie nicht sein,
Der in den sauern Apfel
Schon beißen mußte hinein.

Die armen Frauen hatten
Dabei den schwersten Stand,
Wenn Sturm und Schnee und
Regen

Durchjagten Stadt und Land:

Dem grundlos barm die Wege,
Wie manche ließ da nicht
Die Schuh' im Rothe stecken
Und holte sich die Sicht!

Da endlich eine Jungfrau,
Gar fromm und gut und mild,
Den armen Schwestern wurde
Ein mächt'ger Schirm und
Schild.

Es hatte ihr gelächelt
Das Glück so wunderhold
Und in den Schooß geworfen
'ne große Summe Gold.

Da zu dem Grafen von Lindau
Sie eines Tages trat:

„Laßt mich den Zoll ablösen!“
Die Jungfrau freundlich bat.

„Zählst von dem Haidethore
Bis zu dem Marktplatz hin
Mir Thaler Du bei Thaler,
Dann ich befriedigt bin!“

Worauf sie denn gezählet,
Die wunderholde Maid,
Die blanken Silberthaler
Und Alle hoch erfreut.

Drum sieht ihr Bildniß prägen
Man auch zu Herbst noch heut,
Das innig ihr geweiht
Der Schwestern Dankbarkeit.

Ludwig Zöllig.

Die Sage vom Doctor Faust.

Der Teufelsbeschwörer, Doctor Johann Faust, ist, der Sage nach, jedem Deutschen, folglich auch uns Anhaltinern bekannt; da er aber, nach Jöcher's Gelehrten-Lexicon, dritte Auflage, Leipzig 1773, ein Anhaltiner und zwar im Anfange des sechzehnten Säculi in Anhalt geboren sein soll, ferner mit weiter unten zu erwähnenden Zauberkünsten in Anhalt auftrat, so gehört die Sage uns mit Leib und Leben. Seine Thaten und Höllenfahrt sind bei jedem Wankelgänger und Silberhändler für einen bis zwei Groschen, ja in einer veredelteren Ausgabe, Leipzig bei Otto Wigand, mit Holzschnitten, als Volksbuch No 24 *), und in der schönsten Ausgabe mit Gubitzischen Holzschnitten nach berühmten Meistern, Berlin, Vereinsbuchhandlung — denn wenig Till Eulenspiegel's Schwänke bereits selbst vom Stapel gelaufen sind, so darf wohl Doctor Faust auch nicht fehlen — zu haben. Die Sage vom Doctor Faust bildet nach den

*) Nach diesem ward Faust im ehemaligen anhaltischen Marktsteden Goldwedel geboren, und war ein Sohn frommer Bauernleute.

genannten Ausgaben schon eine ziemlich starke Piest, und kann solche weder wörtlich noch im Auszuge gut mitgetheilt werden. Es ist uns aber wohl erlaubt, Scenen, die streng zu Anhalt in Beziehung stehen, hier mitzutheilen, so wie solches in dieser Sammlung von Till Eulenspiegel zu Bernburg geschehen ist.

Föcher läßt ihn in der Graffschaft Anhalt geboren werden. Er studirte anfangs die Theologie, nachgehends Medizin und Wahrsagerkunst, trieb Zauberei und Geisterbeschwörungen, fand die furchtbare Formel, den Teufel aus der Hölle selbst zu citiren, machte mit ihm auf vier und zwanzig Jahre einen Bund, nahm aber im Dorfe Rimlich ein Ende mit Schrecken, indem ihn Satanas, der Höllenfürst, Nachts zwischen zwölf und ein Uhr, in seinem ein und vierzigsten Jahre holte, seine Glieder dermaßen zerstückelte, daß sie, sprichwörtlich, wie alt Eisen herumlagen und das Gehirn an den Wänden klebte. — Ein Traktat von der Necromantie, ein anderes Werk: Faust's Höllenzwang, sind, nach Neumann's Dissertation de Joh. Fausto und nach Durvii Epistola de Jo. Fausto, Ueberbleibsel seiner Gelehrsamkeit.

Daß er dem berühmten Albertus Magnus nichts nachgab, ja diesen Schwarzkünstler weit übertraf, beweisen folgende zwei Züge und Experimente aus seinem Thun und Walten.

Faust verschafft der Gräfin von Anhalt im Winter frisches Obst.

Sehr beliebt wußte sich Faust mit seiner Kunst auch bei dem Grafen von Anhalt zu machen, an dessen Hofe er sich eines Winters aufhielt. Eines Tages bei Tische äußerte die Gräfin, welche sich gesegneten Leibes befand, daß sie einen unwiderstehlichen Appetit nach frischem Obste empfände, der ihr Tag und Nacht keine Ruhe ließe, und bat Faust, als einen weltberühmten Arzt, um einen Rath, wie dem abzuhelfen sei. „Da giebt es kein anderes Mittel, gnädige Gräfin — sagte Faust, — als, daß Ihr Euch einmal recht satt esset an dem, wonach Euch geküßet!“ — Die Gräfin erwiderte: „Das weiß ich wohl, aber eben deswegen erbat ich mir Euer Rath, weil dies in gegenwärtiger Jahreszeit unmöglich ist.“ — „Unmöglich? — sagte Faust — o nein; ich bitte, verzieht nur einen Augenblick und Eure Wünsche sollen befriedigt werden.“

Faust wandte sich von einem Diener drei silberne Fruchtkörbe geben und stellte dieselben vor das Fenster; dann kehrte er zur Gesellschaft zurück, aß und trank und unterhielt sich mit den Anwesenden auf's Beste, ohne weiter des vorigen Gesprächs zu gedenken. Als aber das Desert aufgetragen wurde, rief er einen Diener und befahl ihm, die drei Fruchtschüsseln herbeizuholen, welche er vor das Fenster gestellt hatte, und sie der Gräfin hinzutragen. Der Diener that es und stellte vor die Gräfin die drei Schüsseln; auf der einen lagen prachtwolle Äpfel, auf der zweiten köstliche Birnen und auf der dritten die süßesten Weinstrauben. Da waren alle Anwesenden freudig erstaunt, die Gräfin aber befriedigte ihren Appetit und blieb Faust gewogen, so lange er lebte.

Faust bewirthe den Grafen von Anhalt in einem
Zauberschlosse.

Noch bis zum nächsten Frühjahre mußte Faust auf die inständigen Bitten des Grafen und der Gräfin bei ihnen verweilen; als sie ihm aber endlich abzureisen erlaubten, trat er mit höflicher Erbeude vor sie und sagte: „Ich habe bei Ew. Gräflichen Gnaden so viel Gutes genossen, daß ich den Muth habe, Euch unterthänig zu ersuchen, mir noch eine ganz besondere Gnade zu erzeigen, nämlich heut', als an dem letzten Tage meines Verweilens an Euerer Hofe mein Gast in meinem gerügten Lusthause zu sein.“

Der Graf und die Gräfin sahen ihn verwundert an, denn sie hatten niemals gehört, daß er in der Nähe ein Lusthaus besäße; da sie aber an das Außerordentliche von ihm gewöhnt waren, so sagten sie ihm in Erwartung einer gefälligen Ueberraschung zu. Auf seinen Wunsch setzte sich sogleich der ganze Hof in Bewegung, denn Faust versicherte, daß sie bloß durch den gräflichen Garten zu gehen brauchten, um nach seinem Lusthause zu gelangen. Kaum traten der Graf und die Gräfin mit Faust aus dem Schlosse in den Garten, so erblickten sie auch schon auf einem wohlbekannten Hügel hinter dem Garten, welcher gewöhnlich der Romhübel genannt wurde, ein überaus prachtwolles Lustschloß.

Als sie näher kamen, sahen sie, daß dasselbe ringsum von einem tiefen und breiten Wassergraben eingeschlossen war. In dem krysthallen Wasser plätscherten lustige Gold- und Silber-

flühen und eine Menge schneeweißer Schwäne wiegten sich stolz auf dem Spiegel. Die Zugbrücke war niedergelassen, das Thor des Schlosses weit geöffnet und Guirlanden mit dem selbsten, Wohlgeruch ausstrahlenden Blumen zogen sich längs der Brücke und über das Portal des Schlosses. Der Weg war mit frischen Rosen und Lilien bestreut, und als das gräßliche Paar die Brücke betrat, da scholl ihnen aus dem Schlosse die lieblichste Musik von unbekanntem und unsichtbaren Instrumenten entgegen.

Das Schloß selbst war im Biered gebaut, so daß es in seinem Innern einen weiten Hof umschloß. In jeder der vier Ecken erhob sich ein stattlicher Thurm mit einer Plattform, von welcher lustige Fahnen und Flaggen herabflatterten. Am Eingange standen gleichfalls zwei Thürme, welche aber durch eine Gallerie verbunden waren, und in ihnen hingen zwei seidene Fahnen herab bis fast zur Erde, auf denen die Farben und das Wappen des Gräßlich-Anhaltischen Hauses zu sehen waren. Auf dem Hofe zog sich rings herum eine Doppelreihe blühender Orangen- und Granatbäume, welche frei aus der Erde zu ansehnlicher Höhe emporgeschossen waren.

In der Mitte des Hofes stand ein Kranz thurmhoher Palmen und zwischen diesen sprudelte ein heller Springquell, welcher ein krystallenes Becken nicht mit Wasser, sondern mit goldhellem Weine füllte. In den Zweigen der Bäume saßen die lieblichsten Vögel, theils solche, welche durch ihren Gesang das Herz erfreuen, theils solche, welche durch die Pracht ihres Gefieders das Auge ergötzen. Bunte Schmetterlinge und Kolibri's flatterten von Blüthe zu Blüthe. Auf den Palmen kletterten possierliche Affen herum und in dem goldigen Sande des Hofraumes spielten zahme Bären, Rehe, Gazellen und andere Thiere, welche sich den Menschen zutraulich näherten und sich von ihnen streicheln ließen. — Nachdem sie sich eine Weile an den Herrlichkeiten dieses Hofraumes ergötzt hatten, führte Faust seine Gäste durch ein zweites, prachtvoll mit Bildhauerarbeit geschmücktes Thor im hintern Mäugel des Gebäudes in das Innere desselben. Die Pracht, die sie hier erblickten, übertraf Alles, was sie jemals gesehen oder wovon sie jemals gehört hatten. Seidene Tapeten bekleideten die Wände, die Möbeln waren mit Gold- und Silberstoff und die Fußböden mit reichen Teppichen bedeckt. Ein Zimmer war immer kostbarer als das andere; zuletzt aber traten sie in einen Saal: in dem waren alle Fenster mit dicken, seidnen Vorhängen ver-

deckt; heller aber, als das Licht des Tages, glänzte in der Mitte der Decke ein Licht gleich der Sonne, in welches das Auge nicht hineinzublicken vermochte. Uebrigens stellte die Decke einen mit leichtem Gewölk bedeckten Himmel vor, aus welchem ein feiner und süßduftender Regen niederfiel. Der Fußboden war spiegelglatter Marmor. — Faust führte den Grafen und die Gräfin unter einen Thronhimmel, der aus lauter Gold gearbeitet schien, und lud auch die übrigen Gäste ein, auf den im Halbkreis gestellten sammetnen Sesseln, vor denen reiche Teppiche, aus bunter Seide künstlich zusammengesetzt, ausgebreitet waren, Platz zu nehmen; dann winkte er nur mit der Hand, und es senkte sich eine Wolke von der Höhe hernieder, welche auf dem Boden verschwand. Statt ihrer erschien eine überaus reichbesetzte Tafel. Die seltensten Gerichte, die köstlichsten Früchte, die duftigsten Weine boten sich dar zum Genuße.

Faust bat seine Gäste, mit diesem ärmlichen Male vorlieb zu nehmen, und alsbald setzten sich unsichtbare Hände in Thätigkeit, welche die Speisen herumreichten, die Becher füllten und kredenzt. Dazu erscholl wieder die lieblichste Musik mit Gesang von den reinsten Menschenstimmen abwechselnd. Die Gräfin von Anhalt bezeigte Faust ihren Beifall über all' die Herrlichkeiten, welche sie gesehen und genossen hatte. „Nur Eins fehlt — setzte sie hinzu: — nur Eins fehlt; ich habe noch keinen Menschen außer uns in diesen weiten und herrlichen Räumen gesehen. Die unsichtbaren Hände, welche uns bedienen, sind die trefflichsten Diener, aber ich wünschte, Ihr hättet auch sichtbare Diener, welche das Innere dieses prachtvollen Gebäudes heimlicher machen.“

Sie hatte kaum ausgesprochen, als sich die gegenüberstehenden Pforten des Saales öffneten und zwölf goldgelockte Jünglinge und eben so viel liebreizende Jungfrauen hereintraten, welche mit leichtflatternden Gewändern und Blumenkränzen bekleidet waren, und welche mit den reizendsten Stellungen und Bewegungen einen verführerischen Tanz aufführten. —

Als endlich die Gesellschaft wieder aufbrach, war es bereits Abend geworden. Faust öffnete die Thüren des Saales; da stand vor denselben auf einer langen Gallerie, von welcher man den Hofraum übersehen konnte, eine Reihe von Rohren in orientalischer Kleidung, mit übereinandergekreuzten Armen und in jeder Hand eine helllobernde Fackel haltend.

Das ganze Schloß war auf das Herrlichste illuminirt; der

Springbrunnen im Hofe sandte jetzt eine demantene Feuersäule empor, fast so hoch wie die Palmen, unzählige Leuchtläfer flatterten in der Luft. Die Rohren mit den Fackeln begleiteten den Zug der Gäste bis an das gräßliche Schloß. Als sie hier ankamen, hörten sie plötzlich hinter sich drei laute Kanonenschläge; Alle wendeten sich schnell um: da stand das ganze, herrliche Lustschloß in lichten Flammen, aus denen Raketen und Leuchtflugeln emporflogen. Das großartigste Feuerwerk stellte sich den Blicken dar, bis sich zuletzt Alles in einen rosigen Dunst auflöste, welcher nach und nach in der Finsterniß der Nacht unterging. Als sich der Graf und die Gräfin von dem freudigen Staunen erholten, da waren die Fackelträger, welche sie begleitet hatten, verschwunden, und auch Faust war nirgends mehr zu sehen.

Mitgetheilt von Friedrich Stahmann aus dem Volksbuche: „Doctor Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt.“

Doctor Faust.

Das ist doch halt ein Streiten,
Wie um des Kaisers Bart,
Liegt bei den meisten Leuten
Nun einmal in der Art.
Da soll der Faust gewesen
Aus allen Ländern sein,
Von jedem kann man lesen:
„Er ist und bleibt auch mein!“
Auch Anhalt zugeschrieben
Wird er, der Doctor Faust,
Der schwarze Kunst getrieben
Und hier und dort gehauf't.
Die Eltern sein, sie waren
Gar fromme und arme Leut',
Wie Wiedemann erfahren
Vor langer, langer Zeit.
In Anhalt ward geboren
Nach ihm auch unser Held,

Der seine Seele verschworen
Und jene bess're Welt. —
In Anhalt einer Fürstin,
So guter Hoffnung war,
Hat Trauben er und Aepfel
Gebracht im Januar.
Und zwar im Nu geschaffen
Hat sie der Teufelsmann;
Fragt uns're jungen Laffen,
Ob einer das wohl kann!
Dann hat er Fürst und Fürstin
Mit ihrem Dienertroß
Auf einen Berg geführt
In ein gar schönes Schloß.
Hat ihnen aufgewartet
Mit Speisen, so gar fein
Und köstlich zugerichtet,
Und auch mit edelm Wein.

Doch als sie es verlassen,
Das Schloß, da ist es auch
Ursprünglich aufgegangen
In Feuer und in Rauch.

Und Fürst und Diener haben,
Obschon gefeiert sie nicht,
Ja, tüchtig zugesprochen
Gar manchem Leibgericht;

Dennoch davon getragen
Von dieser Tafelrei
Nur einen leeren Wagen! —
War das nicht Hererei?

Das hat der Faust getrieben
In seinem Vaterland,
Das Anhalt wird geschrieben
Und Anhalt wird genannt.

Ludwig Büllig.

Die Sage vom Teufelskeller zwischen Wulfen und Drosa.

Unweit des Dorfes Wulfen liegt ein großer Stein auf einem mäßigen Hügel. Dieser Stein, acht Ellen und eine Viertel Elle lang und acht und zwanzig Schritte im Umfange messend, ruht auf mehreren kleinern Steinunterlagen. Wenn man sich bückt, so ist man im Stande, unter den Stein, wie in einen Keller, zu kriechen; man nennt ihn den Teufelskeller.

Wahrscheinlich ist dies ein heidnisches Grabmal, wie man deren mehrere bei Wulfen gefunden, eröffnet und Urnen nebst alten Waffen darin gefunden hat. Alte Chroniken geben diesen Stein für das Grabmal des römischen Feldherrn Drusus — wovon das nahe gelegene Dorf Drosa den Namen führen soll — aus, welcher hier sein Dasein geendet, nachdem ihm jenseit der Elbe ein finsterner Dämon erschienen sei und er beschloffen habe, nicht wieder über die Elbe zu gehen. — Vor grauen! Zeiten mag die Umgegend hier sehr wüth und wüste, sumpfigt und Alles Wald gewesen sein, und noch sind der Sumpf und die Brüche zwischen den Dörfern der Stadt Aken — *urbs in aquis* sonst genannt — nicht ausgetrocknet. — Noch andere Sagen knüpfen sich an diesen Stein.

In dem tiefen Walde bei Wulfen wohnte vor Alters eine Räbherfamilie, die Mutter nebst Sohn, denn der Hausvater war schon längst zu seinen Vätern gegangen. Der Wald war schauerlich und unheimlich; der Sage nach hausten böse Geister darin, selbst Satan, der Fürst der Unterwelt, hatte im wildesten Gestrippe, das sonst den vorgenannten Stein umgab, seinen Wohn-

stz aufgeschlagen. Der Teufelskeller wurde damals schon die schauerliche Stätte genannt, unter welcher der böse Geist des Abgrunds haufen sollte.

Marbod, so wollen wir den jungen Köhler, welcher auch dem Waidwerk oblag, nennen, war ein rüstiger Bursch, wild und brausig zum großen Kummer seiner Mutter, der frommen Barbara. Tagelang streifte der Jüngling im Walde herum und kehrte nur selten heim in die Hütte, wo die Mutter am Abend vergebens seiner harnte. Bald ward sie, trotz aller ihrer guten Lehren, an ihm ein störrisches Wesen gewahr; er behandelte die Mutter roh, war auffahrend, unmenschlich, und die Nachbarn sagten: daß er mit dem Alten des Waldes am Teufelskeller oft um Mitternacht Zusammenkunft und Zwiesprache halte. Der Alte des Waldes aber war ein alter Graubart, der Tag und Nacht mit einer wilden Jagdschaar von Jägern und Hunden die Gegend durchtobte, allerlei Unfug trieb und, wie die Leute sagten, oft, wenn die Sonne im Zeichen des Schützen stand, Jagdpartien in der Luft mit Dunstgestalten und schrecklichen Figuren unter fürchterlichem Getöse veranstaltete.

Der Umgang mit dem Alten des Waldes verdarb den Marbod ganz und gar, so daß er zuletzt ein Bündniß mit ihm schloß, wo er sich ihm mit Leib und Seele verschrieb, wogegen ihm der böse Geist alle Freuden des irdischen, sinnlichen Wohllebens verhieß.

Die erste Greuelthat, welche Marbod ausübte, war, daß er in einem Anfälle von Zorn und Bosheit seine Mutter, die ihm seine rohe Lebensweise verwies, ermordete.

Der Böse fand ihm jetzt in allen seinen Handlungen zur Seite. Bald stand im wildesten Theile des Waldes ein prunkendes Lustschloß mit fremdlichen Gebäuden und Anlagen, Brühnen voller Fische und Lustwäldern voller lieblichen Vögel. Uppige Dirnen boten dem zügellosen Marbod ihre Netze freiwillig dar.

Zwanzig Jahre, so lange lautete der Contract, den er mit dem Bösen geschlossen hatte, waren in Lust und Wonnen, unter Verbrechen und Greuelthaten dem Marbod verfloßen, da kündigte ihm der Böse an: daß binnen wenigen Tagen der Contract erfüllt sein würde und er sich zur Abfahrt in die Hölle bereit halten solle. Marbod bebte zusammen, denn im eilenden Fluge war die Zeit verstrichen, und sein ganzes Leben war nur ein flüchtiger Kauf ohne wahren Genuß gewesen.

Da ergriff es mit Sevptionenqualen sein Inneres; er hatte weder Ruhe noch Raht, das Gewissen erwachte in ihm und zeigte ihm einen Spiegel mit allen den Greuelbildern seines Daseins vor. In der Nacht taumelte er aus seinem Schlosse und erreichte in der Verzweiflung am Saume des Waldes eine heilige Kapelle, wo eben der fromme Priester für die Seelen der durch ihn Gemordeten Messe las. An der Pforte des Heiligthums sank er nieder, und der fromme Priester fand ihn hier reuig und zerknirscht über sein ruchloses Leben, zog ihn in die Kapelle und söhnete ihn wieder mit Gott aus. Satan — so geht die Sage — war darüber nicht wenig erzürnt; er suchte den Marbod auf allen Wegen und Stegen wieder in sein Neß zu ziehen, aber der reuige Sünder hielt die Probe aus, und der böse Geist mußte seine Rechte an ihn aufgeben; doch sollte ihm gestattet sein, den Leib des Riffethäters zu zerstören, die Seele aber unangetastet zu lassen. Es geschah: der Teufel zerriß den Leib in gräßliche Stücken, wie weiland den des Doctor Faust. Als nun die Seele des Sünders vor dem Throne des Ewigen erschien, da verkündigte ihm der Weltenrichter: sein Geist solle unter der Gestalt eines Stiers noch Jahrhunderte auf der Erde wallen, bis ein Hirte die Gabe undankbar verschmähe, die ihm als Lohn der Gut zu Theil werden würde.

Es ging der Spruch des Richters in Erfüllung. Alle Mittage kam ein Stier unfern des großen Steines hervor und weidete friedlich unter der Herde des Hirten, der sein Vieh hieher trieb. Der Hirte ließ ihn ruhig weiden und fand jedesmal ein Gericht der köstlichsten Speise auf dem Steine stehen und unter dem Steine lag ein großer Silberthaler. Die Gegend war ruhig geworden; der fromme Priester hatte den Fürsten der Finsterniß durch Erorcismen aus dem Walde vertrieben; Marbod's Lustschloß und die üppigen Gärten waren verschwunden.

Der Hirte ließ sich die Gut am großen Steine das behagen; er theilte das Geheimniß von dem Geisterstier seinen Nachkommen mit, welche sich große Reichthümer erwarteten. Aber man pflegt zu sagen, wenn dem Esel zu wohl wird, so geht er auf's Eis tanzen und erfäuft oder bricht den Fuß. So auch hier. Jahrhunderte hatte die Hirtenfamilie des Guten genossen, da verunreinigte eines Tages ein Hirtenjüngling in frechem Muthwillen die Speisefchüssel. Von Stund' an blieb der Stier weg und kam nicht wieder, denn seine Erlösung war geschehen.

So die Sage, wie ich sie aus dem Munde eines alten Mannes vernahm. Sie klingt wunderbarlich und unwahrscheinlich genug und muthet dem ewigen Wesen eine Spielerei zu, die wohl nie in der Wirklichkeit gedacht werden kann. Aber sie ist mir einmal eine Sage, deren man noch ungerrimtere als diese hat. Wer sie aber umständlicher lesen will, der findet sie in meinen „Sagen aus Askanien's Vorzeit“, erstes Bändchen, Seite 119.

Ernstlich Stadmann.

Der große Stein am Teufelsteller bei Wulfen.

Einst ein Niesenmädchen wallte
Auf der grünen Flur,
Blätter, Blüten, Kläng' und
Lieder
Streu'te die Natur.

Und der Schöne Herz schlug
höher;
Athmend Frühlingsluft,
Dogen Lirder, Kläng' und Liebe
Ein in ihre Brust.

Und sie streckt nach dem Geliebten
Ihre Arme aus,
Reicht ihm im Geiß schon man-
chen
Dust'gen Blumenstrauß.

Er düm't sich in der Minne sel'ges
Bonnablüthenland,
Singt Lieder, windet Kränze
Mit geschäft'ger Hand.

Doch wie Allet im Hienieden,
Was erfreut das Herz,
Schon seit Eva beigegeben
Ist der herbe Schmerz;

So die Jungfran, wie es man-
chem
Mit dem Schuh, ach, glückt,
Pldhlich, über Felsen wallend,
Der Pantoffel drückt.

Sie, voll Unmuth, kräftig schleu-
bert

In die Welt hinein
Den Pantoffel; der beherbergt
Einen großen Stein.

Nieder fällt er bei dem Dö-
Wulfen jetzt genannt;
Und den Stein am Teufelsteller
Kennt das ganze Land.

Ernstlich Stadmann.

Der Teufelsstein bei Zerbst.

Unsere guten Vorfahren, die mit festerem Glauben, als wir, an Gott hingen, glaubten auch eben so fest an das Dasein des Teufels. Seine Einwirkung auf die Erde und ihre Bewohner war für sie außer Zweifel; denn sie fanden ja überall Spuren seines Wirkens und seiner teuflischen Kraft. Wo die Natur in ungewöhnlichen Formen erschien, wo sie groteske Bilder in ihren Schöpfungen aufgestellt hatte, da mußte der Teufel gehaus't haben; denn nur ihm traute man solche gigantische Erzeugnisse zu. Wo etwas Ungewöhnliches geschah, eine Handlung begangen war, die den Menschen entehrt hatte, oder die Ursache einer Begebenheit nicht gleich aufzufinden war, da mußte der Teufel den Namen hergeben, das wurde ihm zur Last gelegt. Aber auch eine andere Ursache erzeugte jene Menge von Teufelsbenennungen, die noch jetzt Dörfer, Berge, Felsen u. s. w. führen. Bei der gewaltsamen Heidenbekehrung Karl's des Großen glaubten nämlich die christlichen Lehrer und Oberherren ihre neue Lehre nicht besser befestigen zu können, als wenn sie die Haine, Altäre und Götzen der Bekehrten zerstörten. Da nun aber manches davon nicht ganz vernichtet werden konnte, so suchten sie den Rest durch Beinamen, vom Teufel, Heren und dergleichen, zu brandmarken. Daher jene Menge von Teufelsbenennungen in Deutschland, zu deren Erklärung man späterhin Geschichten erfand, die bis auf unsere Tage gekommen sind. Zum Beispiel:

Der Teufel kam einmal zu einem Fürsten von Anhalt, der in Zerbst wohnte, und verlangte, daß er ihm die Stadt Zerbst abtreten sollte. Der Fürst weigerte sich anfangs, allein der Teufel ließ nicht nach; und da der Fürst sah, daß er dem Verlangern nicht werde ausweichen können, so bequeme er sich endlich dazu, machte aber noch die Bedingung: daß der Teufel zuvor einen am Hainholze bei Zerbst liegenden großen Stein dreimal um die Stadt herumtragen müsse. Der Teufel war das zufrieden, hieb mit einer Art gewaltig in den Stein, daß sie darin stecken blieb; nahm dann den Stein auf die Schulter und trat den Marsch um die Stadt an. Der Fürst war unterdessen in der größten Angst. Er betete inbrünstig zu Gott um Abwendung des der Stadt bevorstehenden großen Unglücks, und sein Gebet wurde

erhört. Zweimal hatte der Teufel die Stadt schon umgangen, da fiel ihm bei'm Hainholze der Stein vom der Art. Ergrimmt darüber, verschwand der Böse, und die Stadt war gerettet. Im Steine blieb ein Stück von der Art des Teufels stecken, das man noch heutiges Tages sieht.

(Aus Gottschalk's Sagen und Volksmärchen der Deutschen. Seite 134.)

Die Kirche zu Warmisdorf,

unweit Gärten.

Ju Warmisdorf im Schloß-
garten

Man eine Kirch' erblickt,
Die aus der Vorzeit Tagen
Ein Kranz, stets grünend,
schmückt.

Ein treuer Freund von Luther
In ihrem Heiligthum
Hat einst dem Volk verkündet
Das Evangelium. —

Als Wittenberg erhoben
Mit Kraft und Heldenmuth
Den Schild für Gottes Ehre,
Für unser höchstes Gut:

Als Licht und Wahrheit wieder
Erglänzten klar und rein,
Brach auch ein schöner Morgen
Für Anhalt's Volk herein.

Ihr tapfern Anhaltbrecken,
Ihr Kämpfer, hehr und kühn,
So lange noch hienieden
Des Liedes Klang' erblüh'n:

So lang' ein Mensch noch waltet
Durch dieses Erdenhaus: —

Nur mit dem letzten ziehet
Der letzte Dichter aus! —

Wird Euer Ruhm erklingen
Und steigen himmelan,
Wird man Euch Hymnen singen,
Wolfgang, Georg, Jo-
hann!

Wolfgang ließ Land und Leute,
Nur seinen Glauben nicht,
Als muthig er gestritten
Für Wahrheit und für Licht.

Ist er auch unterlegen
Bei Mühlberg des Kaisers
Macht,

Die Ehre hat verloren
Er nimmet mit der Schlacht!

Stets, stets sich treu bewähret
Hat er in Schmach und Noth,
Vertrauensvoll gesungen
„Ein' feste Burg ist Gott!“

Und herrlich hat sein Walten
Der Himmel noch gekrönt,
Den Abend seines Lebens
Durch seine Guld verschönt.

Er ist, ein milder Pilger
Und wieder anerkannt
Als Fürst, froh eingegangen
In's bess're Vaterland.

Johann, der reinen Lehre
Auch standhaft zugewandt,
Hat über sie gebreitet
Stets sorgsam seine Hand.

In Dessau auf dem Schlosse,
Wo segnend er gehaus't,
Hat d'rob der Stürme mancher
Des Edeln Stirn umbraus't.

Doch wand ihm um die Schläfe,
Gewebt aus Licht und Glanz,
Die Freude und der Frieden
Auch manchen duft'gen Kranz.

Der Kirche muthige Streiter,
Luther, Melancthon und
Noch viele And're, sah' er
Oft an der Tafelrind'.

Die haben ihm gewürzet
Durch heitern Scherz das Mahl
Und auf sein Wohl erhoben
Den blinkenden Pokal.

Nun ruh'n sie von des Lebens
Sorgen und Mühen aus,
Nun weilen sie wieder beisammen
Im lieben Vaterhaus.

Mit ihnen noch ein hehrer,
Ein theurer Gottesmann,
Der viel für Licht und Wahrheit
Durch Wort und Schrift gethan.

Er war ein Fürst und Priester
Sein ganzes Leben hindurch,
Von Luther selbst geweiht
Zum Bischof von Merseburg.

Als er zurückgezogen
Sich d'rauf in's Vaterland
Und selbst sein Volk regieret
Mit güt'ger, milder Hand:

Da hat er auch verkündet,
Der Tugend lichter Stern,
Ihm oft an heil'ger Stätte
Das reine Wort des Herrn.

In Warmsdorf hat er segnend,
Hat liebend er und traut
Geweilt, gewirkt, gewaltet
Und eine Kirch' erbau't.

Und zu der Kirche wallte
Das Volk gar andachtsvoll
Und brachte dar dem Höchsten
Der Liebe reinsten Zoll.

Es ist der Fürst, der Vater,
Der auf der Kanzel steht,
Der zu dem Herrn der Welten
In tiefer Demuth steht;

Der seinem Volke predigt
In ihrem Heiligthum
Mit Würde und mit Salbung
Das Evangelium.

Längst ist der Fürst geschieden
Aus diesem Thal der Zeit,
Längst schmücket ihn die Krone
Der ew'gen Herrlichkeit;

Und wenn auch im Hienieden
Sich Well' auf Welle treibt,
Der Name des Gerechten
Im Segen immer bleibt!

Jahrhunderte, sie kommen,
Jahrhunderte vergeh'n,
Georg, Dein theurer Name,
Wird für und für besch'n!

So lang' ein Anhalt blühet,	So lang' noch eine Harfe
So lange sich bewegt	Auf dieser Welt erklingt:
Die gute Mutter Erde	So lang' auch Dir, Du Gdler,
Und Menschenkinder trägt;	Man habe Bieder singt!

Zu Warmsdorf im Schloßgarten
 Die Kirch' man noch erblickt,
 Die aus der Vorzeit Tagen.
 Ein Kranz, stets grünend, schmückt.

Eduwig Büllig.

Der Rangstreit in der Kirche zu Schortewitz *).

Es hatten in der Kirche des Dorfes Schortewitz
 Drei alte reiche Herren zusammen einen Sitz,
 Die haben oft gestritten in diesem Sitze sich;
 Wie sind doch Menschenkinder zuweilen wunderbarlich!

Vielleicht ward dort gemähet der Pastor von dem Tod,
 Der Kandidaten Bester nicht haben soll das Brot?
 Nein! Nein! Gar and're Sachen von hoher Wichtigkeit,
 Die haben traum geboren der Herren argen Streit!

Wenn in dem Gotteshaufe der Klingelbeutel macht
 Die Kunde, soll er werden jedem zuerst gebracht,
 Denn Alle, Alle reiten dasselbe Steckenpferd,
 Auf auß're Ehre legen sie, ach, den größten Werth!

Der Pastor kann vermitteln die schwierige Sache nicht,
 Die endlich gar gelanget darauf vor das Gericht,
 Da wird denn mancher Bogen gebrochen und beschmiert
 Und nach geraumer Weile das Urthel publicirt:

„In Frieden sollen leben die Herr'n zu Schortewitz
 Und deshalb nimmer ziehen die Börse im Kirchensitz,
 Doch Neujahr muß ein Jeder und zwar für's ganze Leben
 Der Klingelbeutelkasse zwei blanke Thaler geben.

*) Dieses Factum soll in dem Kirchenbuche zu Schortewitz aufgezeichnet sein.

„Wem zu gering' dies schätzet, Der kann die Summ' erhöhen,
 Und wer durchaus will lassen, sich vor den Leuten sehen,
 Der komme hübsch den Andern mit dem Geschenk zuvor
 Und zahl' die höchste Summe in Doppellouisd'or!“

Ludwig Büllig.

Die Kirchruine bei Schlewipp. Gröna.

Seht ihr die Trümmer stehen
 Dort auf dem Agerland,
 Dort, wo die Pappeln wehen,
 Am grünen Saalestrand?

Wie leer und wüst ist's d'rinnen,
 Wie altergrau sieht's aus,
 Und doch stand hier vor Jahren
 Ein freundlich Gotteshaus.

Und traulich war's umgeben
 Von einer Häuferschaar,
 Darin ein heit'res Leben
 Von frohen Menschen war.

Viel glückliche Geschlechter
 Erblühten um den Ort;
 Sie hörten in dieser Kirche
 Wohl gerne Gottes Wort.

Doch jener Krieg bereitet,
 Der dreißig Jahre lang
 Die deutschen Gau'n verwüstet,
 Auch Gröna's Untergang.

Wohl stellten die Bewohner
 Ihr Dörflchen wieder her,
 Doch, ach! es traf das Schicksal
 Die armen Leute schwer.

Die Flamme fraß von Neuem
 Hinweg ihr Hab' und Gut,
 Und nichts, als ihre Kirche,
 Verschont' des Feuers Wuth.

Nun glaubten sie, es ruhe
 Auf diesem Ort der Fluch,
 Und ließen wüst' die Stätte,
 Die keinen Segen trug.

Sie wandten nach Schlewipp
 Dem Nachbardorf, sich hin,
 Zu bauen neue Hütten —
 Ach, wohl mit traur'gem Sinn.

Und fügten diesem Dorfe
 Des ihr'gen Namen zu,
 Und lebten nun in Frieden,
 In Einigkeit und Ruh'.

Doch von der alten Heimath
 Nicht ganz getrennt zu sein,
 So ruht auf deren Friedhof
 Im Tode ihr Gebein.

So steht der Tempel Gottes
 Allein noch auf der Flur;
 Was einst hier fröhlich lebte,
 Nichts blieb, als diese Spur.

Und er auch ist verfallen
 Längst der Vergänglichkeit.
 An seinen morschen Hallen,
 Ragt fort der Bahn der Zeit.

Und rings um seine Trümmer
 Liegt still der Friedhof da,
 Und eingesunk'ne Gräber
 Bemerk't man fern und nah'.

Wie wehmuthsvoll, wie traurig,
 Wie still ist's rings umher!
 Hier weht's uns an so schaurig,
 Hier wohnt die Luft nicht mehr;
 Hier spricht mit Donnerworte
 Zu uns Vergänglichkeit;
 Hier gedenken wir mit Wehmuth
 Der kurzen Lebenszeit.

Wirsch'n ja: Nichts bleibt immer,
 Und Alles sinkt und fällt;
 In Staub und Asch' und Trümmer
 Fällt jedes Ding der Welt.
 Doch uns'res Geistes Schwingen,
 Sie raffen sich empor,
 Und stark und muthig bringen
 Sie auf zum Sternenschor.

e. Dietloff.

Pilsenhöh, unweit Göthen.

Hör't Ihr die Mühle klappern
 Dort auf dem Hügel klein?
 Daneben liegt ein Gasthaus,
 Zu winkt es Euch: „Herein!“
 Hinein denn, durstige Wand'rer,
 Hinein, hinein, hinein!
 Der Wirth wird Euch bedienen
 Mit Gerstensaft und Wein.
 Labt Euren trocknen Gaumen,
 Dann schlendert in den Saal,
 Hör't Melodien rauschen
 Und schaut der Schönen Zahl.
 Herr Hartmann hat dort Alles
 Auf's Beste arrangirt
 Und zu dem Karpfenschmause
 Gar höflich invitirt.
 Nur eines muß ich rügen
 An unserm Wirth, traun!
 Nicht mehr vermag der Wand'rer
 Dort einen Berg zu schau'n.
 Materielle Zeiten,
 So dominiren jetzt,

Haben in blankes Silber
 Das Berglein umgeseht.
 Die Gegend, eine Eb'ne,
 Dadurch verloren hat,
 Doch kümmert dies die Menschen,
 Des Geldes nimmer satt?
 Und unter diesem Hügel,
 Gebettet still und kühl,
 Da schlief ein tapf'rer Hede
 Nach wildem Schlachtgewähl.
 Held Pilsing hat gefunden
 Im Grab die Ruhe nicht,
 Dem noch des Sängers Harfe
 Des Ruhmes Kränze flieht.
 Doch wird, so lang' noch rauschet
 Der Harfe Flügelschlag,
 So lang' die Erd' noch grüßet
 Ein lichtumkränzter Tag:
 So lang' wird er doch leben,
 Der wack're Degen, fort,
 Wenn auch daran nicht mahnet
 Uns hier kein Käseport.

eudwig Böttger.

Sebastian's Mühe.

Verhinderung des Bettlers für die Waisenkinder.

In dem Bande, das da heißet Anhalt, lebte vor vielen, vielen Jahren ein frommer Hirt, Valentin. Er stand, ein rüstiger Jüngling, in dem Aiter, wo man sich nach Selbstständigkeit, nach einem eigenen Heerde und, was die Hauptsache ist, nach einer liebenden treuen Hausfrau sehnt. Marthe, die Tochter eines armen, aber rechtlichen Mannes, hatte sein Herz sich erkieset. Sie waren Nachbarn, zusammen aufgewachsen, als Kinder schon täglich mit einander umgegangen und die Freundschaft, die die Tage ihrer Kindheit geschmückt hatte, hatten sie mit hinübergenommen, als er zum kräftigen Jüngling, sie zur blühenden sittsamen Jungfrau gereift war. Wo unter zwei, den Geschlechtern nach verschiedenen, jungen, noch ungebundenen Leuten die Freundschaft Blätter und Blüthen darbringt, da kommt endlich, unbemerkt, wie ein Dieb in der Nacht, die Liebe hinzu und nimmt die Blätter und die Blüthen und thut zwei junge rothe Rosen hinzu, Alles verschlingend zu einem dastigen, für Zeit und Ewigkeit blühenden Kranze!

So war es auch mit Valentin und Marthe der Fall. Ihre Herzen, längst in Freundschaft für einander schlagend, wurden eins, eins durch den allmächtigen Zauber, der, jeden Widerstand besiegend, jede Schranke, und wenn sie die steifste Konvention errichtet hätte, überschreitend, das Weltall regiert, der in dem lachenden Süden, wie in dem eisigen Norden sein Panier wehen läßt! Liebe ist ein immerwährender Lenz, ein stetes Knospen, Blüthen und Blüten und nicht umsonst hat der gütige Schöpfer, der ja selbst die Liebe ist, diesen mächtigen, Wonne und Seligkeit zeugenden Erke in unsere Brust gepflanzt. Unsterblich, wie ihr Urheber, ist sie, die Flamme, die Alles erwärmt, die, wenn sie von Allen rein in reiner Brust bewahrt würde, unser Dasein schon hier zu einem Dasein des Lichts gestaltet. Vor Abwegen bewahrt sie den Jüngling, die Jungfrau, wie wir es an Valentin und Marthe sehen, die, zur Freude der Eltern und aller guten Menschen, fleckenlos und rein da standen in dem Strudel der Welt.

Nur eins trübte den lachenden Himmel, der ihnen die Ge-

genwart zu einem lieblichen Maientage schuf. Beide waren mittellos, und Valentin's wenige Ersparnisse reichten nicht hin, um ein Häuschen anzukaufen oder erbauen zu können. Doch Gott verläßt treue Herzen nicht! In Valentin's Nähe lebte nämlich der Gerichtshalter Sebastian, ein Mann von seltener Art. Seinen Untergebenen war er Vater, den Bedrängten Rathgeber und Helfer, den Wittwen und Waisen Schirm und Schild. Bei pünktlicher und strenger Pflichterfüllung, war er doch überall geadelt und geliebt, und wenn auch sein Vermögen zusehend wuchs, so war doch kein unrechtmäßig erworbenes Pfennig darunter, keine Thräne des Armen haftete daran. Ein Freund des hohen Spontulirens, arbeitete er oft unentgeltlich für seine leidenden Mitbrüder, zum großen Aerger seines Actuars und Schreibers, obschon ersterer reicher als Sebastian war, ja er unterstützte sie sogar noch nach seinen besten Kräften aus seiner eigenen Bauschaft.

Das wußte Valentin und daher faßte er sich, nachdem er mit seinen Eltern und mit seiner geliebten Marthe Rücksprache genommen hatte, ein Herz und trat eines Morgens, freilich nicht ohne einige Bangigkeit, in die Behausung des Gerichtshalters. Nach freundlichem Gruße und Gegengruße, machte er den Beamten mit seinen Verhältnissen, die diesem längst zu Ohren gekommen waren, bekannt und bat ihn, um damit ein Häuschen sich erbauen zu können, um ein Darlehn von hundert Thalern. Mancher Andere und vorzüglich unsere heutigen Herren Kapitalisten, die dann nur Geld hergeben, wenn sichere und noch einmal sichere und endlich ganz sichere Hypothek bestellt werden kann, würden bei diesem Antrage graße Augen gemacht und den Supplikanten zur Thür hinausgewiesen, oder zum Mindesten ihn tüchtig ausgelacht haben; nicht so Sebastian. Er belobte Valentin und seine Braut wegen ihres wackern Verhaltens, gab ihm noch manche gute Lehre, ihm nicht verhehlend, wie es ihn freute, daß er sich mit dieser Bitte vertrauensvoll an ihn gewendet hätte, und dieses sein Vertrauen solle nicht zu Schanden werden; so schloß der brave Gerichtshalter, ging dann zu einem Schrank und gab dem freudig staunenden Valentin volle hundert blanke Thaler hin, denn Sebastian war nicht der Mann, die armen Debitoren, die ja schon der Schuh genug drückt, noch mehr zu drücken und Procuraturgebühren zu fordern und zu nehmen. Das Einzige, was er that, war, daß er das Schreibzeug hervorlangte und einen Schuldschein anfertigte, den der, nach Schreibens un-

läubige Valentin mit drei Kreuzen unterzeichnen mußte. Damit war die Sache abgethan und Valentin verabschiedete sich unter heißen Dankfagungen und unter einem Strome von Freudenstränen von dem liebreich Namen, der ihm Glück und Heil zu seinem Vorhaben wünschte.

Und der Himmel segnete Valentin's Anfang, der freilich kein Spaziergang durch einen Rosengarten, wie sich jetzt ihn Viele träumen und wünschen mögen, war. Bald stand ein nettes Mädchen da, in welches er seine geliebte Marthe als glückliches Weib einführte und mit ihr seine kleine Wirtschaft anrichtete. „Mit Gott!“ war sein Wahlspruch und „Bete und arbeite!“ seine Lösung. Und nicht umsonst hätte er dies zur Richtschnur sich genommen, denn nach Verlauf von einigen Jahren war er schon im Stande, dem menschenfreundlichen Gerichtshalter das ihm geliebte Kapital zurückzuzahlen. Mit leuchtendem Angesichte trat er in Sebastian's Behausung, erzählte, wie der Himmel sein Thun und Walten so wunderbar gesegnet habe, daß er das, ihm so liebreich vorgestreckte Geld jetzt zurückgeben könne, und zahlte dann unter herzlichem Dankfagungen die blanken Thaler und die üblichen Zinsen auf den Rußbaumtisch. Der Gerichtshalter sah die Summe nach, strich das Kapital ein, gab aber, indem er seinen gewesenen Schuldner wegen seines Fleißes und seines Wohlverhaltens belobte, ihm die Interessen mit den Worten zurück:

„Von solchen Leuten, wie Du, Valentin, bist, nehme ich keine Zinsen, es freuet mich, daß das Kapital in Deiner Hand reichliche Früchte getragen hat; nimm und laufe Deiner Frau und Deinem Knaben auf dem nächsten Jahrmärkte etwas dafür. Doch für den Augenblick kann ich, wegen dringender Geschäfte, den Schuldschein aus meinen vielen Scripuren nicht hervorsuchen und Dir ausliefern, hol ihn Dir gelegentlich ab. Du kennst mich als einen rechtlichen Mann und brauchst deshalb Künereisern nicht Raum zu geben.“

Valentin verließ hocherfreuten Herzens und unbesorgt Sebastian's Wohnung und segnete, daheim angekommen, mit seiner Marthe den Gründer seines und ihres Glücks, dem braven Gerichtshalter. Sie baten Gott, dem guten Namen noch recht viel der Freuden hienieden zu reichen und zum Heile der Mühseligen und Beladenen erst spät die Stunde hereinbrechen zu lassen, wo der Engel, den freilich unser Auge nicht mehr sieht, erscheint an dem Lager des Lebendstüben und ihm einen Kranz windet, den

mit die bleichen, der Vernichtung gewelhten Schläfe schmückt, den Todtenkranz! Doch über den Sterben war es anders beschlossen!

Sebastian suchte und fand Valentin's Schuldschein und legte, um recht sicher zu gehen, ihn zu dem, von dem Besten abgezahlten Kapitale, damit, bei Valentin's Nachfrage danach, derselbe sogleich zur Hand sei. Dieser aber dachte, Sebastian's Rechtlichkeit kennend und fest darauf bauend, nicht wieder daran. So verfloßen einige Wochen, als eines Morgens im Orte die betrübende, Alle tief ergreifende Kunde erscholl: „Den Herrn Gerichtshalter hat der Schlag gewüthet, er ist todt!“ Alle verloren ja in ihm und mit ihm einen Vater, Lehrer und Freund und wer konnte ihnen dafür bürgen, daß sein Nachfolger — von erst sehen durfte die Rede gar nicht sein! — dieselben Wege zu wandeln sich bestreben werde?

Sebastian hinterließ eine Gattin und zwei, noch unmin- dige Kinder. Die Frau Gerichtshalterin war leider gerade das Gegentheil von ihrem Gatten. Er freundlich und gefällig, rechts lich und brav, sie falsch, hinterlistig und habgüchtig! Wohl mochte der gute Mann auch im Leben sein Kreuz getragen haben, wohl mochte es ihm ergangen sein, wie unserm Vater Adam, von dem ein witziger Dichter sagt:

„Als Adam sich im Paradies legt schlafen,

Da ward aus ihm das erste Weib geschaffen.

Du guter Vater Adam Du,

Dein erster Schlaf war Dein letzte Ruh!“

Nun, Beide haben längst ausgelitten und ausgerungen, Beide stehen als Martyrhelden und zwar nicht allein da, denn sie haben zahlreiche Nachfolger hinterlassen, mit denen wir und jedoch hier nicht beschäftigen; sondern zu unserer Erzählung zurückkehren wol- len. Wohl wußte die Frau Gerichtshalterin, die wir, der Kürze halber und um eine Anspielung, die sich jetzt uns aufdrängt, nicht zu unterdrücken, Eva nennen wollen, den gütigen Handel mit Valentin. Ihr war bekannt, daß das Kapital von demselben zurückgezahlt, der Schuldschein ihm aber nicht ausgeliefert worden war, den sie auch bei den hundert Thakern, zu welchen ihn ihr selbiger Eheherr gelegt hatte, zu ihrer großen Freude richtig noch vorfand. Selbst, wie dies vor Alters sich noch thun ließ, zur Vormünderin ihrer Kinder bestellt, erklärte sie mit Zustimmung ihres Rechtsbeistandes, des Notars Seidenstücken, das oft schon erwähnte Papier für eine gute Preise.

Valentin wurde zu Frau Eva beschieden. Er erschien und traf bei ihr Herrn Seidenschwanz, der ihm mit dürren Worten erklärte, daß unter den Papieren des seligen Herrn Gerichtshalters sich auch ein, von ihm ausgestellter, über hundert Thaler sprechender Schuldschein vorgefunden habe. Dieses Geld nun müsse er binnen acht Tagen unweigerlich beschaffen, widrigenfalls ihm Haus und Hof angeschlagen würden. Valentin stand, wie vom Donner gerührt, bald jedoch gewann er wieder Fassung und erzählte treu und wahr den Hergang der Sache. Frau Eva aber und ihr würdiger Rechtsbeistand lachten dem Armen geradezu in's Gesicht, sprachen von faulen Fischen, die er vorbringe, um eine arme Wittwe und zwei unmündige Kinder um ihr rechtmäßiges Eigenthum zu betrügen, und entließen ihn endlich mit dem nachdrücklichen Bescheide, daß es bei dem einmal Gesagten sein unabänderliches Bewenden behalte.

Thränenden Auges verließ der Arme ein Haus, das sonst der Sitz der Giebe, der Gerechtigkeit und des Wohlthuens gewesen, nun aber zu einem Tummelplatze der Ränke, zu einer Herberge der Habsucht und der Bosheit herabgesunken war. — Seiner Marthe brachte er, um ihr Kränkung und Verdruß zu ersparen, diese Hiobspost nicht, er zwang sich sogar, da freundlich und heiter zu scheinen, wo ein giftiger Wurm an seinem Glücke und an seinem Frieden nagte. Draußen bei den Schafen, wo er in den Horden die Nacht zubrachte, überließ er sich einem ruhigem Nachdenken und befahl seine Sache Gott, der Alles gewiß noch zum Besten lenken werde. Damit schief er getrost ein und fand sich am Morgen so gekräftigt, so voll Trost und Zuversicht, daß er ruhig und heiter seine Herde auf die Weide trieb. Wie erstaunte er, als er etwas seitwärts ein neues Mauerstück, wie durch einen Zauberschlag dahin versetzt, erblickte. Diese ungewohnte Erscheinung hatte ihn bereits einige Zeit gefesselt, als Jemand hinter denselben hervortauchte und ihm mit der Hand eifrig winkte. Valentin folgte schnell der etwas sonderbaren Einladung, er jagte, um bald wieder zu seiner, einstweilen der Obhut der treuen Hunde übergebenen Herde zu gelangen, durch Dick und Dünn und stand endlich fast athemlos vor dem Mauerstück. Hinter demselben saß, zu seiner größten Verwunderung, der Gerichtshalter Sebastian, wie er, nach dem gewöhnlichen Ausdrucke, lebte und lebte, im Schlafrocke am Schreibtische.

„Ermanne Dich, Valentin! — redete er freundlich den

bis zum Tode erschrockenen Hirten an, — ich weiß Alles und bin nur hier, um Dir zu dienen. Mein Weib hat Dir, treues Blut, einen argen Streich gespielt, aber Früchte soll sie nicht davon ernten. Hier hast Du — reich' Deinen Gut her! — eine Quittung über die mir zurückgezahlten hundert Thaler und zugleich die Mortification des, Dir so viel Angst, Sorgen und Kummer machenden Schuldscheins. Das Alles wird nun aufhören, denn meine Frau kennt die Handschrift und wird sie zu respectiren wissen.“

„„Ach, glaubt das ja nicht, Herr Gerichtshalter! — entgegenete Valentin in einem kläglichen Tone, — das wird Alles nichts, gar nichts helfen, vielmehr wird mich Eure Frau Eheliebste für einen abgefeymten Betrüger erklären, der Eure Handschrift nachgemacht hat, oder hat nachmachen lassen!““

„Du hast Recht, mein Sohn! — gegenredete Sebastian. — Doch auch dafür weiß ich Rath. Nimm hier von meinem Haupte die, Allen wohlbekannte Mütze, und wenn nichts mehr hilft, dann wirf sie vor den Augen Aller nieder, die gegenwärtig sind. Nur in Deiner Hand liegt die Macht, sie verschwinden zu lassen, für alle Andere ist dies eine reine Unmöglichkeit. Unzerstörbar wird sie Allem, selbst dem Feuer trocken, nichts kann sie vertilgen oder aus dem Hause entfernen, in dem sie, ein strenger, unerbittlicher Wächter, so lange verbleiben wird, bis Du vollständig befriedigt bist.“

Valentin dankte dem alten guten Herrn herzlich, wünschte ihm tausend Gotteslohn und hätte gern noch mit ihm sich länger unterhalten, da aber schlugen die Hunde an, und während er nach seiner Heerde hinblickte, waren schon Mauer und Tisch und mit ihnen Sebastian auf immer entschwinden. — Mütze und Quittung wohl verwahrend, erwartete er mit großer Ungebuld den Abend. Die Minuten wurden ihm zu Stunden und diese zu Tagen; er stand wie auf Kohlen und trieb daher die Heerde einige Stunden früher in die Horden, die treuen Hunde als Wächter bei ihr zurücklassend. Eiligst begab er sich nun zur Frau Gerichtshalterin. Die machte bei seinem Eintritte ein gar freundliches Gesicht, ihm mit der Frage entgegenkommend:

„Nicht wahr, Ihr habt Euch nun eines Bessern besonnen und kommt, Euren Fehler wieder gut zu machen, und einer armen Wittwe und ihren unmündigen Kindern das zu bringen, was ihnen von Gott und Rechtswegen gebührt?“

Da zeigte er ihr Sebastian's frisch geschriebene Quittung

— respective Mortification, würde der Jurist hinzufügen — und erzählte zugleich haarklein den ganzen Vorgang, wie wir ihn eben erst unsern Lesern mitgetheilt haben. Eva aber schlug, obgleich früher etwas verblüfft, eine grelle, ihr schon häßliches Gesicht noch mehr verzerrende Bache auf, schnupfte dann den armen redlichen Valentin einen frechen Sünder, der die Todten nicht einmal in Ruhe lasse, einen abscheulichen verschmitzten Betrüger, für den der Staupbesen noch zu gut sei, und eröffnete ihm endlich mit ihrem, mittlerweile angekommenen Rechtsbeistande Seidenschwanz, daß seine Lügen fruchtlos seien und ihn nichts als baare Zahlung vor der Auspändung schützen könne.

„Wohl dacht' ich's — seufzte Valentin, — daß man hier so und nicht anders mit mir verfahren würde, aber nächst dem allmächtigen und allwissenden Gott, der Herzen und Nieren prüft, ist diese Müge Zeuge für mich!“ Hierbei zog er Sebastian's Müge aus der Tasche und warf sie, sich eiligst entfernend, auf den Tisch. Aber noch eiliger rief ihn der Notar zurück. Doch Valentin stellte sich taub und in Frau Eva's Hause wußte man keinen bessern Rath, als die Müge ihm durch's Fenster nachzuschicken. Doch kaum war dies geschehen, so war auch zu Aller Schrecken die Müge wieder da. Noch einmal ward Rath gepflogen, denn so lange Sebastian's Kopfbedeckung im Hause sich befand, waren Angst und Schrecken tägliche Gäste und der guten Frau Eva kam kein Schlummer in die Augen. Man warf sie deshalb, mit einem großen Steine beschwert, in den Strom, aber ehe man wieder zu Hause anlangte, hatte längst schon die Müge auf dem Tische wieder Quartier gemacht. Was nun beginnen? Da versuchte man es, durch Feuer sie zu vertilgen, aber auch das war umsonst! Der scharfsinnige Seidenschwanz glaubte endlich, das rechte Mittel gefunden zu haben. Was Wasser und Feuer nicht vermocht hatten, sollte das Schwert, oder in dessen Ermangelung ein Beil vollbringen. Gleich der, Bratwürste fertigenden Köchin, stand der Notar vor dem Kloze und hieb auf demselben die arme Müge in tausend Stücke. Kaum hatte er jedoch den Rücken gewendet, so war auch der Kloz leer und die Müge erwartete ihn schon im Zimmer. Nun war guter Rath zu Ende.

Da fiel Frau Eva auf den Gedanken, aus einem benachbarten Kloster dem Vater Anselm, einem berühmten Geisterbaner, ihr Leid zu klagen und seine Hülfe in Anspruch zu nehmen.

Der Vater ließ sich willig finden. Er kam und stellte, nachdem er seine Lebensgeister erfrischt und dreimal das Zeichen des Kreuzes gemacht hatte, sich vor den Tisch, auf dem die verhängnißvolle Mütze lag. Aus dem Rauchfasse dampften Weihrauchdüfte, den frommen Vater in einen undurchdringlichen Nebel hüllend, und geweihtes Wasser floß, unter kräftigen Beschwörungsformeln, einem rieselnden Wächlein gleich, von Mütze und Tisch in's Zimmer. Aber Alles war umsonst! Bei jedem Griffe, den der Mönch nach der Mütze that, schlug eine unsichtbare Macht seinen nervigen Arm, der darob fast erlahmte, nieder, und als er gar sich bückte, um die Gluth der erlöschenden Kohlen in dem Rauchfasse wieder anzufachen, da stoben ihm die Funken mit solcher Gewalt in das volle runde Gesicht, daß er vor Schmerz laut aufschrie und dann betäubt zu Boden stürzte. — Man mußte den heiligen Mann in's Bett bringen und ärztliche Hülfe suchen. Durch diese und durch die sorgfältigste Pflege der Frau Eva wurde er bald wieder hergestellt und konnte am andern Morgen schon dieser so wunderbaren Begebenheit sein Nachdenken widmen. Doch mit allem Grübeln wär' er der Sache wohl nicht auf den Grund gekommen, hätte nicht Kurt, der Hausknecht der Gerichtshalterin, der die Scene mit Valentin belauscht hatte, den heiligen Mann auf die Sprünge gebracht. Er hielt nun voll hohen Eifers der Frau Eva unter vier Augen eine gewaltige, Fegefeuer, Hölle und Verdammniß athmende Strafpredigt, die davon heftig erschüttert wurde und reumüthig ihr Vergehen eingestand.

„So gebt doch — fuhr der Mönch fort — dem armen tiefbekümmerten Valentin den Schuldschein zurück und Ihr werdet von Mütze, Pein und Angst sofort erlöst sein!“

Frau Eva überließ die ganze Sache dem Vater Anselm, der unverweilt den Hirten zu sich beschied und ihm, eigenhändig von Frau Eva quittirt, den Schuldschein behändigte und damit einen schweren Stein von des Redlichen Brust wälzte. Keiner war daher froher als Valentin; er fühlte sich neugeboren, der Tag erschien ihm noch einmal so licht und hell und freundlich, lustiger blühten die Blumen, höher und mächtiger schlug ihm das Herz und gern vergab er der Frau Gerichtshalterin den ihm gespielten bösen Streich, hatte er doch aus der Kummerfaat Früchte der Freude, sie aber Reue und Scham gecrntet! Gott, dem er so fest und standhaft vertrauet, hatte ihn nicht verlassen und durch das Dornenthal der Prüfung zu des Friedens und der Freude

Gefilden geführt, und sein Segen verblieb ihm und den Seinigen bis zu der Stunde, die Körper und Seele scheidet auf immer. —

Dies, geliebte Leser, ist die wahrhaftige Geschichte von der Mühe des Gerichtshalters Sebastian.

Ludwig Bülich.

Der Kief in Pot zu Berbst.

Sieht dort den altergrauen
Thurm,
Bierkantig bis zur Spitze,
Er trotzte manchem Wettersturm
Aus hohem Wolkenfuge.
Um seinen Fuß die Rebe schlingt
Sich lieblich und die Traube
blinkt,

Acazien ihn beschätten,
Rings grünen blühende Matten.

Er ist des Gartens schöne Bier;
Mög' er noch lange stehen,
Wo in dem grünen Lustrevier
Sich Viele gern ergehen.

Die Zeit hat seiner nicht geschont,
D'rum Gul' und Marber in ihm
wohnt,

Die durch die Mauerspalte
Flieh'n zu dem Aufenthalte.

Die Bürgerschaft ließ ihn erbau'n,
Dem Schloßkoch zum Gespötte,
In seine Töpfe ihm zu schau'n,
Was d'rin geschmort er hätte.

D'rum wird, wie Allen wohl be-
kannt,

Der Kief in Pot er auch ge-
nannt; —

Warum man ihn nicht höher
Erbau't, erzähl' ich näher.

Noch war vollendet nicht der Bau,
Da merkt' der Koch den Braten,
Dief strack's zu seiner lieben Frau,
Mit ihr sich zu berathen.

Und es ergrimmt in ihrem Sinn
Die strenge Küchenmeisterin,
Sie glich, ich will nicht spotten,
Den Krebsen, die gesotten.

Und lärmend durch das ganze
Schloß,

Als ob die Küche brannte,
Rief sie herbei der Diener Troß,
Der durcheinander rannte.

Mit Bratspieß und mit Kasserol
Stürzt er hinzu, des Schreckens
voll,

Die Küchenjungen sprangen
Herbei mit Feuerzangen.

Mit Löffeln und mit Gabeln kam,
Wie auf des Sturmes Wogen,
Als sie den Teufelspuk vernahm,
Manch' Köchin angezogen.

Sie, die wie Butter sonst so weich,
Ward jetzt vor Horn bald roth,
bald bleich,

Und schwur, den Schimpf zu rä-
chen,

Den ganzen Thurm zu brechen

Die Oberköhin aber nahm
 Der Döffel allergrößten,
 Als sie der Kriegsmuth überkam,
 Des Siegs sich zu getrösten.
 Auch that sie um ein Wehrgehent,
 Der Kriegeshelden eingedenk.
 Viel konnten, bei den Sternen,
 Die sieben Mädchen hier lernen!

Wie Alles nun versammelt war,
 Gewappnet und gerüstet,
 Führt sie hinab die Heldenschaar,
 Die nach dem Kampf gelüstet;
 Hat d'rauf die schönste Front gemacht,

Wie sie ein Feldherr je erdacht,
 Dann ließ sie exerciren
 Und fing an zu parliren:

„Frish auf, Ihr Leute, d'rauf
 und d'ran!

Wir siegen oder sterben!
 Zeigt, was des Weibes Rache
 kann,

Um Ruhm laßt uns jetzt werben!
 Da seh't den Schimpf, den schwarzen
 Hohn,

Man raubt uns Reputation,
 Das Schwerste zu vollbringen,
 Es wird, es muß gelingen!“

So zogen sie denn, kampfsent-
 brannt,

Dem Thurme stracks entgegen
 Und stürmten mit gewalt'ger
 Hand,

Die Scharte auszufegen.

Zwar fiel bei'm Sturm kein Tropfen
 Blut,

Doch der Besatzung sank der
 Muth;

Wer kann mit Weibern kämpfen,
 Wer solch ein Feuer dämpfen?

Gering war nur des Thurmes
 Schuß,

Die Mauer bald erstiegen,
 Und der Besatzung half kein
 Truß,

D'ran war sie, zu erliegen;
 D'rum sing man Unterhandlung
 an,

Die Oberköhin, sie begann:
 „Ergebt Euch uns'rer Gnade!“
 Und bald schlug man Chamade.

D'rauf wurde denn, wie sich's ge-
 bührt,

Der Friede abgeschlossen
 Und inter partes convenirt,
 Daß, da es sehr verdroffen
 Das Küchenpersonal, zu bau'n
 Den Thurm, ohn' ihm es zu ver-
 trau'n,

Derselbe, wie er stehe,
 Behalte seine Höhe. —

Es nehme Mancher sich ganz still
 Hieraus die weise Lehre:
 Wer nicht mit Frauen rechten
 will,

Der bleib' aus ihrer Sphäre.
 Wo auf dem Heerd' das Feuer
 brennt,

Hört auf des Mannes Regiment;
 Dem weiblichen Geschlechte
 Greift nicht in seine Rechte!

Wagt in die Ruch' ein Naseweis
 Die Nas' hineinzustecken,
 Flugs binden sie ein Schürzlein
 weiß

Zur Straf' ihm vor, dem Recken!
Und wenn er gar noch protestirt,
Zum Küchenjungen er avancirt,
Mag ihm auch schlecht behagen
Das Holz- und Wassertragen.

Doch greift von unsern süßen
Herr'n,
Ist Amor im Gesichte,

So Mancher hübschen Mädchen
gern
In ihre holde Rechte:
Dann kann der strengste Philo-
soph,
Macht' er der Lieb' auch nie den
Gof,
Nicht tabeln solch Beginnen,
Wenn Jugend, Schönheit minnen.

Dr. Carl Emil Giesecke.

Der Fleischer und sein Hund.

Es schlug die Glocke im fernen Thurm,
Es heult' und tobte darcin der Sturm.

Wer ist der Wand'rer in später Stund'?
Es ist ein Fleischer mit seinem Hund.

Er will nach Hause mit schwerem Geld,
Die rechte Straße hat er verfehlt.

Wer sind die Männer, fünf an der Zahl,
Zur Waffe habend den blanken Stahl?

Der Hölle saub're Genossenschaft,
Ihr Schwert hat Manchen dahingerafft!

Ach, armer Mann, um Dich ist's gesch'hn,
Du wirst die Sonne nicht wieder seh'n!

D'rum Gott, dem Vater, die Seel' befehl,
Es nahet die Stunde, so bang' und schwül!

Schon sucht der Hauptmann in frecher Lust
Mit seinem Schwerte des Wand'rer's Brust;

Da packt den Räuber der treue Hund,
Stoßt ihn hinab in des Drkus Schlund.

Der wack're Philax nicht eher ruh't,
Bis Alle liegen in ihrem Blut!

Zum Tiger ist er geworden heut',
Er wüthet, suchend nach frischer Beut';

Und packt den Fleischer in seiner Wuth,
Dahin, ach, strömet des Armen Blut!

Er stürzt, sinkend in Nacht und Graus,
Der Körper ist kalt, das Leben aus!

Da bricht die Sonne aus gold'nem Thor
Im Strahlenglanze herrlich hervor,

Und Philax schaut, von Mordlust befreit,
Todt den Gebieter in blut'gem Kleid.

Nun weilt er, fürchterlich heulend, hier,
Bis ihm sich öffnet des Grabes Thür.

Sie ruhen Alle in einem Bett'
In kühler Erde bei IJberstedt *),

Und sieben Kreuze, geformt aus Stein,
Erblickt der Wand'rer am Hügel klein.

Ludwig Büllich.

- *) Ein anhalt-cöthensches, hart an der von Bernburg nach Güt-
sten führenden Kunststraße gelegenes Dorf. Die Kreuzsteine, gegen-
wärtig nur noch sechs, befinden sich am Eingange des Ortes nach Bern-
burg zu, sind durch eine Einfassung bemerkbar gemacht, und Folgen-
des ist mit Lapidarschrift neuerdings daran angebracht:

Ein Fleischer kommt hier von der Stadt,
Einen großen Hund er bei sich hat;
Von Räubern ward er angefallen,
Doch bracht' der Hund den Tod ihnen Allen.
Denn, ach, er kenn't nicht mehr den Herrn,
Erwürgt auch ihn, von hier nicht fern.
Alsdann legt er sich zu ihm hin,
Nicht kommt ihm Nahrung in den Sinn,
Und stirbt so neben seinem Herrn,
Da er ihn todt erkennt, nun gern.
Vier Räuber, Fleischer und der Hund,
Macht Dir die Zahl der Steine kund.
Und willst Du meinem Wort nicht trauen,
So lies, Du kannst es an den Steinen schauen.

Johann Arnd's Paradiesgärtlein.

Ein frommer Mann, den Anhalt einst geboren,
 Der Ballenstedt die Vaterstadt genannt,
 Bei'm Exorcismusstreit sein Amt verloren
 Und später sich nach Lüneburg gewandt,
 Wo er als Oberprediger gestorben
 Und hohen Ruhm und heißen Dank erworben;

Kennt Ihr den Mann? Noch lebt in Vieler Munde
 In Ehr' und Segen sein Gedächtniß fort,
 Noch geben seine Schriften davon Kunde,
 Daß er gewaltet als ein treuer Hort!
 Kennt Ihr den Mann? Dem wahren Christenthume
 Hat er geweiht des kräft'gen Geistes Blume!

Ein Paradiesgärtlein, auch das erstanden
 Ist durch des Frommen fleißgewohnte Hand,
 Und Früchte hat's getragen allen Landen,
 Wo gläubig man des hohen Werth erkannt,
 Doch ist auch leider an gar manchen Orten
 Von frevler Hand ihm Leid und Schmach geworden!

So warf ein Krieger einst, des Papstes Lehren
 Streng' zugethan, das Büchlein in die Gluth,
 Doch konnten es die Flammen nicht verzehren,
 Ob stundenlang es auch darin geruht,
 Denn unversehrt ward wieder es gefunden,
 Wie treue Zeugen damals es bekunden.

So wird die Wahrheit immer triumphiren,
 Muß sie auch Kämpfe mancherlei besteh'n,
 Den Feigen wird kein Weg zum Ziele führen
 Und jede Lüge, sie muß untergeh'n!
 Durch Kampf zum Sieg, durch Nacht zum Licht! Ihr Brüder,
 Daß halle laut in Aller Herzen wieder!

Ludwig Bülich.

Die Burgmühle im Einethale bei Afscherleben.

Hoch ragen die Zinnen im Mondenscheine
 Und spiegeln sich klar in den Wellen der Eide.
 Tief unten am Fels der Askanienburg,
 Da klappert die Mühle die Nacht hindurch;
 Doch klinget der Ton so nüchtern und matt,
 Weil Zeit und Wetter zerstöret hat
 Das Grundwerk, die Räder, die Mauer, den Rumpf,
 D'rum klingt auch das Mühlengerassel so dumpf.
 Der Meister ist arm, er kann nicht bauen,
 D'rum ist fast die Mühl' als Ruine zu schauen.
 Der Sohn des Müllers, ein rüstiges Blut,
 Der war der schönen Mühlmagd gut,
 Und sie, sie war ihm ergeben und treu;
 Doch ward dadurch, leider, die Mühle nicht neu. —
 Wer sitzt noch so spät im Kämmerlein,
 So wach und so still, sonder Furcht, allein?
 Es ist die Magd, die um Mitternacht
 Im Bahne steht, daß der Morgen schon tagt!
 Sie eilet zur Küche, holt Stahl und Stein
 Und sendet den Funck' in den Zunder hinein.
 Der Stein ist nicht scharf, der Stahl ist zu schlecht;
 So oft sie auch beide zusammenschlägt,
 Vergebens, es zündet der Funke nicht,
 Und doch soll sie schaffen Feuer und Licht.
 Da blinkt vom Gemäuer am Uferbrand
 Ein Kohlenfeuer durch das Fenster der Wand.
 Zwar fremd dünkt der Magd die dunkle Gluth,
 Doch faßt sie ein Herz sich voll kühnem Muth:
 Nimmt d'rauf eine Pfanne und eilet zum Ort,
 Sieht lagern schwarze Gestalten dort.
 Sie füllt ihr Gefäß, als der Eide winkt;
 Doch, wie auch die Gluth der Kohlen blinkt,
 Als sie auf den Heerd sie schüttet aus,
 Sind, ach, sie erloschen, und Nacht und Graus
 Umfängt sie wieder. Zum zweiten Mal

Gilt sie zur Höh' aus dem Einethal,
 Füllt wieder die Pfann' und lehret zurück,
 Ihr graus't vor der Männer feurigem Blick;
 Doch als sie die Kohlen am traulichen Heerd
 Zum zweiten Male der Pfanne entleert,
 Verlöschen sie wieder, und noch ein Mal
 Gilt sie zur Höh' aus dem Mülhenthal.
 Zwar bebt ihr das Herz, es zittert die Hand,
 Als sie noch am Feuer die Männer fand,
 Doch muthig tritt sie zur dunkeln Gluth,
 Nimmt Kohlen ein; fast sinkt ihr der Muth:
 Es grinset sie an ein Fraßengesicht,
 Das: „Komm uns nicht wieder!“ zu ihr spricht.
 Doch wie sie auch pufset und bläst und sich müht,
 Umsonst, die Kohle verlöscht und verglüht!
 Jetzt kündet der Wächter die Mitternacht,
 Der auf Askaniens's Wartthurme wacht;
 Da rieselt es kalt ihr durch Mark und Bein,
 Sie zieht sich zurück in ihr Kämmerlein. —
 Am Morgen der Meister die Nagd vermisst,
 Die noch nicht vom Lager erstanden ist;
 Da eilt er zur Küche und findet im Hauf
 Geschichtet drei Berge Goldes auf.
 Er jubelt, das ganze Haus wird wach
 Und auch das Mägdelein im Schlafgemach.
 Sie sagt, was mit ihr die Nacht gesch'eh'n;
 Doch statt der Kohlen ist Gold zu seh'n.
 „Es ist Dein eigen! — der Meister spricht —
 Du frommes, liebliches Angesicht.
 Doch, da Dir gewogen mein einziger Sohn,
 Empfang' ihn als Deiner Treue Lohn!“ —
 Das Mägdelein, dem Burschen längst zugethan,
 Sie bau'te die Mühle und nahm ihn zum Mann.
 Noch sieht man die Mühle gar stattlich und traut,
 Doch Keiner hat wieder das Feuer geschaut.

Zwar gehört die Grafschaft Askaniens, in welcher Aschers-
 leben und die wenigen Reste der Askanienburg liegen, seit
 Jahrhunderten nicht mehr zu Anhalt, folglich wäre die Sage von

der Burgmühle im Einethale nicht zu den anhaltischen Volksagen zu zählen; aber Askanien war eine Stammburg der Grafen von Anhalt, und noch heute nennen unsere Fürsten sich Grafen von Askanien; warum und wie sie hiezu ein Recht und weswegen sie Askanien verloren haben, ist beim Thomaspfennig erwähnt. Da nun dasselbe mit den Besitzungen unserer Herzöge so eng zusammenhing, so mußte hier eine Ausnahme stattfinden, und der gütige Leser möge mir verzeihen, wenn ich die Sage von der Burgmühle in diesem Werkchen mit aufführe; hat doch Herr Widar Ziehnert in seinen: „Preußen's Volksagen, Märchen und Legenden“, Band I., Seite 72, die Sage vom Tanzplatz zu Kölbick, die rein Anhaltisch ist, wie das Vorwerk, wo man den Platz zeigt, aufgenommen. Die Sage von der Burgmühle ist sogar dem Verfasser der „Bawerleynovellen“, Walter Scott, nicht fremd; er erwähnt ihrer sehr umständlich in seinem „Alterthümer“.

Wenn wir heut' zu Tage die Höhe bestiegen, wo noch die alten ehrwürdigen Reste des Stammschlosses der Grafen von Askanien auf dem sogenannten Wolfsberge (eigentlich Askansberge) liegen, so spricht uns der sonst öde, aller Vegetation ermangelnde Berg jetzt viel freundlicher an, als sonst. Geschmackvolle, mit Sand gefütterte und mit Büumen bepflanzte Wege umgeben das alte, eisenfeste Gemäuer; unfern davon ist ein geschmackvolles Hospitium zu den Sommervergönungen der wackeren Ascherlebener gegründet; hie und da sind Rongele mit Rasenstgen angebracht, und in dem Hospitium sind für den Spaziergänger im Sommer alle nur möglichen Erfrischungen zu haben. Hier sitzt und jubelt eine fröhliche Trinkrunde, da werden heitere Spiele getrieben, dort lustwandeln Spaziergänger und da steht einsam ein einzelner Mann mit dem Fernrohre. — Südlich den Blick gewendet, erheben sich über die grünbewachsene Thalschlucht der Eine die Ruinen der alten Arnsteiner Burg; östlich schweift das Auge bis zum Petersberge bei Halle und zu den Schloßthürmen Bernburg's; nordwärts über die fruchtbaren Fluren zu den Höhen des Hake's und Hup's; zwischen den Fluren die Dörfer Frose, Nachterstedt, Königsaue, Wilkeleben, Schadeleben, Winnigen u. s. w. Westlich ist die Aussicht am allergenussreichsten. Die blauen Harzgebirge ziehen in wellenförmigen Linien bis gegen Goslar, überragt von des Brocken's Riesengestalt; Blankenburg's und Ballenstedt's hochgelegene Burgen in lichten Farben und Quedlinburg's Thürme mit der abtheilichen Burg treten vor den Gesichtskreis. Nun

an den Rand des Berges getreten, schauen wir tief in den Schooß des Einethales; jenseit terrassenförmige Gärten, amphitheatralisch mit Blumen und Gebüsch geschmückt, die schönen Anlagen des Wilhelmshades *), des Danneil'schen, Douglas'schen und anderer Gärten, und hart am Fuße der Felsenhöhe die Burgmühle und andere. Vor uns östlich liegt die alte ehrwürdige Stadt mit ihren Thürmen und Hohlziegeldächern in silbergrauem Schimmer; weiter südlich ragt die Westdorfer Warte, jetzt zum Pulvermagazin benutzt, hervor. In der That, wer die Höhe des Wolfsberges, wo die alte Burg steht, nicht genugsam nennt und sie in Schriften zu einem kahlen Anger stempelt, der weiß eine schöne, genugsame Aussicht nicht zu schätzen, er ist kein Freund der Natur! —

Wer die Erbauer der Askanienburg gewesen sind, bleibt ungewiß und kann nicht ermittelt werden; denn die Ansicht: daß Askanaß, ein Nachkomme Noah's, sich hier angebauet habe, wird nur noch im Scherz erwähnt. Nach Bange (in der Thüringischen Chronik) soll sie im Jahre 73 vor Christi Geburt von den nach Sachsen gekommenen Fürsten von Anhalt erbauet worden sein; nach anderen, glaubwürdigen Schriftstellern haben sie die alten Sachsen im sechsten Jahrhundert erbauet; so geschah' es auch mit Ballenstedt. In diese Zeit fällt die Eroberung der Weste Scheidlingen durch die Sachsen unter dem fränkischen Könige Dietrich gegen den thüringischen König Herrmannfried. — Die ganze Grafschaft im Allgemeinen, so wie der Berg, auf welchem die Burg stand, insbesondere, wurde mit dem Namen: „Askanien“ bezeichnet. Ob die Grafen von Askanien mit Anhalt, oder die Grafen von Anhalt mit Askanien belehnt worden, wollen wir nicht untersuchen.

In einem Kriege mit Sachsen soll das anhaltische Haus Ballenstedt und Askanien verloren, durch Karl den Großen jedoch wieder erhalten haben. Die durch die Sachsen zerstörte Askanienburg wurde im neunten Jahrhundert von Albert II. und Esico IV. wieder aufgebauet; wiederum ward die Burg in den Kriegen Albrecht des Bären gegen die Sachsen zerstört, Albrecht's Enkel, Heinrich, zum Fürsten von Anhalt erhoben, bauete sie wieder auf und bewohnte sie. Sein Sohn, Heinrich II., erhielt bei der Theilung Askanien, und war der Stifter der Aschers-

*) Das Wilhelmshad ist von hier östlich von der Stadt verlegt und befindet sich gegenwärtig unfern des Salzkothes.

lebener Linie (1252), welche aber 1315 erlosch, wo die Burg nebst Graffschaft an Fürst Bernhard von Bernburg fiel. Albrecht, Bernhard's Bruder, seit 1303 Bischof von Halberstadt, begehrte Askanien für sein Stift, erhielt es aber nicht. Bernhard III., Sohn Bernhard II., behauptete sich in dem Besitze, bis endlich der Bischof, im Einverständniß mit der Fürstin Elisabeth, der Wittive Otto's, welche zu Aschersleben wohnte, der letztern Stadt sich bemächtigte und die Bürger den Huldigungs Eid schwören ließ; als sie sich aber 1322 mit Friedrich, Grafen von Drlamünde, vermählte, entließ sie die Bürger ihres Eides wieder und wies sie an den Bischof von Halberstadt, dem nun gehuldigt wurde. Das Nähere hierüber ist in der Sage vom Thomaspfennig enthalten; doch kann ich nicht umhin, den Titel der lateinischen Protestationschrift unserer anhaltischen Landesväter hier mitzutheilen:

„Vindiciae Anhaltinae, s. celsissimorum et illustrissimorum principum Anhaltinorum etc. jura liquidissima in et circa antiquissimum comitatum Ascaniae repraesentata in manifesto ascaniensi et ab eclipsi cujusdam anonymi liberata; accesserunt solennes protestationes pro conservandis Principum Anhaltinorum juribus inter universalis pacis tractatus publice exhibitae etc.“,

worin die Fürsten ihre Gerechtfame darthun wollten.

Friedrich Stahmann.

Die Bläsjungfer.

Nachts um die zwölfte Stunde macht auf dem Bläser Grund,
Auf weißem Rosse sitzend, die langgewohnte Mund'
Ein Ritter; anzuschauen, ach, fürchterlich fürwahr!
Er jagt daher so sicher und ist — des Hauptes bar!

Nachts um die zwölfte Stunde durchstreift das Bläser Thal
Auch eine Maid, vergießend stets Thränen ohne Zahl,
Das Antlitz deckt ein Schleier, ein härenes Gewand
Den Körper, eine Nonne sie wurde einst genannt.

Nachts um die zwölfte Stunde die Bläser Aue flieht,
Ob dieser grausigen Kunde, wem rossig das Leben erblüht;
Da machen Geister die Kunde, da halten Geister Wacht,
Da wird den finstern Mächten ein düst'rer Kranz gebracht. —

Sonst, jezt verfall'ne Mauern mit Moos und Gras umstrickt,
 Jezt einst'ger Größe Spuren der Wand'rer kaum erblickt, —
 Sonst stand auf dieser Stelle *) ein hochbethürmtes Schloß,
 Der Graf von Pfuhe d'rin hauf'te mit seinem ganzen Troß.

Der trieb ein ruchlos Leben, der raubte rings im Gau
 Und Mord auf Mord er häufte, der Ritter, wild und rauh;
 Vor jedem Ueberfalle die Beste wohl verwahrt,
 Zu ihm nicht bleicher Schrecken, nicht Furcht sich je geschaart.

Auch manche holde Blume der Bube hat geknickt
 Und mancher edeln Jungfrau das Herz, den Sinn berückt;
 Jezt warf er auf ein Nägdlein den wollustvollen Blick,
 Das mit dem wackern Vater theilte ein still's Glück.

Mathilde war so lieblich, so engelrein, so gut,
 Auf ihren Wangen blühte der Rose zarte Gluth,
 In ihrem Herzen glimmte der Liebe heil'ges Feuer,
 Robert, der brave Robert, er war ihr Zielgetreuer.

Einst zog sie ihm entgegen, dem Buhlen, treu und bieder:
 „Bald hab' ich — rief sie freudig, — bald meinen Robert wieder!“
 Da stürzt aus Waldes Dickigt entgegen ihr Gefahr,
 Es ist der Graf von Pfuhe mit seiner Räuberschaar.

Auf seiner Burg vertrauert des Maien gold'ne Zeit
 Mathilde, herbem Schmerze und finstern Gram geweiht;
 Mit Stolz und Abscheu wendet sie von dem Buben sich,
 Der ihrer Unschuld Blüthe will knicken freventlich.

Sein Felsenherz erweicht hat nicht der Jungfrau Fleh'n:
 „Laß nicht den alten Vater in seinem Schmerz vergeh'n,
 O, trocken seine Zähren, gebt meine Freiheit mir,
 Und er und Robert werden Euch segnen für und für!“

Ihr Weigern, höher steigert es seine sünd'ge Gluth,
 Er schließt sie in die Arme in frechem Uebermuth,
 Da aus dem Busen ziehet Mathilde einen Dolch
 Und ruft, sich ihm entwindend: „Hinweg, Du gift'ger Molsch!“

*) Am Eingange des, eine Stunde von Bernsburg, Pilskaug gegen-
 über, gelegenen Pfuhschen Busches.

Der Graf schwört Tod und Teufel: „Mein muß die Dirne sein
Und soll ich mit der Hölle gehen ein Bündniß ein!
Doch halt! ich brauche wahrlich so weit noch nicht zu schreiten!
Ein Liebestränklein weiß ja der Burgpfaff zu bereiten!“

Gesagt, gethan! Die Arme der Wollust Opfer wird,
Da Wahnwitz ihre Sinne umnebelt und umschwirrt,
Doch als der Rausch verflogen, Besinnung wiederkehrt,
Die Wirklichkeit gar furchtbar ihr sagt: „Du bist entehrt!“

Da ringt sie voll Verzweiflung die zarten Lilienhände
Und bittet Gott gar kläglich, daß er ihr Dasein ende,
Zerrauft die schönen Locken, Nacht ihren Geist umhüllt,
Der sonst so frei, so kräftig, bis ihre Zeit erfüllt.

Es ruht in ihrem Schooße ein Knäblein wunderhold,
Das manche Mutter gäbe nicht um der Erde Gold;
Sie wirft es auf den Boden mit wüthiger Geberde:
„Todt, besser todt, als daß es schlecht, wie sein Vater, werde!

„Sein Vater? Hu, mich schaudert, wenn seiner ich gedenke!
Ha, frecher, großer Sünder, voll Trug und List und Ränke,
Bald, bald wird Deine Beste in Schutt und Trümmer sinken,
Der Lohn für Deine Thaten aus Höllengluth Dir winken!“

Ein Grab gräbt sie dem Kleinen. „Schlaf’ — singt sie, — Kind,
holdselig,

Dem guten Vater droben, dem Höchsten, Dich befehl’ ich!
Kaum Morgen Dir geworden, brach Abend schon herein,
Dir fehlt der Kranz, mein Kindlein, Dir fehlt der Todtenschein!

„Doch schlaf’, mein Kind, holdselig, in süßer, gold’ner Ruh’,
Der gü’tge Himmel deckt Dich mit seinen Sternen zu;
Kaum Morgen Dir geworden, brach Abend schon herein,
Dir fehlt der Kranz, mein Kindlein, Dir fehlt der Todtenschein!“

Als sie so singt, da stürmen die Plöcker schon heran;
Nun ist es, Graf von Pfuhe, nun ist’s um Dich gethan!
Die Beste fällt durch Feuer, der Graf fällt durch das Schwert,
Das, wider Pflicht und Sitte, er oft, ach, oft entehrt! —

Bald hinter Klostermauern dort in dem Bläßer Grunde
Mathilden ist erschienen des Lebens letzte Stunde,
Ihr, sonst im ganzen Gaue die allerschönste Maid,
Ihr ist das Herz gebrochen so früh vor Gram und Leid.

Das ist die schaurige Sage, sie geht durch's ganze Land,
 Von der, die d'rum noch heute Bläsjungfer wird genannt;
 O, mög' sie bald eingehen zur süßen, gold'nen Ruh',
 Mög' sie der Himmel decken mit seinen Sternen zu!

Ludwig Büllsch.

Verfallene Mauern, die in einem einsamen Büschchen bei Bernburg, vom Dunkel belaubter Bäume beschattet, verwittern, bezeichnen die Stelle, wo ehemals das Kloster Sanct Blasii gestanden. Still und heimlich ist's umher, selten aber betritt ein menschlicher Fuß die einsame, sonst stiller Andacht geweihte Stätte, aus Furcht vor der Bläsjungfer, die, eine Nonne des obenbezeichneten Klosters, hier ihr Wesen treibt. Sie ist wegen schwerer Sünde verdammt, auf Erden zu wandeln und bis der Tag ihrer Erlösung heranzieht, die Klosterstätte zu bewachen, wo noch viele Töpfe voll Gold und Silber vergraben liegen. —

Als noch nicht des Ortes Unheimlichkeit bekannt war, kamen einmal ein Paar alte, arme Weiber aus Bernburg in das Hölzchen, um abgefallene dürre Aeste zur Winterfeuerung zu sammeln. Sie waren bis zu den öden Klostermauern vorgegangen, als plötzlich die weißgekleidete Bläsjungfer hinter den Ruinen vortrat. Entsetzt ergriff die alten Mütterchen, das mühsam gelesene Holz entfiel ihren zitternden Händen und bestürzt eilten sie nach Hause. Die Kunde von dem Gesichte breitete sich schnell aus, es mied nun Jeder den unheimlichen Ort und weit umher trieben die Hirten ihre Heerden, der weißen Jungfrau nicht zu begegnen. Wem sie erscheint, der mag sich vorsehen; denn, wie mancher Schäfer erzählt hat, der sie, mit einem Bündel Schlüssel zur Seite, selbst gesehen, so sucht sie Unkundige mit Zauberworten heranzuschmeicheln, und hat sie dieselben erfaßt, so schleppt sie unerbittlich die Beute bis zum tiefen Graben, der das Kloster umgiebt, und stürzt sie hinab.

Daß unter den Klostermauern viele Schätze noch ruhen, leidet keinen Zweifel; denn es ging einmal ein armer Schuhlicker von Bernburg zum Markte nach Nienburg und ruhte auf einer Anhöhe, der Klobenhoch *) genannt, aus. Er hatte sich auf einen Stein gesetzt, und als er sich nun ein Mal zufällig umsah, da lagen auf frisch aufgeworfener Erde neben ihm viel Silberstücke, wohl

*) Ist jetzt nicht mehr vorhanden; an seiner Stelle befindet sich ein, den Fuß- und Fahrweg nach Bernburg zeigender Wegweiser.

an die drei Thaler, und doch wurde zur Zeit der Zerstörung des Klosters nur ein Theil der Schätze zum Klobenhoch gebracht.

Nach den Gold- und Silbertöpfen war nun wohl Mancher lüstern, doch Keiner wagte es, sich in ihren Besitz setzen zu wollen, aus Furcht vor der weißen Jungfrau. Als diese aber seltener erschien, Kühne Jäger in den Busch drangen, ungestört ihr Wild verfolgten und unbeschädigt zurückkamen, wagten sich mehrere hin. Sie wühlten die verfallenen Mauern um und fanden — Steine; sie gingen auf den Klobenhoch, gruben den Hügel um und gruben — leere Aschenkrüge heraus. Seitdem hat sich die Furcht vor der Blausjungfer verloren, die nun erlös't und ihres Wandels auf Erden quitt zu sein scheint.

(Aus Gottschalk's Sagen und Volksmärchen der Deutschen. Seite 300.)

Kaiser Karl's IV. Oberrock.

Geld dem Kaiser war vonnö-
then;

Geld! so hieß sein Sang,
Der noch jetzt die Welt durchzit-
tert

Dumpf und schwer und bang.

Einen Nothschild gab's vor Zeiten,
Wie bekannt, noch nicht,
D'rum gar bitt're Noth dem Kai-
ser

Düst're Kränze slicht.

Seinen Lieben und Getreuen
Winkt er von der Höh',
Ihm fünf tausend Schock zu lei-
hen,

Prager Pfennige.

Otto, der den Magdebur-
gern

Herr und Bischof war,

Rudolph, Sachsen's Herzog;
Albrecht,

Bernhard, Woldemar;

Anhalt's Herr'n und Fürsten,
lichen

Ihrem Kaiser baar

Dieses Geld, der d'rob einsetzte
Seinen Prachtalar.

„Dies Gewand mit Edelsteinen,
Mit der Perle Glanz

Und mit Golde reich verzieret,
Euch verbleibe ganz:

„Wenn bis Allerheil'gen tilge
Diese Schuld ich nicht,

Will mich auch zu Ba u z e n stellen
Ob gebroch'ner Pflicht!“

So der Kaiser hat gesprochen
Zu den Fürsten all';

Und der Rock ward eingelöset
Noch vor dem Verfall.

Ludwig Büllsch.

Prinzessin Lutrud zu Anhalt.

Kurze Zeit beglückte
Lutrud ihr Gemahl,
Bleicher Tod zerpflückte
Blüthen allzumal.

Mecklenburg den Herzog
Johann früh verlor,
Sie den treuen Buhlen,
Den ihr Herz erkor.

Glück, es war hienieden
Für die Arme todt,
Frühling war geschieden,
Blum' und Morgenroth.

Hat zu Gott gewendet
Lutrud Blick und Herz,
Hat den Sinn gestellet
Gläubig himmelwärts.

Drei und neunzig Schocke
Alte Groschen gab
Sie zu Herbst dem Kloster
Eines Tages ab.

„Fürsten, die beherrscht
Anhalt, Mecklenburg,
Und nun abgeschieden,
Jahr für Jahr hindurch

„Ihren Seelen leset
Dafür Messen doch;
Wenn der Leib verweset,
Lebt das Geist'ge noch!“

Freundlich sie gebeten
So die Mönche hat,
Die gar gern gegeben
Dem Gesuche statt.

Dankbar hat bewiesent
Sich die Geistlichkeit
Dafür, was gewesen
Sie nicht jederzeit!

Auch zwölf tausend Messen —
Man sich gar erbot, —
Wolle man ihr lesen,
Wenn sie kalt und todt.

Und Vigilien sollten's
Eben so viel sein,
Daß sie bald entkomme
Fegefeuers Pein.

Von dreihundert Klöstern
Würden zugezählt
Alle guten Werke
Ihr, und keins verfehlt!

Und wenn auf dem Lande
Ruh' das Interdict,
Würd' mit Sang und Klange
Doch zur Gruft geschickt

Sie, und dann ermangeln
Sollt' nach Christenpflicht
Heiligen Zehrpennigs
Auch die Fürstin nicht! —

Und zu diesem Allen
Was sagt der Chronist?
„Wie in so viel Groschen
So viel Kraft doch ist!“

Eudwig Bärlch.

Die Rählsburg bei Klieken.

Mitten in der fruchtbaren Elbaue bei Klieken unfern der alten Elbe zwischen Kornfeldern bemerkt man eine kleine Holzparzelle, die in ihrer Isolirung jedem Fremdlinge auffällt. Nähert man sich, so sieht man einen, ziemlich in kreisrunder Form einen Hügel umziehenden Wassergraben, der jedoch an einer Stelle einen Uebergang nach dem Hügel zu läßt. Dieser, ein künstlicher, der aus nichts Anderem als aus den Resten alten Mauerwerks besteht, ist auch nur von geringem Umfange, und sein etwa dreißig Schritte haltender Durchmesser läßt nur auf wenige frühere Gebäude schließen. Weil aber die Volkssprache diesen Hügel die Rählsburg (Kohlsburg?) nennt, so müssen die Gebäude (vielleicht ein Thurm mit geringem Anbau) doch einst fest gewesen sein, wie alle alten Burgen dieser Gegenden ehemals ihre Festigkeit nur in starkem Mauerwerk von Wasser und Moor umgeben besaßen. Daß aber außerhalb des Wassergrabens auch noch Gebäude, wahrscheinlich zu wirthschaftlichen Zwecken, gestanden haben, bestätigt nicht bloß die Volkssage, sondern lehrt auch selbst noch, zumal im Sommer, der Augenschein; denn wo die Grundschwollen gelegen haben, erscheint der Boden durch das dunklere Grün des Getraides immer noch fruchtbarer und wüchziger.

Das Volk nun mißt dieser, so wie allen Burgen, noch immer viele verborgene Schätze bei, und das alte Geschlecht derer von Lattorf, die so lange im Besitze von Klieken gewesen sind und es noch inne haben, die sollen der Sage nach auch die Herren von der Rählsburg gewesen sein. Der Volksglaube sprach daher auch von einem nach jener Burg hinführenden unterirdischen Gange, und was konnte dieser Meinung mehr Nahrung und Bestätigung geben, als daß man vor mehreren Jahren vom Unterhose zu Klieken aus in einem Keller wirklich den Eingang und Anfang eines solchen unterirdischen-Ganges entdeckte. Weil er aber, der ungesunden Luft wegen, nicht weiter verfolgt, sondern wieder zugemauert wurde, so ist das Problem bis jetzt noch ungelöst geblieben, ob wirklich durch die wasserreiche Aue ein solcher Gang nach der Rählsburg geführt haben sollte; in der Volkmeinung aber existirt der Gang.

Aber hat denn noch Niemand die Schätze gesucht oder wenigstens ihre Spuren verfolgt? — Auch darüber giebt die Volks-
sage Aufschluß. Ein vier und siebenzigjähriger Greis erzählte mir nämlich, was er von seinem Großvater, der auch in Klieken gewohnt, als Kind gehört haben wollte, Folgendes:

„In einer eisernen Truhe liegt der Schatz mitten zwischen festen Mauern im Innern jenes Hügels und wer ihn heben will, darf beim Schatzgraben kein Wort reden. Da gelüftete es einst mehreren kühnen Männern nach dem hier verborgenen Gute. Die Arbeitsleute, durch Versprechungen gereizt, hieben wacker auf das Gemäuer ein. Weil aber bekanntermaßen alle solche Schätze bösen Geistern verfallen sind, so erhob sich auch bei dem Nachgraben allerlei Spuk, um den Leuten den Brei zu versalzen und durch List und Angst sie zum Neden zu bringen. Da kamen vier Hähne geflogen, die zogen ein Fuder Heu — die Leute sahen es, stukten, aber schwiegen; da kamen Mühlsteine gerannt, wie vom Sturme gepeitscht, und grade auf die Männer los — die Männer stukten wieder, aber sie schwiegen; dann kamen Leute, die führten auf einem dreirädrigen Wagen Bauholz und richteten ein Gerüst auf — die Männer schwiegen aber wieder; dann kam gar eine Kutsche, von schwarzen Pferden ohne Köpfe gezogen — die Männer schwiegen. Den bösen Geistern mochte aber angst werden, daß alle ihre List nicht gelingen wollte, denn die Männer hatten die Truhe bereits gefunden und die Wuchtbäume schon untergeschoben, um sie aus ihrem tiefen Lager herauszuheben und zur Oberwelt zu fördern. Solchen Schatz sich entziehen zu lassen, das ging unmöglich, da mußte noch ein Versuch gemacht werden. Es kam also ein Esel mit drei Beinen und darauf saß verkehrt ein fremder Mann, gar wunderlich anzuschauen. — „Was doch der Böse thut!“ — entfuhr da einem der Männer, und im Augenblicke, daß er gesprochen, brachen die Hebebäume und der Schatz sank wieder in die Tiefe hinab. Da tönte es aber zugleich aus der Haide: „Nur dann soll dereinst der Schatz gehoben werden, wenn der Schatzgräber mit dem Kopfe auf dem Rücken geboren wird!““

So liegt nun der Schatz, und wartet zur Stunde noch seiner Erlösung.

Wöge er nie gehoben werden! Merkt es Euch aber, Freunde, wer böse Geister überlisten will, muß schweigen können.

R. Sch.

Die Quelle auf dem Christenberge in Oberhessen *).

An jenen Tagen, wo die Morgenröthe
Des Christenlichts am deutschen Himmel glänzte,
Bereinten sich zwei edle deutsche Stämme
Im Kattenland, unfern der Sachsengrenze,
Zur Aufrechthaltung ihrer Vätersitte. —
Sie hielten fester jezt am alten Glauben,
Weil sie von Vielen ihn verläugnet sahen,
Und brachten Opfer in dem Götterhaine,
Damit die heil'ge Stätte nicht veröde
Und nahe dort die Unsichtbaren blieben.

Auf wald'ger Höh' des Kesterberges wohnte
Am heil'gen Götterhain der muth'ge Thorwald,
Des mächt'gern Stammes verehrter Fürst und Führer;
Auf Lüneburg, gegenüber, hauf'te Dömund,
Des andern Stammes Haupt und Ältester.
Durch gleichen Sinn verbunden, waren Beide
Des Heidenthumes Schutz in jenen Gauen,
Seit Christi Lehre Anhang dort gewann
Und Viele sich vom alten Glauben schieden. —
Ein bitt'res Weh, das Bräde von den Franken,
Obwohl nach rauhem Kriegsgebrauch, erlitten,
Entflammt ihr Herz zum ew'gen Christenhaß.
In blut'ger Schlacht fiel Thorwald's einz'ger Sohn
Und Dömund's theures Weib, im Arm den Säugling,

*) Der erste anhaltische Fürst, Markgraf Gero, der Große genannt, von dem wir diese Legende mittheilen, wurde im Jahre 890 geboren. Er stammte aus einem edeln Geschlechte des Harzes und zeichnete sich um's Jahr 938 als Oberhaupt eines Sachsenheeres aus. Sein unermüdeter Eifer für das Kriegshandwerk ließ sein mächtiges Schwert nicht lange in der Scheide ruhen, weshalb er in den Glaubenskämpfen über die Slaven stets den Sieg davon trug und dadurch die Uebermacht der Deutschen begründete. Leider glänzte sein Glückstern nicht lange und verlor sein Dasein mit dem Hinsinken seines einzigen Sohnes Siegfried auf dem Schlachtfelde. Er gab seine Eroberungspläne für immer auf, vertauschte den Harnisch mit der Kutte, stiftete 960 die Klöster Gernrode und Frose und starb am 19. Mai 965.

Lüpke, Thierarzt zu Egeln.

Ward grausam ihm hinweggeführt und längst
 Vielleicht das Opfer wilder Glaubenswuth,
 Denn nimmer sah' sein sehnend Herz sie wieder!
 Und wie der Eltern fester Sinn und Glaube,
 Durch Beispiel, Wort und Thaten ausgesprochen,
 Sich tiefer prägt in's zarte Kindesherz,
 So theilten auch Thorilde, Thorwald's Tochter,
 Und Ddo, Dsmund's freigesinnter Sohn,
 Schon früh den Christenhaß der strengen Väter.

In schönster Blüthe edler Menschenbildung,
 Voll Kraft und Anmuth, wie das edle Ross
 Im Lustgefühl der Jugend sich erweist
 Und stolz den niedern Boden wüthend stampft,
 Erwuchs in Jugendlust der Knabe Ddo.
 Wie Morgenschimmer glänzt um Thales Blumen,
 So strahlt Thorildens himmlisch hohe Anmuth
 Um ihres Leibes Lilien und Rosen,
 Und schuldblos, heiter, goldgelockt erschien
 Ein Götterkind sie auf der rauhen Erde.

Den Rosenpfad der Kindheit gingen Beide
 Vereint im Arm der Liebe und Natur,
 Und wie zwei Eichen, eines Bodens Kinder,
 In ihren Wurzeln freundlich sich verschlingend,
 Mit ihren Zweigen liebend sich umarmend,
 Vereint des Himmels blaue Lüfte küssen:
 So hatten durch Gewohnheit, Neigung, Spiele
 Sie unbewußt in Liebe sich umschlungen
 Und wuchsen fröhlich mit einander auf.
 Thorilde, stark und furchtlos, übt mit Ddo
 Das Waffenspiel, des Jagens wild Geschäft,
 Auch Ddo fliehet nicht Thorildens Spiele
 Und theilt getreu die Sorg' um ihre Heerden.
 Der Kinder Neigung freuten sich die Väter
 Und störten nicht die kindlich heit're Lust,
 Im Geiste grüßten selbst sie schon die Stunde,
 Die Beide einet engerm Liebesbunde.

Wie Maientage unter Blüthendüften
 Den trunk'nen Sinnen unbemerkt entflieh'n,
 Entschwand der Morgen ihres Jugendalters,
 Wo sich das Herz zum Herzen leichter findet,

Beil kalte Selbstsucht, Bosheit und Verhältniß
 Da noch nicht scheiden, was Natur vereint. —
 So waren Beide kraftvoll, liebenswerth
 Zum Jüngling und zur Jungfrau aufgeblüht;
 In ihrem Licht das Leben sich verklärt
 Und von geheimem Zauber tief getroffen,
 Die Seele schwelgt in süßem Weh' und Hoffen.

Jetzt heitert sich Thoriidens blaues Auge,
 Wenn es in Ddo's off'nem Blick sich spiegelt;
 Ein Purpurroth umflog die frische Wange
 Bei Ddo's Gruß, bei'm Drucke seiner Rechten,
 Zum Gegengruß bewegte rasch und zitternd
 Die leise Rede ihre Rosenlippen. —

Der kühne Jüngling aber wurde ernster,
 Thoriidens Nähe bändigt seinen Muth
 Und füllt mit Lust das liebetrunkne Herz;
 Doch zögert nicht die flügelschnelle Zeit,
 Das Rauschen ihres Fittigs scheucht' den Traum
 Und trieb sie fort aus Paradiesebauen,
 Als ihre Sehnsucht eine Sprache fand
 Und sie das Wort der Treue ewig band,
 Das, ausgesprochen in der Trennungsstunde,
 Nur tiefer gräbt des Herzens Trauerwunde.

Die Zeit erschien, der schon des Knaben Herz
 Voll heißer Sehnsucht froh entgegenschlug,
 Und brachte Ddo Kriegerwehr und Waffen.
 Sein Feuerauge blitzt von Kampfeslust,
 Wenn Ddmund ihm von Kämpfen alter Zeit,
 Von Hermann's großer Römerschlacht erzählt;
 Doch Rache sprüht sein Blick, und ew'gen Haß
 Schwur er mit rascher Lippe allen Christen,
 Wenn zürnend und mit schwer verhall'nem Schmerze
 Der Vater von dem Unglückskampfe sprach,
 In dem der Feind das Liebste ihm geraubt. —
 Von Thatendurst fühlt er sich hoch begeistert,
 Wenn an den heil'gen Festen Lobgesänge
 Im Götterhaine die Gefall'nen priesen,
 Walhalla's Lust den Helden einst verhießen.

Am Osterfeste, wo im Eichenhaine
 Des Kesterbergs der ganze Gau erschien,

Durch Opfer und Gebet, Gelag und Schmaus
 Zu feiern das Erwachen der Natur,
 Ward Ddo wehrhaft vor dem Männerrathe
 Zugleich mit andern feierlich erklärt
 Und aufgerufen, mit dem Sachsenheer
 Der Franken wilde Schaaren zu bekämpfen
 Zum Schuß der Freiheit und der Vätersitte.
 Mit Lust ergriff der junge Held das Schwert,
 Denn zürnend dacht' er der Gewalt und List,
 Womit der Franke freien deutschen Völkern,
 Sie selbst entzweiend, Untergang bereitet.
 Schon freu't sein Herz der künft'gen Thaten sich;
 Durch Thaten nur wird er Thorildens werth,
 Durch Thaten nur im Heldenkreis geehrt! —
 Doch muß er diese fern von ihr vollbringen,
 Zum Heldenruhm durch Entfagung dringen.

Zum ersten Mal fühlt Ddo nun den Schmerz,
 Der bei dem nahen Abschied von Geliebten
 Sich in die Brust des Erdenpilgers senkt,
 Und lauter spricht in ihm die mächt'ge Liebe,
 Je näher rückt der Tag des bangen Scheidens,
 Doch wo das Höchste ruft, das Vaterland,
 Da bleibt dem deutschen Manne keine Wahl! —
 Eh' einmal noch der Strahl der Morgenröthe
 Mit Gold der Wälder Kronen übergossen,
 Soll Ddo aus der Heimath Fluren ziehen;
 Wie sollt' er länger vor Thorilden schweigen
 Und ihr nicht, eh' er schied, sein Inn'res zeigen?

Er fand die Jungfrau in dem Götterhaine,
 Auf dessen Wipfeln sich die letzten Strahlen
 Der milden Abendsonne zitternd wiegten
 Und bliegend durch das grüne Dach der Blätter,
 Verklärungsschimmer um Thorilden streuten;
 Verloren im Gefühl der nahen Trennung,
 Ersleht der Götter Schuß sie dem Geliebten,
 Als Ddo seinen Abschiedsgruß ihr brachte.
 Noch einmal rief der ernste Augenblick
 Die Träume der Vergangenheit in's Leben
 Und dunkel lag die Zukunft vor der Seele.
 „Dir unwerth, scheidet jetzt der Thatenlose —

Begann der Jüngling zu dem holden Mädchen, —
 Doch schützen ihn die hohen Götter, kehret
 Er ruhmvoll wieder — Deiner Liebe werth!“
 Und Liebestreu verheißend, zog er fester
 Die theure Jungfrau an sein volles Herz.
 Da neigte sie die hocherglähte Wange
 Auf Ddo's off'ne Stirn und weinte Thränen
 Der hangen Liebe vor dem trunf'nen Blicke
 Des Heißgeliebten, schwur ihm Liebestreue
 Und küßt' verschämt die dargebot'nen Lippen. —
 So einen unter herben Trennungsschmerzen
 Auf Erden sich zum Liebesbund die Herzen!

Nach kurzem Schlummer, als die letzten Sterne
 Am Firmament verblichen, zog der Jüngling,
 Das Herz voll Kampfeslust und stiller Liebe,
 Mit seinen Streitgenossen durch die Thäler
 Des dunkeln Waldgebirges, fest entschlossen
 Zum Siege oder Tod für's Vaterland. —
 Dir ruf' ich Heil hier, deutsche Heldenjugend,
 Die Du, wie er, in unsern Schicksalstagen
 Verlassen Eltern, Braut und ohne Zagen
 Vertreten Deines Volkes Recht und Tugend,
 Gefahren, Müh', Entbehrung froh getragen,
 Die Freiheit, die verlor'ne, zu erringen,
 Wo nicht, — Dich selbst zum Opfer ihr zu bringen!

Von gleichem Heldenfinne tief durchdrungen,
 Gelangte Ddo zu dem Sachsenheere
 Und zeigte bald in blutig-schwerem Kampfe
 Des Leibes Kraft, der Seele hohen Muth.
 Erwählt zum Führer, schritt er durch Gefahren,
 In seiner Brust des Sieges Preis — Thorilde,
 Den wilden Schaaren kühn voran zum Siege,
 Und tapfer, wie des Norderlandes Helden,
 Ward er der Freunde Lust, der Feinde Schrecken.

Doch während Ddo an der Todespforte
 Im Schlachtensturme kühn vorüberschritt
 Und Kriegeruhm bei'm Sachsenvolk gewann,
 Durchirrt' Thorilde trauernd Hain und Triften,
 Verschwunden war mit Ddo Lust und Leben
 Aus ihrer Brust, aus Thal und Waldeshöh'n,

Wo überall die stummen Todtenmale
 Entflohn'ner Freudentage mahnend standen.
 Doch wie oft Sonnenblicke, Wolken theilend,
 Die düstern Fluren plötzlich überstrahlen,
 So untergräbt der Hoffnung milder Blick
 Thorildens Gram in ihren Trauertagen,
 Wenn ihre Seele sich mit bunten Farben
 Die Wiederkehr des Heißgeliebten malt.
 O, Hoffnung, wo verlass'ne Herzen weinen,
 Da lässest Du Dein tröstend Licht erscheinen!

Wir folgen jetzt dem Jüngling in die Schlacht,
 Wo mächtig er die blut'ge Streitart schwingt
 Und Bahn sich mähet im Gedräng' der Feinde,
 Die, seinem Heldenarm nicht widerstehend,
 Zerstreut entflieh'n, erschrocken Rettung suchen,
 Wie vor dem Tigergrimm die flücht'gen Hehe.
 Hoch pries das Heer des jungen Helden Muth,
 Schon fordert es zum Opfer die Gefang'nen
 Dem großen Wodan für den frohen Sieg,
 Da brachen plötzlich neue Christenschaaren
 Mit Ungestüm von allen Seiten vor,
 Voran mit edelm Stolz ein Christenritter,
 Der, gleich dem Leu auf die geschreckten Kinder,
 Mit Blitzeßschnelle auf die Sieger stürzt.
 Auf's Neue wogt die Schlacht, es stellt sich Ddo
 Dem Ritter kühn entgegen, doch umsonst!
 Den Ritter schützten unsichtbare Mächte,
 Sie schlugen Ddo, nicht des Feindes Schwert!
 Betroffen senkt er seine Streitart nieder
 Und stehet kampfslos vor dem stolzen Krieger;
 Der schonet sein und ruft ihm freundlich zu:
 „Du kämpfst umsonst, d'rum laß die Waffen ruh'n;
 Mich, tapf'rer Heide, wirst Du nicht besiegen,
 Du mußt zu Deinem Heil mir unterliegen!“

Noch einmal, zornentbrannt, erhob sich Ddo,
 Auch gegen sein Gefühl die Schmach zu rächen,
 Daß kampfslos er in Feindes Hand gerathe;
 Doch lange kämpft er fruchtlos um den Sieg,
 Als ganze Schaaren drohend ihn umzingten,
 Die früh're Flucht durch seinen Tod zu rächen.

Der neue Feind giebt seinen Muth ihm wieder,
 Mit Riesenkraft vertheidigt er sein Leben
 Und säet Leichen hin nach allen Seiten.
 Der Menge wär' er dennoch unterlegen
 Und schon umschwebt der Tod sein blühend Leben,
 Als Gero ihn, so hieß der Christenritter,
 Der wilden Schaar gebietend, freundlich rettet;
 Entungen war der Sieg dem Sachsenheere
 Und Ddo folgte schweigend seinem Ketter.

Wie seinen Freund hielt Gero den Gefang'nen,
 Ihn schützend vor dem Uebermuth der Sieger,
 Die standhaft seinen Tod zur Sühne heischten;
 Doch zittert selber er für Ddo's Leben,
 Als laut des Bischofs Wort verkündet ward:
 „Daß jeder Heide in dem Christenlager
 Sich taufen lasse binnen zwanzig Tagen,
 Wo nicht, die Weig'ung mit dem Leben büße!“ —
 Und fühlten auch mit jedem neuen Tage
 Die beiden Helden enger sich verbunden,
 Vermochten dennoch Gero's heiße Bitten
 Nicht über Ddo, daß er Ehr und Herz
 Zur milden Lehre des Erlösers neigte,
 Viel lieber will er sterben, als verläugnen
 Die alten Götter und Thorildens Liebe.

Im Irrthum auch zeigt sich ein treues Herz,
 Und wie im Herbst die heitern Sonnenblicke,
 Erst spät durch dichte Nebelschleier brechen:
 So läßt das Herz sich seinen Jugendglauben
 Am Lebensmittag nur nach Kämpfen rauben.
 Mit Wehmuth grüßen sich die beiden Freunde
 Am Morgen des verhängnißvollen Tages,
 Bekümmert bietet Gero seinem Theuern
 Die Freundeshand, die gern zum zweiten Mal
 Ihn retten möchte und es nicht vermag,
 So lange Ddo sich der Taufe weigert.
 Wie um des Kindes Leben eine Mutter,
 So flehet Gero bei dem Freund, daß er
 Ein zwiefach Leben sich erhalte, sprach
 Vom Vater, der die reinste Liebe ist,
 Vom Gottessohne, der vom Himmel kam

Und an dem Kreuz der Menschheit Schmach getragen,
 Vom Leben nach dem Tod im Himmelslichte,
 Wo Gott die Gläub'gen wieder froh vereine,
 Kein Schmerz mehr drücke und kein Auge weine.
 Doch nahm ihm selbst die große Hoffnung nicht
 Den Schmerz der nahen Trennung von dem Freunde.
 Wie könnte auch ein fühlend Herz sich ganz
 Der Hoffnung höhern Glückes freudig weihen,
 Wenn es dabei sich ewig sagen muß,
 Daß viele seiner Lieben es entbehren?

„Nie werd' ich — fuhr er fort, — Dich wieder finden,
 Wenn Du, ein Heide, stirbst in Deinen Sünden!
 So hab' ich Vater, Bruder, Freund verloren,
 Nur Jutha, die als Heidin mich geboren,
 Hat durch die Taufe ew'ges Heil erkoren!“

Als Odo diesen theuern Namen hörte,
 Der Mutter Namen, der wie Zauberton
 Aus früher Kindheit ihm herüberklang,
 Da stieg die Sehnsucht auf in seinem Herzen
 Nach allen Lieben seiner fernen Heimath,
 Nach allen Freunden seiner Kinderjahre
 Und nach Thorildens hoffnungsloser Liebe.
 Der Schmerz des Vaters trat vor seine Seele,
 Der nun in ihm sein letztes Kind beweine. —
 Als dieses er und mehr dem Freund vertraute,
 Da horchte Gero sinnend seinen Worten.
 Gefangen wurd' als Kind er mit der Mutter,
 Der, eh' ihr noch der Gram das Herz gebrochen,
 Die Christentaufe Ruh' und Freiheit brachte.
 Der gleiche Name und das gleiche Schicksal
 Erweckte und bestärkt' die frohe Ahnung,
 Daß er in Odo einen Bruder finde.
 Als jeden Umstand sorgsam er erwogen,
 Begann er freudig: „Ich bin Osmund's Sohn
 Und Jutha war die Mutter von uns Weiden!“
 Erklärt war die geheimnißvolle Neigung,
 Die sie im ersten Augenblick vereint;
 Nun fiel die Hülle ab von Odo's Augen,
 Das Licht des Glaubens drang zum weichen Herzen,
 Die Rebel sind vor seinem Geist zerronnen,

Er wird getauft, das Leben ihm gewonnen,
Und Beide priesen laut der Vorsicht Walten,
Die sie vereint und wunderbar erhalten.

Als Clemens, denn so hieß er nach der Taufe,
Vereint mit Geromun für Christi Lehre
Das Schwert ergriff, war auch auf Lüneburg
Das Licht des Heils durch Bonifazius aufgegangen,
Und Osmund selber betet zum Erlöser
Um Odo's Wiederkehr, damit er nicht
Sein irdisch Leben hoffnungslos beschließe;
Doch Thorwald zürnt, von wildem Haß entzündet,
Als Osmund sich zum Christenthum gewandt.
Das Alter hatte seine Kraft gelähmt,
Doch seinen starren Willen nicht gebeugt,
Und wie zum Schuß der alten Götter Beide
Ein Glaube lang' vereint in holdem Frieden;
So hat jetzt Osmund's Taufe sie geschieden.

Schon sah' er, Thorwald, mit dem alten Glauben
Die alte Sitte und sein Ansehn schwinden,
Das lang' im Männerrathe er behauptet,
Er sah' der Freiheit treu bewahrtes Kleinod
Vom stolzen Rom geraubt, das Deutschland's Völkern
Im neuen Glauben neue Fesseln sende,
Drum sammelt jetzt, als die Gefahr sich mehrte,
Er alle Häupter seines Heldenstammes
Im Götterhain zum feierlichen Schwur:
„Nicht eher, bis zur Christentaf' das Wasser
Der hohen Stirn des Resterbergs entquelle,
Dem Dienst der alten Götter zu entsagen!“
So bot er Allem Trost, was auch geschehe,
Ob selbst er auch darüber untergehe!

Thorilde trauert ob der Väter Zwietracht,
Ihr selbst war jetzt des Wiedersehens Hoffnung
Getrübt durch die Besorgniß: scheiden werde
Der Väter Zwist, was früher sie verbunden!
Denn wenn die Männer trohig sich entzweien,
Soll Jornesflammen auch die Liebe sprühen
Und zarte Reigung sich in Haß verwandeln!
Mit Inbrunst betet sie an jedem Morgen
Zu Freia, die auf Asgards sel'gen Höhen

Der Liebe holdes Band auf Erden knüpft,
 Daß Do, treu Thorilden und den Göttern,
 Bald wiederlehre und der Christenglaube
 Sie ihrer schönsten Hoffnung nicht beraube!

Dieselbe Sehnsucht, wie die gleiche Sorge,
 Bewegt der beiden Heldenbrüder Busen,
 Erheitert und umschattend ihre Sehnsucht,
 Als sie zurück zur lieben Heimath zogen,
 Nicht unbesorgt, sie möchten Vater, Freunde
 Im finstern Heidenglauben wiederfinden. —
 Doch als des Wiedersehens Wonnestunde
 Des Herzens höchsten Wunsch erfüllt und Dömund
 Die Namen Jesus und Maria nannte,
 Die wieder ihm gegeben, was er längst
 Verloren wähnte für sein irdisch Leben:
 Da knieten Alle freudig dankend nieder
 Vor Gott, der sie so wunderbar geführt
 Und zur Erkenntniß seines Heils geleitet.

Mit dieser Wonne senkt in Clemens Brust
 Sich jetzt der Schmerz der hoffnungslosen Liebe;
 Der Kesterberg, der Gipfel seines Glückes,
 War allen Christen, so auch ihm verschlossen!
 Doch scheuchet ihn sein Bollwerk nicht zurück,
 Er muß hinauf und hing' sein Leben d'ran,
 Um selber noch das Letzte zu versuchen,
 Dem Heil und sich Thorilden zu gewinnen. —
 Als zweifelnd er den steilen Pfad erstiegen,
 Hallt Thorwald's Donnerstimme ihm entgegen:
 „Willkommen sei, bist Du noch Wodan's Freund,
 Doch bist, wie Dömund, Du den Göttern feind,
 Berühre nie Dein Fuß die heil'ge Stätte,
 Wo Opfer wir den Unsichtbaren bringen,
 Sonst wirst Du nie die Deinen wieder grüßen!“
 Thorilde schwieg, in ihrem Antlitz kämpfte
 Die Lust des Wiedersehens, der Trennung Schmerz,
 Und trauernd wendet sich das milde Auge
 Vom schönen Jüngling, der ihr doch willkommen;
 Er war der Hand, dem Herzen nicht genommen!

Auch Clemens stand, als er die theure Jungfrau,
 Die holder noch seit Jahren aufgeblüht,

Nun wieder sah', betroffen, unentschlossen,
 Ob er sie fliehen, oder bleiben sollte.
 Das erste Wort der Trennung war gesprochen,
 Doch seinem Herzen konnt' er nicht gebieten,
 Das, wenn es auch Thorildens Glauben haßte,
 Voll heißer Liebe für die Jungfrau schlug.
 So schied er mit dem zwiefach bitterm Schmerz,
 Thorilde sei dem Heil und ihm verloren,
 Doch hofft er noch und betet ohne Ende,
 Daß Gott ihr Herz zum Christenglauben wende.

Getrennt nun, kämpfen Clemens und Thorilde

Den schweren Kampf der Neigung und der Pflicht,
 Im Herzen bald das Licht der Hoffnung hegend,
 Bald hoffnungslos der Trauer hingegeben;
 Bald von der Liebe Allgewalt getrieben,
 Sich als das höchste Glück der Erde suchend,
 Bald sich einander zürnend, weil der Glaube,
 Der Väter Haß gewaltsam sie entzweit. —

Zum innern Kampf gesellt sich bald der auß're
 Und lodernb brach der Zwietracht Feuer aus,
 Und wo allein das Wort der sanften Liebe
 In's Herz gesäet, von der Zeit gepflegt,
 Allmählig Wurzeln schlägt, zu Früchten reift,
 Da soll das blut'ge Schwert jetzt überzeugen.

Und selbst das Evangelium des Friedens
 Vermehrt, befestigt sich durch Blut und trug
 Der Zwietracht Fackel in der Eintracht Schooß.
 So wurd' auch hier erfüllt des Heilands Wort,
 Als lehrend er gewandelt noch hienieden:

„Das Schwert zu bringen, kam ich nicht, den Frieden!“

Erregt durch Thorwald, sammeln sich die Heiden,
 Und drängen, wuthentflammt, die schwächern Christen,
 Nicht lange doch erfreute sie der Sieg;
 Der heil'ge Bonifazius brachte Hülfe
 Und stählt' den Christenmuth durch die Verheißung
 Des höhern Beistands zu dem heil'gen Kampfe.
 Jetzt mehret täglich sich die Zahl der Christen,
 Sie siegen, nieder stürzen überall
 Die Opfersteine und die heil'gen Eichen,
 Und aufgerichtet steht auf allen Bergen

Das heil'ge Kreuz, der Christen Siegeszeichen;
 Den Kesterberg allein vertheidigt noch
 Verzweiflungsvoll der Heiden letzte Kraft,
 Die sich zum Schutz des Götterhains verbunden.
 Ein schwerer Kampf hub jetzt von neuem an,
 Verzweiflungsvoll vertritt die Heidenschaar
 Die letzten Reste ihres Heiligthums.
 Ein gleicher Ernst besetzt das Christenheer,
 Der Heiden stolzes Bollwerk zu zerstören;
 Mit Graben und mit dreifach hohem Wall
 Umzogen, trotzt die hohe Thorwaldsburg
 Den wiederholten Stürmen, da beschließen
 Die Christen, sie durch Hunger zu besiegen. —
 In diesen Kämpfen zeichnen sich vor Allen
 Die beiden Heldenbrüder rühmlich aus,
 Doch zwiefach war der Kampf, den Clemens kämpfte;
 Er stritt, ein Glaubensheld, für Christi Lehre
 Und dämpft im Herzen seiner Liebe Flammen,
 Die nicht das Kreuz, nicht Thorwald's Strenge löschte.
 Thorildens Name schwebt auf seiner Zunge,
 Wenn seine Lippe zum Erlöser betet,
 Des Himmels hehre Jungfrau scheuchet nicht
 Aus seiner Brust die schlanke Heidenbraut;
 So wird in seinem Glauben, seinem Lieben
 Er, wie der Kahn im Sturme, fortgetrieben.

Thorilde auch, von Christenhaß erfüllt,
 Bezwingt die Liebe zu dem Glaubensfeinde,
 Durch den sie jetzt so bitt're Leiden duldet,
 Des Lebenslust im Blütenlenz entbehrt,
 Denn immer härter wurde Thorwaldsburg
 Gedrängt und größer ward mit jedem Tage
 Der Mangel, dessen jammervolle Kunde
 Noch heut' im Namen Hungerthale lebt.
 So sank mit jedem Tag der Heiden Stärke,
 Doch nichts erweichte Thorwald's starren Sinn
 Und selbst Thorilde hoffte noch auf Rettung.

Als einst sie in der Nacht der Wächter Sorge
 Am äußern Walle prüft und Nachtgestalten
 Zum Duell des nahen Thales schleichen sah',
 In ihm die letzten Kräfte zu erfrischen,

Erhob sie stehend ihre Hände, rief
 Empor zum Sternenhimmel: „Großer Wodan!
 Erbarm' dich uns'rer Noth, verleihe uns,
 Daß wir zum Opfer dir Gefang'ne weihen
 Und reiche Beute deinem Heiligthume!“
 Als sie geendet, nah't ein leises Rauschen,
 Und plötzlich dringt durch die verschlung'nen Zweige
 Ein Mann, in welchem sie mit scheuem Blicke
 Erstaunt den Frühgeliebten bald erkennt.

Die Liebe hat in Clemens Brust gestiegt,
 In schwerem Kampfe ihre Macht bewährt;
 Er bracht', zu lindern der Geliebten Noth,
 Der Speise und des Trankes süße Labung,
 Daß sie mit Andern elend nicht verderbe.
 Die Jungfrau aber, trotz des bittern Mangels,
 Verschmäht mit stolzem Wort des Jünglings Gabe:
 „Da Du die hohen Götter nicht mehr ehr'st,
 So trau't mein Herz auch Deiner Gabe nicht,
 D'rum fliehe, daß die Wächter Dich nicht finden,
 Sonst stirbst ein Opfer Du dem großen Wodan!“

„Die Liebe scheu't den Tod nicht — sprach der Jüngling, —
 Wenn sie, was werth ihr ist, erhalten kann!
 Verschmähe nicht die Gabe, die sie bringt
 Und die in jeder Nacht sie wiederholt!“
 Da blickt die Jungfrau freundlich auf die Gabe,
 Sie dankt dem Jüngling, bittet selber jetzt
 Um seine Wiederkehr, und jede Nacht,
 Wenn hoch am Himmelsdom die Sterne glänzten,
 Im Arm des Schlummers Alles sorglos ruh'te,
 Erklommte Clemens leis' den steilen Pfad
 Zum äußern Wall, wo sein Thorilde harrte,
 Und während hierin hocherfreut der Jüngling
 Thorildens neuerwachte Liebe sieht,
 Mißbrauchte diese seine reichen Spenden,
 Zur Gegenwehr damit die Freunde stärkend.
 Doch was im Rath des Himmels fest beschlossen,
 Das ändert nicht der Mensch; was er beginne,
 Da hilft nicht List, nicht starres Widerstreben!
 Nichts kann die Zeit in ihrem Fluge zügeln!

Zum Lichte soll sich auch der Katte wenden,
Der Tag bricht an, die finst're Nacht muß enden!

Der letzte Sturm brach los, doch lange schwankte
Des Sieges Waage, eh' die blut'ge Schale
Der Christen niedersank, als Thorwald fiel.
Jetzt drangen bis zum letzten Wall sie vor,
Der um den Götterhain sich steil erhob.
Auf seiner Zinne stand die Heldenjungfrau
Und trieb zum Kampf, voll Zornesgluth das Auge,
Die Wen'gen, welche noch für Wodan lebten;
Sie selber scheu'te nicht Gefahr und Tod.
Schon nahet drohend ihr ein Christenhaufe,
Als Clemens eilend sie zu retten kam
Und selber, schwer verwundet, niedersank,
Vom Walle her durch einen Pfeil getroffen.
Thorilde sah' den edeln Jüngling fallen,
Die ganze Nacht der lang' bekämpften Liebe
Erwacht' auf einmal, brach ihr stolzes Herz,
Sie sprang hinab und neigt sich zu ihm nieder,
Beneht' mit Thränen seine kalten Lippen
Und sprach, vom Schmerz der Trennung überwältigt:
„Wenn Dich Dein Gott jetzt vor dem Tode schützt,
Will ihn Thorilde als den Höchsten ehren!“
Jetzt heitert sich des Jünglings mattes Auge,
Der Freude Roth umfliegt die blasse Wange
Und neue Kraft durchströmt die starren Glieder,
Die Jungfrau aber blickte froh zum Himmel
Und fleht' in Demuth um die heil'ge Taufe.

Der Heiden letztes Bollwerk war gefallen,
Der Kesterberg erstiegen von den Christen!
Doch wie uns oft am Gipfel unsers Glückes
Ein furchtbar Weh das Schwererrung'ne trübt,
So wechseln plötzlich Siegeslust und Klage
In Bonifazius, der schon die Hände
Gerührt zu Gott im Dankgebet erhob,
Als Clemens er im Arm der Heidenjungfrau
Verwundet sah'. Erzürnt stampft er den Boden
Und wähnt für beide Leben seinen Liebling
Verloren, der im Heidenglauben sterbe,
Weil sie mit Höllezauber ihn bethört.

Da rief ihm Clemens zu, daß diese Jungfrau
 Dem Heile sei gewonnen und begehre
 Die Christentaufe jetzt von seinen Händen.
 Nun pries er Gottes wundervolle Wege
 Und wollt' alsbald die heil'ge Tauf' vollziehen, —
 Doch womit sollt' er taufen auf dem Berge,
 Auf dem kein Quell die Blumen jemals tränkte,
 Kein Wassertropfen mehr zur Labung war?
 Da rief begeistert Clemens ihm entgegen:
 „Mit meinem Blute werde sie getauft,
 Die heut' mit meinem Blute ich erkaufst!“

Und als der Priester zögernd noch erwog,
 Ob gültig auch mit Blut die Taufe sei,
 Ergießt sich reicher Clemens Herzensblut;
 Der durst'ge Boden saugt es gierig ein
 Und plötzlich sprudelt eine Silberquelle
 Hervor aus der mit Blut benetzten Stelle
 Und rieselt munter zu dem Abhang nieder,
 Und nie verlegt die Wunderquelle wieder!

Als Bonifazius die Tauf' vollendet,
 Erstaunten Alle ob der frischen Quelle,
 Aus der die Jungfrau jetzt des Jünglings Wunde
 Vom schwarzen Blute reinigt und sie dann
 Mit duft'gen Kräutern heilend überdeckt,
 So daß er plötzlich neu gestärkt sich fühlt
 Und jetzt schon als genesen sich betrachtet.

Als Thorwald athmet noch im tiefen Dunkel
 Des Götterhains, wohin man ihn gebracht,
 Trug man ihn sanft zur wunderbaren Quelle,
 Damit er Gottes gnadenvolle Macht
 Erkenne und die Christenweih' empfangen.
 Erfüllt war nun das Wort, das er gesprochen,
 Gelöst war der feierliche Schwur:
 „Daß man so lang' dem Wodan opfern wolle,
 Als nicht das Wasser zu der Christentaufe
 Der hohen Stirn des Resterbergs entquelle!“
 Bewundert blickt er auf und macht das Zeichen
 Des heil'gen Kreuzes, — stumm war schon der Mund.

Herr Nicker und der Saaltanz bei Groß-Wirschleben.

Jeder Fluß wird von einem geistigen Wesen beherrscht. Dies war für unsere Ahnherren eine ausgemachte Wahrheit, wovon sie sich täglich überzeugt fühlten; denn sie empfanden ja den Einfluß eines solchen Wassergottes von guten und von bösen Seiten, sie sahen ihn auch wohl. — Der Flußgott der Saale ist Nicker. Bei Bernburg ist ein kleines Hölzchen, das jetzt der Prinzenwerder heißt, da hat er nicht weit davon in unergründlicher Tiefe seine Wohnung. Er ist zwar ein gutmüthiges Wesen, übt aber doch gern etwas Schabernack aus. Fährt ein Kahn Strom auf oder ab, worin ein Leichtsinke mit sitzt, so dreht er den Kahn im Kreise herum, und dann haben die Schiffer alle Mühe, ihn wieder in den Gang zu bringen. Bei ungewöhnlichen Gelegenheiten läßt er sich sehen und badet sich sichtbar. In den Jahren 1805 und 1806 hat er sich sogar noch sehen lassen; er steckte da den Kopf aus dem Wasser und plätscherte mit den Händen. Wenn ein Mensch in den Fluß gestürzt ist, so ist er sehr geschäftig, ihn zu retten, und wehe dem Fischer, der alsdann nicht gleich bei der Hand ist und Hülfe leistet, er hat gewiß jedesmal, wenn er angelt, statt eines Aals, einen Frosch an der Nachtschnur. —

Dem Nicker zu Ehren und zum Vergnügen hält das junge Volk von Groß-Wirschleben *) jährlich einen Tanz, welchen man den Saaltanz nennt. An der ersten Mittwoch nach Pfingsten (die Knoblauchsmittwoche genannt) werden nämlich die öffentlichen Brunnen gereinigt. Ist diese schmutzige Arbeit vollbracht, so zieht Alles an die Saale und reinigt und wäscht sich an einer feichten Stelle. Dabei geht es immer sehr lustig zu; man treibt muthwillige Streiche, bespritzt sich und kein Zuschauer kommt unbenehnt durch, wofür die losen Dirnen noch obendrein eine Belohnung verlangen. Wer sich nun in die Gewohnheit fügt, mit lustig ist und die Wasserweiche hinhimmt, der darf hinterdrein auch Theil am Tanze nehmen. Denn kaum ist die allgemeine Reinigung vollbracht, so erhebt sich die Dorfmusik.

*) Ein zwei Stunden von Bernburg gelegenes Dorf.

Alles kleidet sich trocken und reinlich an, und nun geht's paarweise auf den Gemeineplatz. Hier wird von der Jugend getanzt und vom Alter zugeschaut bis zum Untergang der Sonne, wo das Fest ein Ende hat. — Vordem sangen die Mädchen, wenn sie zur Reinigung in die Saale *) gingen, folgende Worte nach der Melodie: Mein Fürge, mein Fürge u.:

Herr Rickert! Herr Rickert! da sind wir nun hier
Und tanzen im Wasser ein Länzchen vor dir;
Du bist in der Mitte, so tanze voran,
Es folget dir gerne, wer Lust hat und kann.

Nach geendigter Wäsche folgte der zweite Vers:

Herr Rickert! Herr Rickert! für diesmal gemacht
Ist nun unser Länzchen, im Saalstrom vollbracht.
Wenn Knoblauchsmittwoche wieder erscheint,
Dann tanzen wir wieder in Eintracht vereint.

Das hat sich aber jetzt verloren. Man wäscht sich ohne diesen Gesang.

(Aus Gottschalk's Sagen und Volksmärchen der Deutschen. Seite 246.)

Die Teufelsmühle bei Gernrode.

Herr! — so begann der Schwager
Bei —

Dort oben, linker Hand,
Da ist es, wo vor grauer Zeit
Die Teufelsmühle stand.
Ein alter Felsen liegt jetzt da
Und zeigt die letzten Rudera.

Obgleich wohl mancher Klügler
noch

Das Ding für Fabel hält,
So ward trotz allem Zweifel doch
Der Teufel hier geprellt.
Von daher pflanzt bis heut' das
Wort:

„Der dumme Teufel!“ sich noch
fort.

Es lebt in jener Zeit im Thal
Ein Müller dort am Fluß,

Ein fleiß'ger Mann und auch
zumal

Ein rechter Pfliffikus;

Doch wollt' es allem dem zum
Tort

Mit ihm, wie man so sagt, nicht
fort.

D'rauf baute nun Herr Urian,
Der nach ihm lüstern war,
In seinen Schlingen ihn zu fahn,
Vergeblich manches Jahr.

Er schlich um ihn voll Schmei-
chelei,

Wie Ragen um den heißen Brei;

*) Noch heutiges Tages tanzen einige Paare in der Saale.

Er bot ihm Geld im Ueberfluß
In Freundschaftsmaske an; —
Doch kannt' an Krall und Pferde-
fuß

Der Müller Fuch's den Mann;
Rein, dacht' er, faßt er heut' ein
Haar,

Hat er dich morgen ganz und gar.

Doch lüstern nach dem Gold ge-
macht,

Ersann er einen Plan,
Und — denkt Euch — lockt in
einer Nacht

Den Teufel dort hinan.

„Lang' — sprach er — hab' ich
mich gekräubt,

Jetzt brauch' ich Geld, d'rum hur-
tig, schreibt!

„Baut Ihr nach diesem Risse hier,
Vom Giebel bis zum Grund

Ganz neu, solch eine Mühle mir,
So schließen wir den Bund:

Bin ich zehn Jahr' als Müller
d'rin,

Rehmt mich mit Leib und Seele
hin.

„Doch flecht' ich noch die Klau-
sel ein:

Punkt zwölf Uhr morgen Nacht,
Da muß die Mühle gangbar sein,

Und Alles gut gemacht;
Auch zahlt Ihr gleich auf diesen

Kauf
Zwölf meiner Mehen Gold dar-
auf!“ —

Dem Teufel kam zwar solcher
Bund

Entsetzlich theuer vor.

Was half's? — er zahlte noch
zur Stund'

In wicht'gen Louisd'or.

Denkt, Herr! wie viel mag das
wohl sein?!

Denn Müllermehen sind nicht
klein. —

Ob Meister Fuch's den Bau nun
zwar

Für ganz unmöglich hielt,
So hätt' er, wahrlich! um ein
Haar

Das saub're Spiel verspielt.

Der Dill, wozu er Zuflucht nahm,
Verdankt' er's, daß es nicht so
kam.

Er dacht', als er am Abend ging,
Den Tages-Bau zu sehn:

„Nun wird ja wohl das Teu-
felöding

Zur Hälfte noch nicht stehn!“

Doch nahm er — ein sehr flu-
ger Schritt! —

Zum Schutz den Innungsmeister
mit.

Dies war der erste Grämestopf,
Den je die Welt gesehn,

Nichts war ihm recht nach sei-
nem Kopf,

Und war es noch so schön.

Nun kurz, er war ein Regensent,
Wie ihn seit diesem Keiner kennt.

Doch denket Euch den Schreck der
Herr'n!

Wie ihnen wohl geschah',
Als jeder weit noch in der Fern
Das Mühlgebäude sah'.

Es stand auf hohem Fels gebaut,
Der weit die Eichen überschaut.

Auch drinnen stand schon Alles da,
Mit jedem Stücke Schicht,
Nur auf dem Bodensteine sah'
Man noch den Läufer nicht;
Den eben brachte, Hudepack,
Der Teufel jetzt in einem Sack.

Und höhnisch lachend rief er aus:
„Ihr kommt wohl zum Behelf?
Nein, schafft nur hurtig Korn
in's Haus;

Zwei Stunden, dann ist's Zwölf!
Indessen, denk' ich, wird der Stein,
Wie Alles, fix und fertig sein!“

„Ho, ho! — rief Meister Kritikus —

So früh nicht triumphirt!
Wir sind fürwahr noch nicht bei'm
Schluß,

Daß man schon jubilirt;
Denn ich erklär', auf Pflicht und
Treu',

Das ganze Werk für Puscherei.

„Das Stirnrad geht nicht zir-
felrecht,

Im Drehling stößt's zu sehr,
Im Kamrad trifft die Theilung
schlecht,

Auch wankt, es hin und her!“
Genug, an Jedem wußt' er was,
Am Einen dies, am Andern das.

Doch hitzig und vom Recht be-
stärkt,

Bestritt dies Urian;
Indessen schlich sich unvermerkt
Der Meister Fuchs hinan:

Bald flog der Läufer, hopp, hopp,
hopp

In's Thal, in tausendem Galopp.

Zwar flog mit größter Schnell-
ligkeit

Der Teufel hinterdrein,

Doch holt' er erst noch langer Zeit

Den schweren Mählstein ein,

Und kam damit in wildem Sturm;

Doch horch! — da schlug es zwölf
im Thurm!

Voll Grimm, daß man ihn so
betrog,

Warf er nun mit dem Stein,

Der tausend durch die Lüfte flog,

Die Mühle wieder ein;

Doch heißt nun noch bis heut'

der Ort

Die Teufelsmühle *) immer-

fort. —

*) Teufelsmühle wurde auch ein hölzernes Häuschen genannt, das Fürst Victor Friedrich zu Anhalt-Bernburg, einer bessern Aussicht wegen, auf dem Kamberge erbauen ließ; dieses Häuschen, dem die Ueberreste der Teufelsmühle zur Unterlage dienten, mußte nach kaum funfzigjährigem Bestehen, Baufälligkeit halber, abgetragen werden. Da man nun keine Aussicht mehr über den Wald hatte, so ließ Herzog Alexius Friedrich Christian zu Anhalt-Bernburg auf der höchsten Spitze des Kamberges einen offenen hölzernen Thurm erbauen, der den Namen: „Victorshöhe“ erhielt, welche Benennung jetzt auf den ganzen Berggipfel übergegangen ist, so daß man selten noch die Namen: „Kamberg“ und „Teufelsmühle“ vernimmt.

Als so der Schwager Postillon
 Nun ausgeperorirt,
 Hielt er am Haferfelde schon,
 Wohin der Weg geführt.
 Da nahm ich Feder und Papier
 Und schrieb zum Spas dieß Märchen hier.

(Ungenannter.)

Die Tanzwiese.

Im Einethale bei Ascherleben liegt die Tanzwiese, von welcher folgende Sage *) geht:

Vor Jahrhunderten versammelten sich auf dieser Wiese Jungfrauen und Jünglinge von Ascherleben, einen Tanz zu halten. Die Bräute besonders hielten hier in den nächsten Tagen vor der Hochzeit mit ihren Gespielinnen ihren Tanz. Die benachbarte Raubburg Arnstein störte endlich diese unschuldige Freude. Eine reich ausgestattete Braut gab am zweiten Vorabende der Hochzeit ihren Gespielinnen hier ein Tanzfest, das bis gegen Mitternacht dauerte. Tanzend und singend kehrten die Tänzer und Tänzerinnen bei hellem Vollmondscheine in die Stadt zurück, jedoch nicht alle; zwei der blühendsten Dirnen wurden vermißt und trotz alles Suchens nicht wiedergefunden. Sie ahnten Jungferneraub und die Rache entbrannte. Ihr Argwohn bestätigte sich; einige Knappen des Burgherrn auf Arnstein hatten Kunde von dem Feste bekommen, ihrem Herrn einen Scherz bereitet und während des lärmenden Aufbruchs der Tanzenden ein Paar schmucke Dirnen wegkapert und auf Umwegen in's Harzgebirge und in die Raubburg gebracht. Die Nachbarn versammelten sich zu Rathe, und ein heimlich ausgesandter Späher brachte die Gewißheit der vermutheten Entführung, und zwar durch die Arnsteiner. — Rath und Gerichtschöffen der Stadt Ascherleben, Aldermänner, Väter und Verwandte hielten geheime Sitzungen und kamen darin überein, daß man sich ganz ruhig verhalten und trotz dem Allen wieder einen Tanz veranstalten, statt der Dirnen aber verkleidete Jünglinge, mit Waffen versehen, tanzen lassen müsse.

*) Angehängt ist nachfolgende Ballade: „Der Pfingstanz“.

Gesagt, geschehen. Die Kunde von dem neuen Tanze verbreitete sich bald überall und gelangte auch zu den Ohren der Arnsteiner, die eben beim Festgelage die Dummheit der Bürger belächelten. Es ward ein Austritt nach der Tanzwiese beschlossen, wobei Keiner fehlen wollte. — Laut jubelnd, doch sitzsam nach Mädchenart wirbelten Tanz und Musik, und die ausgesandten Späher brachten bald bei einbrechender Dämmerung die Kunde von der Annäherung der Arnsteiner. Der Großvatertanz sollte eben den Beschluß des Festes machen: da stürmte der Arnsteiner mit Keisigen und Fußvolk heran mitten in das Gelag. Aber diesmal kam es anders. Gezückte Schwertler und gepanzerte Arme fuhren aus den weiten Gewändern hervor; kräftige Fäuste packten den Burgherrn nebst Rittlern und Knappen, und eins, zwei, drei waren alle gefesselt, zerbläut und im Triumphe nach der Stadt geschleppt. Der Burgherr wurde in einen hölzernen Käfig gesperrt, mußte die geraubten Dirnen wieder herausgeben und seine Freiheit durch ein schweres Lösegeld und eidlische Zusage, nie in Frevel und Rache es der Stadt und deren Bewohnern zu gedenken, erkaufen. — Der eichene Käfig ist noch auf dem Rathhause zu Ascheröleben zu sehen.

(Aus Gottschalk's Sagen und Volksmärchen der Deutschen. Seite 32.)

Der Pfingstanz.

Im Rathhaus zu Askanien,
Da soll ein großer Käfig steh'n,
Drin hat sein Lied gesungen
Herr Friedrich von Helldrungen.

Der war ein Ritter feck und kühn,
Mit sonderbar verliebtem Sinn,
Der oftmals ausgegangen,
Ein Mägdlein sich zu fangen. —

Nun tanzten auf dem grünen Plan
Askanien's Töchter lobesam
Am andern Pfingstentage, —
So meldet's uns die Sage.

Das nahm Herr Ritter Friedrich
wahr,
Er schlich verkleidet in die Schaar,
Die Schönste hat er genommen
Und ist damit entkommen.

Manch' Jüngferchen so kam abhand,
Doch blieb der Räuber unbekannt;
Vortrefflich ist's gelungen
Herrn Friedrich von Helldrungen.

Welch Kummer und welch Herzeleid
Ist wohl gewesen zu der Zeit? —
Die tugend samen Mütter,
Sie klagten, weinten bitter.

Die Mönchlein predigten auch schon
Nicht mehr von dem verlorenen Sohn,
Nur von verlorenen Schafen,
Die gier'ge Wölfe trafen.

Sogar der Stadt wohlweiser Rath
Erzürnte ob der Frevelthat,
Er that selbst untersagen
Den Tanz in Pfingstentagen.

Da meinten denn die Mägdelein flint :
 „ Wenn Manche auch verlor'n ging,
 So sei doch ihre Bitte,
 Zu bleiben bei der Sitte.“

Nun hatten erst die Mütter Roth,
 Die Mönchlein schrie'n sich heiß und roth :
 „ Matthäus fünf und zwanzig ? —
 Es hieß : — Und dennoch tanz' ich !“ —

So ging's das ganze liebe Jahr,
 Bis Pfingsten vor der Thüre war,
 Wo dann zum Tanz im Grünen
 Die Mägdelein all' erschienen.

Wer glaubt wohl, daß die Jüngferlein
 'ne List erfonnen insgeheim,
 Und daß sie ausgegangen,
 Den Räuber einzufangen.

Es steckte jede schöne Maib
 Den Liebsten in ihr Sonntagkleid
 Und band ihm auf's Gewissen,
 Sie draußen nicht zu küssen.

Als nun Herr Friedrich arglos kam,
 Bekleidet Theil am Tanze nahm
 Und bat der Schönen eine,
 Zu gehn mit ihm alleine,

Und diese das unheimlich fand,
 Und winkt verstohlen mit der Hand :
 Da sind die rüst'gen Zungen
 Schnell auf ihn eingedrungen.

Es warb ein harter, wilber Streit,
 Doch Friedrich hat kein Schwert zur
 Seit',

Drum ist es zugegangen,
 Daß er als Weib gefangen.

Er ward im Jubel heimgebracht,
 Ein großer Käfig gleich gemacht ;

Er muß' sich schier bequemen,
 Darinnen, Platz zu nehmen.

Man hing ihn auf am Rathhausthurm ;
 Den Sommer durch bei Wind und
 Sturm,

Bei Regen und Gewitter,
 Da saß der edle Ritter.

Das bauerte die Jüngferlein
 Askanien's doch ungemein,
 Sie mochten allzusammen
 Das Böglein nicht verdammen.

Drum baten sie den weisen Rath :
 Er möge doch die Frevelthat
 Dem Ritter nun verzeihen,
 Ihn aus der Haft befreien.

Und Friedrich muß' bei Ritterehr'
 Geloben, daß er nimmermehr
 Die Mägdelein-wolle bekriegen ;
 D'rauf ließ man's Böglein fliegen.

Und laut der Sage meld' ich noch,
 Daß, als der Ritter später doch
 Noch einmal es wollt' wagen,
 Er dabei ward erschlagen. —

Ihr Mägdelein von Askanien,
 Vermerkt Euch, was vordem gesch'eh'n,
 Und geht nie ganz alleine
 Auf Wiesen an der Eide,

Und an der Wipper keinen Schritt ;
 Nehmt immer Eure Liebsten mit,
 Es möcht' Euch in Gebüsch
 Ein Räuber sonst erwischen.

Zwar — doch ich schweige lieber still,
 Es thut doch Jede, was sie will ! —
 Man hat auch nicht vernommen,
 Daß Eide fortgekommen.

(Ungenannter.)

Die Teufelsmauer.

Außer der Teufelsmauer bei Blankenburg und an andern Orten gehören auch die Gegensteine bei Ballenstedt dazu. Von den Gegensteinen selbst ist indessen in diesem Werkchen (Seite 57 u. s. f.) eine interessante Sage vorhanden, und es bleibt uns daher nur übrig zu berichten, warum man solche gewaltige Naturspiele als Werke des Teufels bezeichnete. Alles Außerordentliche, Große und Unbegreifliche, was in die dunkeln Zeiten der vorigen Jahrhunderte fällt, wo man neben der eifrigsten Gottesverehrung auch an den Teufel, den bösen Geist des Abgrunds, glaubte, sollte und mußte von Geistern und Dämonen, bei den deutschen Völkern am allerliebsten vom Teufel, herühren; so auch die Teufelsmauer, welche nichts anderes ist, als ein Ueberbleibsel irgend einer Naturrevolution unseres Planeten. — „Der böse Geist — so geht die Sage — hätte sich einst unterstanden, die Erdkugel mit Gott zu theilen, so daß dem großen Gotte nur eine Hälfte zur Beherrschung übrig bleiben, die andere Hälfte aber dem Teufel überlassen sein sollte. Er, der Urian, hätte daher in unserm Lande mit der Theilung den Anfang machen wollen und diese Mauer, die sich durch die ganze Welt hätte erstrecken sollen, angelegt. Gott hätte seinem Spiele und seiner Bosheit eine Weile zugesehen, endlich aber hätte er die Mauer, da sie sonst über die Maßen hoch gewesen, ruinirt und den Bau nicht weiter gestattet. Davon wären denn diese Stücke übrig geblieben.“

Friedrich Stahmann.

Der Mautenkranz.

Bu Würzburg, der alten Bischofsstadt,
 Da saß im dämmernden Saal,
 Wo an den goldenen Säulen matt
 Und zitternd sich brach der Ampel Strahl,
 Mit bleichen Wangen und matter Hand
 Der Kaiser, Friedrich der Rothbart genannt;

Ursprünglich in der schwülen Nacht
 Faßt ihn der Krankheit finst're Macht,
 Als er noch ob der Arbeit saß;
 Er ordnet', sann und schrieb und laß,
 Wollt' Vieles heute noch berathen,
 Ob es auch Mitternacht bald war,
 Weil auf den andern Tag geladen
 Er Deutschland's edle Fürstenschaft. —
 Die Pagen schlummern alle fest;
 Der Kaiser sie ruhig schlafen läßt,
 Wie auch das Fieber eisig kalt,
 Dann wieder glühend ihn überwallt —
 Still denkt er bei sich: „Es ist nicht gut,
 Daß man dem Volke kund es thut,
 Wie durch des Kaisers Majestät
 Ein Schauer Todesfurcht geweht.
 Stünd' ich an meines Lebens Ziel —
 Wohl dann! — ich trug der Kronen viel;
 Nie ließ mich ihre Last verzagen,
 Will auch die letzte muthig tragen!
 Die Todtenkron' ist ja nicht schwer — ;“
 Da ward es finster um ihn her.
 Laut ruft er aus: „Herr Gott, ich befehle
 Dir meine Völker und meine Seele!“ —
 Doch ehe der Kaiser gebetet aus,
 Weht es wie Geisterschritt durch's Haus.
 Ein blonder Knabe in weißem Gewand
 Am einsamen Lager des Kaisers stand;
 Um's Haupt strahl't ihm wie Sternenschein;
 Ein frisches Rautenkränzelein
 Trug er in seinen kleinen Händen
 Und thät sich also zum Kaiser wenden:
 „Mich sendet Gela *), die fromme Maid,
 Nehmt, lieber Herr! was sie Euch beut.
 Ein langer Traum gab ihr die Kunde
 Von Eurer Noth in dieser Stunde;
 Da flocht der Raute heilend Kraut

*) Gela, die Jugendgeliebte des Kaisers; als Friedrich Herzog von Schwaben ward, nahm sie den Schleier.

Zum Kranz für Euch die Himmelsbraut.
 Ihr Glaube: daß da Geister leben,
 Die freundlich hin und wieder schweben,
 Entfernte Seelen zu verbinden,
 Ließ sie in mir den Boten finden.“ —
 Drauf er des Kaisers glühend Haupt
 Sanft mit dem kühlen Kranz umlaubt.
 Verschwand dann still, wie er gekommen,
 Kein Diener hat ihn wahrgenommen.
 Der Kaiser aber sanft entschlief,
 Bis schmetternder Trompetenklang
 Ihn aus dem tiefen Schlummer rief,
 Dem er sich neu gestärkt entrang. —
 Schon war es laut im Schloß geworden,
 Denn weit und breit von allen Orten
 Die Fürsten hier versammelt waren,
 Und der Gefolge bunte Schaaren
 Erfüllen Hof und Hallen dicht;
 Da säumt auch Kaiser Friedrich nicht,
 Den Purpurmantel zu verlangen.
 Kaum war der leicht ihm umgehangen,
 Als er auch schon den Saal verlassen,
 Hinschreitend durch des Volkes Gassen.
 Der Kautenkranz im gold'nen Haar
 Gab ihm ein Ansehn wunderbar.
 Die Diener flüstern und sehen sich an,
 Als er zum Thronsaal schritt hinan.
 Dort harr't schon Albrecht des Bären Sohn,
 Der tapf're Bernhard. Der Treue Lohn
 Soll heut' ihm werden, d'rum hat ihn gerufen
 Der Kaiser vor seines Thrones Stufen.
 Jetzt knieet er nieder, das Sachsenland
 Als Lehn zu empfangn aus des Kaisers Hand,
 Und neben sich hat er den Schild gestellt:
 Fünf schwarze Balken im güldenen Feld *).
 Ringsum in herrlichen Prachtgewanden
 Des Reiches Würdenträger standen,
 Und durch der Fahnen bunten Kranz

*) Das alte Wappen von Ballenstedt.

Strahlt ihrer Wappenschilder Glanz.
 Und also der Kaiser zu Bernhard spricht:
 „Dein Schild, wie er da vor mir liegt,
 Gleicht dem von Anhalt, Deinem Vetter *);
 Drum wähl' ein Unterscheidungszeichen.
 Der Schild des Helden, der mein Retter,
 Darf keinem andern fürder gleichen!“ —
 D'rauf Bernhard, feurig und doch mild
 Hindeutend auf sein Wappenschild:
 „Daß ich bei Braunschweig aus den Klauen
 Des Löwen Euch herausgehauen,
 Ist deutlich wohl darauf zu schauen:
 Seht hier schräg durch den Schild den Hieb,
 Der mir als Angedenken blieb,
 Daß treu ich über Euch mich beugte,
 Eh' Heinrich's Schwertschlag Euch erreichte;
 Dem Wappen Anhalt's fehlt dies Zeichen,
 Mir bleibt's, ob alle Farben bleichen!“ —
 Der Kaiser aber sprach mit Huld:
 „So sollt' an eine ew'ge Schuld
 Dein Schild mich mahnen immerdar?
 Das wär' nicht ritterlich, fürwahr!
 Drum mögst ein and'res Zeichen wählen,
 Gewährung soll Dir nimmer fehlen!“ —
 „Wohlan denn! — Herzog Bernhard spricht
 Und schauet dem Kaiser in's Angesicht —
 Der Kautenkranz in Deinem Haar,
 Der ist so alles Stolzes bar;
 Doch schmückt er Dich so kaiserlich, —
 Mit diesem Kranz beschenke mich!“ —
 Da schweigt der Kaiser und sinnet tief,
 Und durch den Saal ein Murmeln lief.
 D'rauf löset er rasch den Kranz aus dem Haar
 Und reicht ihn dem edeln Herzog dar:

*) Bernhard, Graf zu Ballenstedt und Aschersleben. Nach dem Tode seines Bruders Albrecht zu Ballenstedt bekam er einen Theil von dessen Besitzungen. Sein Sohn, Heinrich, bekam Anhalt, der jüngere, Albrecht, erhielt das Herzogthum Sachsen; seine Nachkommen starben 1422 in Sachsen und 1689 in Sachsen-Lauenburg aus

„Die Liebe thät den Kranz mir weben,
 Die Treue hat ihn als Lohn verlangt,
 D'rum darf ihn die Dankbarkeit wohl geben!“
 Und um des Herzogs Heerschilde rankt
 Der Kaiser ihn mit eig'ner Hand:
 „Als treuer Lieb' und Demuth Pfand,
 Wo durch den Schild der Hieb gegangen,
 Der Rautenkranz sofort soll hangen *).
 Wie er des Schildes Narbe deckt,
 So mag er jede Wunde heilen;
 Ob dicht sie an des Thrones Säulen,
 Ob sie auch blute tief versteckt:
 Mög' um Dein Haus und Volk sich schlingen
 Und Euch des Himmels Segen bringen!“ —
 Und was der Hohenstaufe sprach,
 Blich wahr bis auf den heut'gen Tag.

Matthäl.

Die Pfauenwedel im Anhaltischen Wappen.

Aus dem mittelsten gekrönten Helme des Anhaltischen Wappens ragen ein Paar verschränkte Arme hervor, deren Hände zwei Pfauenwedel tragen. Die Chroniken berichten darüber folgende Sage: Heinrich senior, Graf zu Askanien, konnte sich nicht zufrieden geben, daß sein Bruder, Albrecht, mit dem Churfürsten von Sachsen belehnt war und den Rautenkranz in's Wappen bekommen hatte. Er stand also einstens traurig hinter dem Kaiser (Friedrich Barbarossa (?) nennt ihn Denz) und wehete ihm mit einem Pfauenwedel die Fliegen. Der Kaiser frug ihn wegen seiner Traurigkeit, die ihm Heinrich endlich entdeckte; worauf ihn Friedrich zum Fürsten machte und die Pfauenwedel in's Anhaltische Wappen gab. — Es stimmt dies jedoch nicht ganz mit der Geschichte überein, denn Heinrich konnte damals noch nicht geboren sein.

Friedrich Stahmann.

*) Das Haus Anhalt nahm im vierzehnten Jahrhunderte den Rautenkranz in sein Wappen auf.

Das wendische Luz.

Huder, Markgraf zu Brandenburg-Staden, Churfürst, hatte zur Gemahlin Bertha, Tochter Kuno's, Grafen zu Reinfelden, welchem Kaiser Heinrich II. die Mark Soldwedel nahm, weil er heimlich mit den Wenden verkehrte; er beehrte darauf Graf Albrecht VI. von Askanien mit Soldwedel, weshalb zwischen diesem und Huder Krieg entstand und dreimal blutige Fehden stattfanden, wodurch die Altmark bedeutend verwüstet ward. Das erste Treffen fand statt über Angermünde bei Darnstedt (Dar in der Stätt), woselbst Huder geschlagen ward. Als man einst auf dem Berge, wo die Schlacht geschah, einen Weinberg anlegte, stieß man auf eine Grube voller Menschengelbeine und Waffen, und man schloß, daß solche von den erlegten Wenden herrühren könnten. — „*Hic ostenditur mirabilis impressio in magno lapide pedis equini, et mira de illa impressione rustici fabulantur*“, sagt Knauth, und will damit andeuten, daß der Eindruck eines Pferdehufes, auf einem großen Steine sichtbar, als ein Wunder zur Erinnerung an jene Schlacht von den Landleuten gehalten werde. — Huder kam wieder mit vielen tausend Wenden, und wollte stracks Alberten die alte Mark abtreiben; aber er ward an der Bifa über Osterburg im Bruche abermals geschlagen, und noch heute heißt der Bruch: das Wendische Loch, Luz. Aus diesem fließt noch das Wässerchen Schilddorf; und es lagen damals zwei Dörfer da, Ballenstätte genannt, was dem Fürsten Albrecht für ein günstiges Omen galt, so daß alle seine Schaaren in der Schlacht das Feldgeschrei „Ballenstädt“ hatten. In Dorn und Hecken daselbst ist eine Masse großer Steine aufgehäuft, worunter die Wenden begraben liegen. Nachts wollen die Bewohner das völlige Schlachtgetöse noch hören, und sie meinen, es sei ein Spuk der erschlagenen Wenden. — Markgraf Huder konnte noch nicht ruhig werden. Er kam zum dritten Male und lagerte sich über der Bifa, am Wässerlein Klei oder Klia, an einem Sumpfe zwischen den Bergen; aber auch hier ward er geschlagen, so daß der Acker rings umher vom Blute roth gefärbt war, und der Bach, vom Blute gefärbt, erhielt den Namen: Die rothe Pforte. — Nach dieser Schlacht-behielt Albrecht VI. die Altmark unbestreitbar.

Friedrich Stahmann.

Fürst Wolfgang zu Anhalt.

I.

Du vielgesegnet Anhalt-Haus,
Wo find' ich Deines gleich,
An Herren brav in Kampf und
Strauß,
An Dienern Gottes reich!

Du vielgesegnet Heimathland,
Wo meine Liebe blüht,
Von fern Dir sehrend zugewandt,
Sing' ich dies Ehrenlied.

II.

Augsburger Reichstag.

Nun will ich singen und sagen
Zu Anhalt's Preis und Ruh-
me:

Da grüß' ich Dich vor Allen,
Du stolze Fürstenblume!

Herr Wolfgang Dich, den beh-
ren,

Den wackern Glaubensdegen,
Der freudig schwang die Wehre
Von Rechts- und Gottes wegen.

Zu Augsburg vor dem Kaiser
Und vor der Fürsten Munde,
Wie drang da stark und mannhaft
Das Wort aus seinem Munde.

Wie wußt' er kecken Fingers
Da schwarz auf weiß zu zeich-
nen!

Sin schrieb er seinen Namen!
Den thät er nie verläugnen.

„Und sollt' ich Alles lassen,
Mein Land und Haus und Habe,
Sollt' ich von Thür' zu Thüre
Hinzieh'n am Bettelstabe:

„Ich werde nimmer weichen
Von Gott und meinem Glauben!
Den soll, sammt allen Teufeln,
Die Hölle mir nicht rauben!“

Zu Augsburg in dem Saale,
Da stand die hehre Eiche,
Trotz Kaiser und Prälaten,
Wolfgang, der ehrenreiche.

Und was er da geschrieben,
Sein hoher Fürstennamen,
Der ist ein Banner worden,
Zu dem die Völker kamen;

Ein Feuerzeichen worden
Rings in den Finsternissen,
Und hat wie Donner Gottes
Der Lüge Schmach zerrissen. —

III.

Schlacht bei Mühlberg.

Nun gilt es Blut und Leben,
Nun schlagen die Schwerter zu-
sammen!

Und, ach, in Sachsens Gauen,
Da lodern die Kriegerflammen!

Der Kaiser mit seiner Heerschaar,
Er kommt wie Sturm gestogen:
Es brechen des Reiches Dämme,
Es brausen wild die Bogen.

Sie haben Schwert und Lanze,
Die Spanier, scharf geschliffen,
Und wo sie hingetroffen,
Da hat es tief gegriffen.

O, alte Mutter Elbe,
Du sanfte, spiegelhelle,
Wie wühltest, thürmtest du da-
mals

Die blutgetränkte Welle!

Zu einer Leichenbahre
Ward da dein breites Bette,
Und deine blühenden Ufer
Zur grausen Schädelstätte.

Und vor des Söldlings Menge
Ward Freier Kraft zu Schanden,
Und Deutschland's fremder Herr-
scher

Schlug uns're Fürsten in Ban-
den.

Herr Wolfgang aber von An-
halt,

Der saß gar fest zu Rosse,
Vor seines Armes Schwere
Ward Mancher ein Todesge-
nosse.

Wohl hielt er Stand, der wack're,
Mit seinen Anhalts-Mannern,
Der Erste war er im Kampfe,
Der Letzte zieht er von dannen.

So reitet er hin, der Degen,
Voll ungeschwächten Muthes,

Und aus den Wunden brechen
Die Ströme heißen Blutes.

Wohl konnte Schlachtgedränge
Die Helmeszier ihm rauben,
Doch nicht die Fürstenehre,
Doch nicht zu Gott den Glauben.

Wohl flihet er die Lande
Vor Kar l's gewalt'gem Grim-
me,
Doch hell erklingt sein Singen
Und laut schallt seine Stimme:

„Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffe,
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen!

„Mag fahren Land und Leute
hin!

Des' trag' ich nimmer Sorgen;
Wenn ich in Gottes Händen bin,
So bin ich daß geborgen.

„Die Menschen haben mich ver-
acht,

Doch Menschen-Thum ist eitel;
Sie haben schweren Baun und
Acht

Gehäuft auf meiner Scheitel;

„Und all' mein Band und Hab'
und Gut

Mir freventlich genommen,
Ich aber steh' in Gottes Gut
Und ihnen bringt's kein From-
men!“

IV.

Die Mühle zu Körau.

Bu Körau im Wiesengrunde
Liegt eine stille Mühle,
D'rin sitzt ein braver Müller,
Von dem geb' ich Euch Kunde.

Er hat der Knechte viele,
Doch ist ihm Einer der Liebste:
Das ist Fürst Wolf von An-
halt

Zu Körau in der Mühle.

Der fand hier warme Pflege,
Der war hier wohlgehalten;

Bei solchem Biedermanne,
Da hat es gute Wege!

Und als er nun genesen
Zu vollen Kräften wieder,
Da treibt er mit Lust und Liebe
Das weidliche Müllerwesen.

Herrn Wolfgang, dem tugend-
reichen,

In seinem Müllerkittel,
Dem mag der Gesellen keiner
An Fleiß und Künsten gleichen.

Wer hätt' ihn jemals hören
Ob Noth und Trübsal klagen!
Er hat sich selbst erniedrigt
Und wird erhöht zu Ehren.

V.

Der Heimritt.

Und als er einmal des Abends gar spät
In's Kämmerlein oben zu Bette geht,
Da schläft er mit süßen Träumen ein,
Der Müllerbursche fromm und rein.

Und als er bei'm Lichte des Morgens erwacht,
Da hat ihm der Herrgott bescheeret bei Nacht,
Da fliehet von der Schulter ihm Purpurgewand,
Da liegt ihm sein Schwert und die Krone zur Hand;

Da treten in's enge Dachkämmerlein
Die fürstlichen Bettern von Anhalt 'rein.
„Gott grüß' Euch, Herr Bruder! An Euerm Schlaf
D'ran merket man nicht, daß Unbill Euch traf.

„Nun reißt Euch nur wacker die Augen aus
Und schnüret Eu'r Bündel und trabt nach Haus!
Nun ist nicht zum Mahlen und Mehen mehr Zeit,
Da Kaiser und Reich des Banns Euch befrei't!“

Und lächelnd Herr Wolfgang zum Müller spricht:
 „Rein lieber Meister, Du wehrest es nicht?“ —
 „„Si freilich verwehr' ich's, Du treuer Knecht;
 Wir bleiben beisammen, dann ist mir's recht!““

Dr. S. Fränkel.

Die irrende Jungfrau im Waldersee.

Eine Stunde von Dessau und eine halbe Stunde von dem freundlichen Dorfe Jonitz entfernt, in der herrlichen Aue, da, wo die Elbe sich in die Mulde ergießt, erblickt man in einem, von der Elbe gebildeten Winkel die Ruinen einer Burg. Vor grauen, grauen Jahren stand dort, wo jetzt grüne Blumenmatten und ein anmuthiges Wäldchen das Auge des Wanderers entzücken und Lust und Freude ihm in die Brust senken, ein Schloß, nach einigen Geschichtschreibern früher Waldersee geheißt, später aber und bis auf den heutigen Tag Waldersee genannt, welchen letztern Namen wir denn auch hier beibehalten wollen.

In dieser Burg haufte ein frommer, tapferer Ritter. Das Alter hatte die Locken des Grafen Waldersee bereits gebleicht, aber in seinem Herzen thronte noch ein heiterer Frühlingsmorgen, ihm waren mit den Jahren Lust und Freude am Leben nicht entschwunden. Erblühete ihm doch, dem längst Verwitweten, eine holde Blume in seiner Tochter Adelheid, umrankten ihn doch, wie der Epheu die bemooste, aber noch kräftige Eiche, treue Freunde und Waffengefährten. Und wie die unverdorrene starke Jugend sich gern zu dem erfahrenern Alter hinneigt, so befand sich unter diesen Freunden auch ein edler muthiger Jüngling, der Ritter Wildeberg, dessen Burg in der Nähe von Waldersee lag *). Seine öftern Besuche auf Waldersee hatten ihn mit der Tochter des Burgherrn, der schönen und sanften Adelheid, zusammengeführt, die, gleich ihrem Vater, den Ritter, seines

*) Die Burg Wildeberg lag in der Umgegend von Wühlitz, unweit der Elbe. Schon 1263 soll sich dort ein Pfarrdorf, Wilbberge, befunden haben. In neuerer Zeit aber stand auf dieser Stelle ein, nun abgetragenes herrschaftliches Haus, der Wildeberg, mit einer Gärtnerwohnung.

Muthes, seiner männlichen Schönheit und seiner Tugenden wegen, hochachten gelernt hatte. Und Wildeberg war auch ganz der Mann, den man schätzen und lieben mußte. Wie Graf Waldersee, so war auch er der Helfer und Beschützer der Armen und Bedrängten, der Rächer der Unschuld. Kein Wunder, wenn Adelheid zu einem so schönen, ihr gleichgesinnten Jünglinge sich mächtig hingezogen fühlte und in ihrem Herzen eine Neigung erwachte, die den schönsten der Frühlinge in das Leben hereinträgt. Auch Wildeberg, den wir von nun an Udo nennen wollen, liebte Adelheid mit dem Feuer der ersten Liebe. Sie war, mit Hölty zu reden, sein Taggedanke, war sein Traum. Graf Waldersee freuete sich im Stillen der Wahl seiner geliebten Adelheid und gütig nahm er die schüchterne Bitte des minder begüterten Udo um die Hand seiner Tochter auf und führte ihm die Liebliche selbst in die Arme.

„Seid glücklich, Kinder! — sprach er in hoher Väterfreude. — Weichet nie von dem Pfade der Rechtschaffenheit und der Tugend, dann wird Euch das Leben herrliche Kränze winden, die auch, ich hoffe es zu Gott, den Abend meiner Tage mit ihren Blüten schmücken werden. — Wie ich Euch hiermit segne, so segne Euch auch der Herr und behüte Euch jetzt und immerdar!“

Zust und Freude herrschten auf der Burg Waldersee. Trompeten und Pauken ertönten im hohen Rittersaale, die Becher kreiften und ein Lebehoch nach dem andern erschallte, den Neuvermählten dargebracht. Diese waren Udo und Adelheid. Unter den Gästen befanden sich die Ritter von Wallwik, von Krina, von Gottenberg und Sielik von Deuner, die dem Turniere, das der Graf Waldersee zur Feier des festlichen Tages angestellt hatte, beigewohnt und keine müßigen Zuschauer abgegraben, wohl aber sich Lob und Dank verdient hatten. Nun labten sie sich an dem Saft der Reben und sangen und jubelten. Udo und Adelheid aber verließen, noch ehe die Mitternacht hereingebrochen war, die fröhliche Gesellschaft, um im trauten Kämmerlein der Liebe schönsten Lohn zu ernten.

Auch die Diener des Grafen hatten an diesem Freudentage zu tief in den Becher geguckt und lagen schnarchend auf den Polstern, nur einer war noch im Stande, den Posten des Wächters zu versehen, der in einer Zeit, wo Feinden und räuberische Ueberfälle an der Tagesordnung waren, hohe Achtsamkeit und die

strengste Pünktlichkeit erforderte. Da wurde es auf einmal lebendig vor der Burg. Graf Kühnau, ein Steggreifritter und Wegelagerer, an dessen Händen bereits eine Menge vergoffenen Blutes klebte, gegen den zahlreiche Wittwen und Waisen, deren Gatte er freventlich gemordet, den Himmel um Rache anriefen, erschien mit seiner Räuberschaar vor Walbersee. Der Wächter rief in's Horn und grausig erklang sein Nothruf durch die Stille der Ritternacht. Da erhoben sich die Gäste und im Nu waren sie, gewappnet und mit dem Schwerte in der Hand, da, wo Verath und Gefahr drohten. Auf dem Walle kämpften Gottenberg, Wallwitz, Sielitz von Leuner und der von Reina mit den Knappen, die mittlerweile wieder nüchtern geworden waren, muthig gegen das Raubgesindel, dem von seinem Führer, im Fall des Gelingens, die Hälfte der Beute versprochen worden war und das daher alle Kräfte und allen Muth daran setzte, den Sieg zu erringen. Aber auch Walbersee's Knappen fochten mit Löwenmuth und Ausdauer unter Anführung ihres greisen und tapfern Herrn, der, einem Jünglinge gleich, mit ihnen die Gefahr theilte und sie durch Wort und That zur Tapferkeit befeuerte. Brennendes Pech und Fett wurden den Räubern vom Walle herab zum Nachtschmause obendrein noch geboten, die nun, einen solchen Widerstand nicht vermuthet habend, vom Sturme abließen und sich etwas zurückgezogen, um vielleicht nach kurzer Rast den Angriff zu erneuern.

Wohl hatte Udo das Getümmel und den Waffenklang vernommen. Er, der das hochzeitliche Bette noch nicht bestiegen hatte, wand sich los aus den Armen der Geliebten und eilte dahin, wo Kampf und Tod ihr blutiges Danier entfaltet hatten. Adelheid betete indeß, auf das Knie gesunken, inbrünstig zu dem Herrn der Heerschaaren und empfahl ihm ihre und ihrer Lieben gerechte Sache. — Als Udo sah, daß der Feind vom Sturme abließ, gab er Befehl, die Zugbrücke niederzulassen, und hinaus stürmte er mit den Gästen und den Knappen, dem Raubgesindel das Garauß zu machen. Ein hitziger Kampf entbrannte bald vor der Burg und den Feinden, von denen viele schon den Boden mit ihrem Blute düngten, blieb, um dem Tode oder einer schmachlichen Gefangenschaft zu entgehen, nichts weiter übrig, als ihr Heil in der Flucht zu suchen. Nach durch Wald und Moor setzte man ihnen und keiner, der in die Hände der Sieger fiel, erhielt Quartier. Doch was sind das für Flammen, welche, die

finstere Nacht gräßlich erschreckend, auf den Himmel schlagen? Was klagt und schreit und ächzt und röhet in der Burg Waldersee? Kühnau hatte sich, als Udo die Verfolgung begann, unbemerkt mit mehreren seiner Knappen in das Dickicht geflüchtet und daselbst verborgen gehalten. Als er die Sieger weit entfernt glaubte, schlich er sich heran an die von Vertheidigern entblößte Burg und warf Feuerbrände hinein. Aber damit war der Schreckliche noch nicht zufrieden. Mit seinen Knechten drang er in die Burg und während diese auf seinen Befehl Alles mordeten, was ihnen in den Weg kam, durchbohrte er selbst mit teuflischer Lust den edeln Grafen Waldersee und die schöne sanfte Adelheid. Dann kehrte der Wütherich, mit Beute beladen, nach seinem Raubneste zurück, wo in bacchanalischer Lust der Rest der Nacht durchlärmte und in schäumendem Wein die mahnende Stimme des Gewissens erfäuft werden sollte.

Udo kehrte mit den Freunden siegestrunken heim, aber wie ward ihnen zu Muth, als sie nichts als rauchende Trümmer da erblickten, wo vor wenigen Stunden noch Lust, Freude und Jubel ihren rothigen Sitz aufgeschlagen hatten. In den Wald wollten die Ritter jetzt eilen, um ihre Lieben, die sie dort verborgen wädhnten, aufzusuchen, da erhob sich aus den Trümmern eine weiße geisterhafte Gestalt und winkte ihnen zu bleiben. Es war Adelheid's Schatten.

„Udo — sprach die Gestalt mit wehmüthiger Stimme, — der Vater und ich sind durch des verruchten Kühnau Hand gefallen, er hat unsere Burg angezündet und unser irdisches Glück gemordet! Rache uns und Dich an dem Teufel in Menschengestalt! — Als die letzte meines Geschlechts — fuhr sie fort — muß ich auf Erden so lange noch wallen, bis mein Name und meine Rechte vererbt sind auf ein anderes edles Geschlecht, dann, dann erst bin ich bei Dir und genieße mit Dir in ewiger Jugend die Seligkeit, die hienieden uns nur so kurz zu Theil werden konnte!“

Sie sprach's und verschwand. — Hin stürmte nun Udo mit Freunden und Knappen. Als Rache- und Todesengel erschienen sie vor der Burg Kühnau *). Wie ihr Feind es mit Wal-

*) Das heutige Burgkühnau, ein von dem Herzoge Leopold Friedrich auf einem kleinen, mit Weinreben bepflanzten Hügel geschmackvoll erbauetes Haus, zu welchem ein, schon von dem Ursprünge Friedrich angelegter herrlicher Garten gehört und von wo aus man einer köstlichen Aussicht genießt, befindet sich, allem Anscheine nach, auf der Stelle

dersee gethan, so warf nun auch Udo Feuerbrände in des Räubers Wesse und die Knechte mußten sorgfältig die Ausgänge bewachen, damit keiner der Buben der gerechten Strafe sich durch die Flucht entziehe. Zwar mit Wunden bedeckt, aber doch lebend fiel Kühnau in die Hände der Sieger, nachdem seine Wesse und Schätze die gierigen Flammen verzehrt hatten. Ob er gleich sagte, daß er seine Kostbarkeiten und sein Gold in des Teufels Obhut gegeben habe, so wurde ihm dies doch nicht geglaubt, vielmehr als ohnmächtiger Trost zugerechnet, zumal der Böse ihn in dieser schlimmen Lage im Stiche gelassen hatte. Man machte kurzen Prozeß mit ihm. Sein Wappenschild mußte andern Tages der Henker vor seinen Augen zerbrechen, ihm mehrere Backenstreichche dann geben und hierauf an dem nächsten Baume ihn aufknüpfen. Das Letztere geschah auch an seinen Helfershelfern.

In grausiger Mitternachtstunde erscheint er, der Räuber und Mörder, an der Stelle, wo die Flammen seine Schätze fraßen. Da wühlt er in dem Erdboden und sucht und sucht noch bis auf den heutigen Tag nach dem elenden Metalle, das ihn und viele Andere schon auf das Hochgericht unter Henkershand brachte. Adelheid aber, die unschuldig gemordete jungfräuliche Wittin, läßt noch oft sich, mit dem bräutlichen Kranze geschmückt, in weißem Gewande in dem anmuthigen Wäldchen sehen, das nach der Burg Waldersee, deren Stelle es mit einnimmt, noch heute genannt wird. So schreitet sie einher, sehnsüchtig der Stunde harrend, die sie mit dem Heißgeliebten, mit dem ihr längst Vorangegangenen auf immer wieder in einem Lande vereint, wo jede Klage erstirbt und jeder Seufzer in einen unendlichen Jubelhymnus sich auflöst. Möge sie bald, bald dem wieder vereint werden, dem, gleich ihr, am Vorhose des Tempels der allbeseeligenden Liebe ein gräßliches Geschick die Blüthen des irdischen Glückes auf immer vernichtete!

Ludwig Büllch.



der alten Wesse Kühnau. Man fand nämlich bei Anlegung dieses Gartens nicht nur Mauerstücke, sondern auch Sporen, Helme und dergleichen Sachen.

3.

Der Schatz im Anhalts-Brunnen.

War viele Schätze liegen
 Zur Anhaltsbrunnen dort,
 Doch Niemand je vermochte
 Von da sie zu schaffen fort.
 Es ist geprägtes Silber,
 Es ist gebiegenes Gold;
 Doch was da unten geborgen,
 Ist keinem FINDER hold.
 War'n einst zwei kühne Knappen,
 Die eilten in der Nacht
 Zum öden Schloßgetrümmer,
 Hin zu des Brunnens Schacht.
 Der Kühnste ließ sich winden
 Um seinen Leib das Seil,
 Der And're ließ ihn steigen
 Hinab in großer Eil'.
 Durch wucherndes Gesträuche
 Drang seiner Lampe Schein
 Bis in die dunkle Tiefe
 In's Mauerwerk hinein.
 Da blinket ihm entgegen
 Des Goldes heller Glanz;

Schon klopft sein Herz vor Freude,
 Er packt der Pfanne Kranz,
 Vorans der gold'nen Münzen,
 Der Silberthaler Pracht.
 Ihm in die Augen strahlet
 Durch rabenschwarze Nacht.
 Sein Jubelruf zur Höhe
 Zu dem Gesellen bringt;
 Da aus der Mauerpalte
 Des Abgrunds Dämon springt
 Mit Pferdefuß und Hörnern
 Und Feueraugenglut.
 Der Kessel fährt zur Tiefe
 Ist in des Schwarzen Gut.
 Da wird ihm, ach! so wehe,
 Er läßt hinauf sich zieh'n;
 Erzählt, was er gesehen:
 Entsetzt sie Beide stieh'n. —
 Kein Wand'rer geht vorüber
 An dieser Stelle, der nicht,
 Ergriffen tief von Schauer,
 Ein Vater unser spricht.

Friedrich Stahmann.

Erläuterungen. Die wenigen Trümmer des alten Schlosses Anhalt liegen anderthalb Stunden von Harzgerode und auch eben so weit vom Schlosse Falkenstein auf einem hohen Berge, der der große Hausberg genannt wird. Sehr wohl erhaltene Wege führen den steilen Berg hinan, der mit Eichen und Buchen bewachsen ist. Von einem Gerüst in dem Wipfel eines Baumes schaut man in die Thäler und nach den fernem Höhen der Berge. Nach Nordosten zu schweift der Blick über einen Theil des lieblichen Saalkthales hin und ruht auf fernem Zinnen, welche die Sonnenstrahlen umglühen; es sind die des Falkenstein's. Rechts von seinem Thurme breitet sich der Wald aus, und noch über seine Wipfel hin

schaut das Auge bis in die Ebenen der Saale. Nördlich dehnt sich am Horizont der Hartzwald aus; die Berge vor uns erscheinen wie eine sanft steigende Fläche; westlich gewahren wir den Rammberg (Victorshöhe), ganz in der Ferne den Brocken, und nach Südwesten zu erhebt sich der Rücken des Auerbergs. Das Getlapper der Seidemühle im Thale schallt herauf; Holzhauer mit Axten zieh'n vorüber; Gesang belebt die Gegend.

Diese Trümmern auf dem Haussberge waren die Stammburg eines der ältesten deutschen Fürstenhäuser. Ein kleines Stück von einem runden Thurne und darunter ein verschüttetes Gewölbe, Mauerwerk von rothen Backsteinen, doch Alles zerbröckelt, sind die wenigen Ueberreste der Anhaltsburg. Am östlichen Abhange des Berges, 150 Fuß unter seinem Scheitel, ist der tiefe Brunnen, von dem vorstehende Sage geht; derselbe soll über 280 Fuß durch Grauwacken- und Thonschiefer gegangen sein. Ungefähr 150 Fuß tief fand man vermodertes Stroh und ein Menschengerippe mit Ueberresten von Bekleidung, weiter in der Tiefe wohlerhaltenes Holz. Das Innere des Brunnens war mit rothen, keilförmig gestalteten Backsteinen 170 Fuß tief gut ausgemauert. Ueber dem Brunnen, welchen man wieder verschüttet hat, weil kein Wasser darinnen war, steht jetzt ein Häuschen.

Graf Ekke IV. soll die Burg Anhalt um's Jahr 900 erbaut haben; einige Chronikenschreiber aber lassen schon im Jahre 747 Burg Anhalt durch König Pipin zerstören. Die Burg soll ganz „Ohne Holz“ aufgeführt worden sein, daher der Name: „Ohneholt“; Andere leiten es von Anahalt, Anhalt, Anhalte, Anhold ab. — Otto der Reiche bauete das Schloß mehr aus und bewohnte es; er nannte sich Graf von Askaniem (Aschersleben). Im Jahre 1140, nach Spangenberg, ward das Schloß von dem Erzbischof Conrad von Magdeburg und Markgraf Conrad von Meißen, den Feinden Albrecht des Bären, zerstört, wie es damals vielen andern Städten und Schloßern erging. Wer die Burg wieder aufgebaut hat, ist nicht zu ermitteln; im Jahre 1300 aber muß sie bewohnt gewesen sein, weil Fürst Otto I. die Schenkung des Dorfes Eneckerode an's Kloster Ballenstedt auf Burg Anhalt unterzeichnet. — Wann die Burg von Neuem zerstört worden, ist nicht bekannt.

Beckmann erwähnt noch Rudera von einer alten Kapelle, einen Büchsenfuß von den Burggebäuden; dahinter soll der Kirchhof gewesen sein. —

Es ist eine alte Sage, daß das Stammhaus der Fürsten von Anhalt auf einem Jaspsgrunde stehen soll. Bruckmann fährt folgende, hierauf bezügliche Verse an:

„Es ist wohl nie erbet, daß eines Königs Haus
Auf solchen Grund gebaut, der Anhalt übertrifft.
Das graue Alterthum in Anhalt weist es aus,
Daß dessen Stammhaus ist auf Jaspsgründ heisset.
Die Deutung soll wohl sein, Gott lasse es geschehen,
Daß dieses hohe Haus nie werde untergehen!“

Ein anderer Poet läßt sich also vernehmen:

„Laßt vom Kyffhäuser-Berg noch so viel Ritzman machen,
Und setz den Brocken auch dem Riesenberge bei,
G'nug, daß in keinem nicht zu finden solche Sachen,
Denn Anhalt's Stammhaus steht auf Jasps, Gott und Blut.“

Am Brunnen ist folgende Inschrift angebracht:

„Bezeichnung des Brunnens auf Burg Anhalt, welcher früher verschüttet war, im Jahre 1822 aber auf Befehl des Herzogs Alexius Friedrich Christian geöffnet, untersucht und 270 Anhalt-Bernburgische Fuß tief, aber ohne Wasser gefunden und daher wieder verschlossen ist.“

Die Trümmer der Burg Anhalt aber sind durch eine Tafel also bezeichnet:

„Ueber den Trümmern unter schattenden Bäumen, im Andenken an die Ahnherren und Ahnfrauen, an die Kraft, die Thaten, die Lieber, die Frömmigkeit und Tugend der Vorfahren, mit Wehmuth, daß das Neuhere vergeht, mit Freude, daß Tüchtigkeit, Recht, Glauben, Hoffnung und Liebe ewig bleiben, blicken aufwärts die Nachkommen.“

Friedrich Stahmann.

Schön-Menschen.

Schön-Menschen will er freien, der schmutze Jägerdmann,
Da sehen sich die Dirnen im Dorf einander an,
Denn jede möcht' ihn haben zum Gatten gar zu gern
Und wieder ist erloschen, ach, nun ein Hoffnungsstern!
Den Müttern, schon im Geiste in ihm den Schwiegersohn
Begrüßend, ist die Freude gar pfeilgeschwind entflohn,
Nur Reid und Mißgunst lehren als Anst're Gäste ein,
Man grüßt sie mit den Worten: „Ihr mögt willkommen sein!“

Schön-Kennchen's Mutter schmückte im Dorf kein guter Ruf,
 Zum bitterbösen Weibe längst das Gerücht sie schuf,
 Dies Wasser auf die Mühle der Jörnentrännten war;
 Sie ließen nun derselben auch nicht ein gutes Haar
 Und malten so dem Jäger von ihr ein graußig Bild,
 Denn führt der Reid den Pinsel, ersteht ein Nachtgeßild!
 Und es verließ der Buhle die wunderholde Braut; —
 Du, Jüngling, hast der Liebe, der heil'gen, nicht vertraut!
 Was kümmert dich die Mutter? Der Tochter frommes Herz
 Hast freventlich geweiht dem Kummer und dem Schmerz!

Schön-Kennchen war's im Dorfe nicht heimisch mehr zu Muth';
 Sie zog zu fremden Leuten auf ein entferntes Gut
 Und ward der neuen Herrschaft getreue Dienerin,
 Denn immer blieb ihr eigen der edle, fromme Sinn.
 Nach einem Jahr Schön-Kennchen die Mutter d'rauf besucht,
 Die freudig ihr vermeldet, indem sie schimpft und flucht:
 „Dem Jäger ist gefolget die Strafe auf dem Fuß,
 Das Leben nichts ihm bietet als Kummer und Verdruß,
 Denn seit er Pachters Rose zum Altar hat geführt,
 Auch der Pantoffel strenge in seinem Haus regiert;
 Die bitterböse Sieben beständig mit ihm zankt, —
 Das, Kennchen, ist ein Stückchen, das er nur mir verdankt!
 Denn als der Ungetreue mit seiner schmutzen Braut
 In uns'rer Kirch' vom Pastor ward feierlich getraut,
 Da kühlte ich meine Rache, ich hab's ihm angethan,
 Es wird der Frieden nimmer sich seiner Schwelle nah'n!
 Ein Erb'schloß muß's vollbringen, ich klapp't es heimlich zu
 Und warf's in jenen Brunnen; — nun bist gerächt auch Du!“

Schön-Kennchen wird's so bange, so schwer wird ihr das Herz,
 In ihrem Busen wüthet ein ungeheurer Schmerz,
 Sie ruft: „O, Gott!“ und stürzt pfeilschnell aus dem Gemach,
 Die Mutter kann's nicht hindern und folgt besorgt ihr nach.
 Sie kommt zum Brunnen, findend daselbst die Tochter nicht,
 Doch hört sie's plätschern unten. „Herr, geh' nicht in's Gericht
 Mit mir!“ sie betet, rufend dann Leute schnell herbei;
 Das halbe Dorf versammelt sich nun auf ihr Geschrei.
 Man steigt hinab zum Brunnen; die Jungfrau, frisch und roth
 Vor wenigen Minuten, hat sich vermählt dem Tod!

Der Mutter geist'ges Auge umschleiert tiefe Nacht
 Und schrecklich ist der Jäger aus seinem Traum erwacht;
 Er hat erkauft die Wahrheit mit seinem Lebensglück:
 Der Auserwählten, Jüngling, tief in das Inn're blick'!
 Und findest Du die Perle dort unverfälscht und rein,
 Dann bringt sie eine Mitgift, die köstlichste, Dir ein!

Ludwig Büllsch.

Die Münze zu Bербst.

U, Münzgebäude, lautlos stehst du hier
 Im Garten, den dein Dasein noch verschönt,
 Dein großes Rad verfiel Saturnus Oier,
 Der Prägstock ruht, kein Hammerschlag ertönt.

Von deinen Kindern wandeln manche zwar
 Wie einsam trauernd noch durch uns're Hand,
 Doch mehr und mehr verschwindet ihre Schaar,
 Je weiter rinnt dahin der Zeiten Sand.

Stets, wenn vollendet ist des Jahres Kreis,
 Zur Stell' erscheint der treue Münzwarbein,
 Ein weißgelockter, ehrenwerther Greis,
 Der Meister mit den Münzern hinterdrein.

Behmüthig blickt er auf die Werkstatt dann
 Und macht die Runde dreimal um das Haus,
 Doch eh' der Blick ihm wieder folgen kann,
 Ist Alles ausgelöscht in Nacht und Graus.

Dr. Karl Emil Giesecke.

Der schwarze Tod zu Cöthen.

Vor vielen, vielen Jahren
 Da haust'te der schwarze Tod
 Zu Cöthen gar mächtig und schrecklich,
 Da sah' man kein Ende der Noth.

Das Alter that er mäh'n,
Die Rose, sie ward geknickt,
Die kaum der holde Duhle,
Der Frühling, an's Herz ge-
brückt.

Vom weichen Mutterbusen
Riß er den Säugling, nahm
Das treue Weib dem Gatten,
Die Braut dem Bräutigam.

Da gab es nichts als Todte,
Als lebende Leichen mehr,
Da schriecn die Kinder nach
Brote,
Nach Hülfe die Eltern gar sehr.

Die Priester zogen singend
Und betend mit Kreuz und Fahn',
Sie zogen einher und flehten
Den Himmel um Rettung an.

Und als die Noth am höchsten,
Am nächsten die Hülfe war!
Ein Priester, anzuschauen
Gar ernst und wunderbar;

Den man noch nie erblicket,
Den theuren Gottesmann,
Er kam mit Kreuz und Fahne
Und stimmte Psalmen an.

Er zog zum grünen Plane,
„Ländwiese“ jetzt genannt,
Wo eine alte Ulme,
So hohl, am Wege stand.

Da hat hinein beschworen
Er flugs den schwarzen Tod,
Da hat er schnell geendet
Des armen Volkes Noth.

Die Ulme ward versehen
Mit Niegel und mit Schloß,
Auf immer ihn zu bergen,
Den höllischen Kolöß. —

Noch meine Kindermuhme,
Sie hat den Baum geschau't
Und oft mit heil'gem Schauer
Dies Alles mir vertrau't.

Eudwig Büllich.

Die Schloßjungfer auf der Güntersburg.

Wähe an dem südwestlichen Theile des Anhalt-Bernburgischen Städtchens Güntersberge befindet sich ein Teich von bedeutender Größe, der Mühlteich genannt. Eine sehr geringe Wassermasse fließt zwischen niedrigen Felsen aus demselben aus, bildet gleich anfangs durch die auf dem Grunde liegenden Felsstücke einige kleine Wasserfälle und wird Selke genannt. Ein im Sommer überaus angenehmer Spaziergang führt durch den Wald am Teiche hin, und fast am Ende desselben gelangt man zu einem schmalen Wiesengrunde. Hier erhebt sich ein steiler, mit ziemlich dichter Waldung bewachsener Berg, der Kohlenberg genannt. Ein

wenig gangbarer Fußsteig führt auf die Höhe desselben, welche fast auf allen Seiten sehr schroff in die umliegenden Thäler sich hinabsenkt. Deutliche Spuren von längst verfallenen Gebäuden finden sich zahlreich auf der Spitze des Berges, und ein ausgedehnter, auch jetzt noch ziemlich tiefer und breiter Graben umgibt die größtentheils schon mit Gras und Bäumen bewachsenen Trümmer der längst verfallenen Gebäude. Vor mehreren Jahren bemerkte man noch einen geringen Theil eines in die Tiefe hinabführenden gewölbten Ganges, der aber jetzt gänzlich verschüttet ist. Hier stand einst ein zu seiner Zeit sehr festes Raubschloß, die Güntersburg. In der Gegend der Ruinen dieses Schlosses soll eine weißbekleidete Jungfrau, gewöhnlich die Schloßjungfer genannt, mit einem großen Schlüsselbunde an der Seite, sich zuweilen noch jetzt sehen lassen. — Ueber den Untergang der Güntersburg und die damit verbundene Entstehung der Schloßjungfer erzählt man sich folgende Sage:

Der letzte Besitzer der Güntersburg war Graf Bodo, ein verstockter Bösewicht. Jedes religiöse Gefühl war ihm fremd, er hatte keinen Sinn für die geselligen Freuden der Menschheit und lebte, getrennt von der Welt, nur in Gemeinschaft mit einer kleinen Anzahl von Raubgesellen, auf seinem schon durch die Natur ziemlich unzugänglich gemachten und durch die alte Baukunst noch sicherer besetzten Schlosse. Seine ganze Beschäftigung bestand im Raube und in den unmäßigsten Zechgelagen, die er mit seiner Umgebung oft bis an den frühen Morgen fortsetzte. Vorzüglich gern raubte er junge Mädchen und entführte sie auf seine Burg, wo denjenigen unter ihnen, die sich seinem thierischen Lüste nicht ergeben wollten, eine immerwährende Gefangenschaft beschieden war. Bittere Klagen über seine Schandthaten von Vätern, Müttern und Geschwistern ertönten weit umher im Lande; aber die Sehnsucht nach Rache und nach Züchtigung des Bösewichtes blieb unbefriedigt, denn seine feste Burg wurde von den Genossen seiner Dubsstücke zu jeder Zeit streng bewacht; und einige Versuche betrogener Väter und Brüder geraubter Jungfrauen, in das Räuberneß einzudringen, schlugen gänzlich fehl. Bodo schüttete Hohn- und Spottreden über die Unglücklichen aus, von den Innen seiner Burg herab, und mit dem schmerzlichen Gefühle der unbefriedigten Rache mußten sie zurückkehren. Durch solche Vergehensweisen erlangte die Frechheit des Raubgrafen einen immer höhern Grad, und immer lauter wurden die Klagen der Verbannten.

im umliegenden Lande. Da endlich gelangte die Kunde von Wodo's Schandthaten zu den Ohren des Tombucko, des berühmtesten und mächtigsten Zauberers der damaligen Zeit; und sofort faßte dieser den Entschluß, die Menschheit von jenem raubgierigen Wöfswichte zu befreien. Er wollte jedoch erst von dem Thun und Treiben des Wodo sich selbst überzeugen, bevor er zum Strafgerichte schritt; denn Gerechtigkeit war eine seiner besten Tugenden. Er war so eben aus Frankreich zurückgekehrt, wo er sich mehrere Jahre aufgehalten hatte, um dem in der französischen Geschichte so berühmten Helden Bayard seine Dienste zu widmen; dieser war unter allen Denen, mit welchen er in Verbindung stand, sein besonderer Liebling. Jetzt aber riefen ihn mannigfaltige Geschäfte nach Deutschland, und kaum war er in der Gegend des Harzgebirges angelangt, als er die bittersten Klagen über den Mädchenräuber Wodo vernahm. Mit großer Eile setzte er nun seine Reise fort und kam in der Abenddämmerung, ohne von dem Wächter des Schlosses bemerkt zu werden, vor den Mauern der Güntersburg an. Bald erspähete er nahe am Haupteingange der Burg einen Felsen, der eine natürliche Grotte bildete, und hier verbarg er sich. — Schon prangten die Sterne des Himmels im herrlichsten Glanze und der am Firmamente höher emporsteigende Vollmond sendete spärliche Strahlen durch die noch unbelauhten Bäume; da vernahm Tombucko wildes Toben im Schlosse, denn laut jauchzten die Räuber beim Leeren der schäumenden Pokale. Lange nach Mitternacht legte sich endlich das Toben der wilden Rotté und es wurde so still in der Burg, als ob sie ausgestorben sei. Nur aus dem Walde her vernahm der Zauberer das Heulen eines hungrigen Wolfes, von dem schaurigen Rufe des Uhu begleitet.

„Mögen immer noch — sprach Tombucko zu sich selbst — die Räuber in dem Thiergeschlechte wachen und auf ihre Beute ausgehen, sie sind nicht so gefährlich, als diese raubgierigen Menschen in der Burg; doch sie schlafen für jetzt und auch ich will ein wenig der Ruhe pflegen.“ — Ermüdet von der schnellen Reise sank er bald in einen tiefen, erquickenden Schlaf. —

Reichlich mit Gelde versehen und in Gesellschaft seiner zur Jungfrau herangerissenen Tochter Iduna ritt so eben ein Handelsmann auf der Straße daher, die, nicht fern von der Burg, zwischen den Bergen sich hinzieht. Wohl hatte er viel von den Trevelthaten Wodo's gehört, wohl wußte er, daß der gefürchtete

Raubgraf in dieser Gegend haufe; aber noch war der Tag nicht angebrochen, und darum, meinte er, würde Bodo noch in tiefem Schlafe liegen, so daß er unbemerkt vorüberziehen könne. Um jedoch alle mögliche Vorsicht anzuwenden, hatte er das Geld, so gut er nur irgend konnte, in seinen Kleidern versteckt und die Tochter mit dem Anzuge eines Mannes bekleidet. Schon waren Vater und Tochter an der Burg vorübergeeilt, schon war die Angst, von dem Räuber überfallen zu werden, fast gänzlich aus ihrem Gemüthe entschwunden und das freudige Gefühl eines glücklichen Entkommens verscheuchte die bangen Ahnungen der Seele immer mehr: da ertönte plötzlich vom höchsten Thurme der Burg das Horn des spähenden Wächters, der jetzt den Zug des Handelsmannes bemerkt hatte. Vielfältig gab das Echo in den Bergen den Schall des Hornes wieder; fester schmiegte sich die zitternde Iduna an den Vater, in raschen Schlägen pochte ihr von gräßlicher Furcht bewegtes Herz und in der schrecklichsten Angst trieb der Handelsmann das schon ermüdete Ross zur größeren Eile; — aber hier war an kein Entrinnen zu denken, denn in fliegendem Galopp sprengte Bodo mit seinen Raubgesellen herab von der Burg. Iduna sah' sich um, sie erblickte die Räuber, die schon ganz nahe herangekommen waren, und sank mit einem lauten Schrei des Entsetzens ohnmächtig vom Roffe.

„Ha! — rief der Raubgraf mit gellendem Hohngelächter seinen Genossen zu — das ist ja eine vortreffliche Beute! Höret Ihr wohl den weiblichen Angstschrei?“

In starrer Verzweiflung war der düstere Blick des unglücklichen Vaters auf das bleiche Antlig der Tochter geheftet. Als ob er in einem völlig bewußtlosen Zustande sich befinde, ließ er ruhig seine Kleider durchsuchen und die versteckten Güter rauben.

„Eile fort! — sprach zu ihm nun Bodo mit höhnischem Lachen — an Dir liegt mir nichts; nur Deine schöne Tochter und Dein Geld führe ich als Beute heim. Willst Du, alter Thor, — setzte er spottend hinzu — etwa dies Geschichtchen dem deutschen Kaiser erzählen, so vergiß nicht, ihn bestens von mir zu grüßen, und sage ihm, wenn es ihm gelegen sei, mich zu besuchen, so solle Deine Tochter ihm den schönsten Pokal, mit meinem besten Weine gefüllt, kredenzen.“

Run jagten die Räuber zur Burg zurück. Da erreichte die Verzweiflung des beraubten Vaters den höchsten Grad; — sein einziges Kind war ihm durch Räuberhände entrisfen, und die

früh verstorbene Gattin schief schon seit vielen Jahren den langen Todesschlaf. — „Nichts — rief er aus — fesselt mich jetzt noch an diese Welt voll Trübsal und voll Jammer!“ — Rasch sprang er dann vom Rosse und eilte dem nahen Ufer zu. Noch einmal stand er sinnend still am Ufer; da drang zu seinem Ohre der Hufschlag der Rosse, welche so eben die Zugbrücke der Burg überschritten, und beendigt war in dem Gemüthe des Verzweifelnden der Kampf zwischen der Lust zum Leben und der Sehnsucht nach dem Tode. — „Gott, — rief er laut — erbarme dich meiner Seele!“ — und hinab stürzte er sich in die Tiefe der Gewässer.

Aber erschienen war der Zeitpunkt, wo Graf Bodo den wohlverdienten Lohn für seine zahlreichen Sündthaten empfangen sollte. Auch der Zauberer war erwacht durch das wilde Getümmel der Räuber; er sah, wie sie einzogen in die Burg mit der immer noch ohnmächtigen Iduna und den Gütern des unglücklichen Vaters. — Eben war die holde Jungfrau auf dem Schloßhofs vom Pferde gehoben, und mit der frevelhaften Lust eines Bösewichtes betrachtete der Graf die schönen Formen ihrer Gestalt. „Erwache, schönes Mädchen!“ rief Bodo. — Da stieß der Zauberer mit seinem mächtigen Stabe gegen den Felsen, der ihn verbarg, und in demselben Augenblicke erbebt der Berg, ein dem stärksten Donner ähnliches Getöse rollte durch die Felsenmassen und mit fürchtbarem Krachen stürzte das Raubschloß in die Tiefe. —

Mit den Räubern sank auch Iduna hinab in's Todtenreich; aber es wurde ihr vergönnt, zu gewissen Zeiten zurückzukehren auf die Erde und in ihrer natürlichen Gestalt den Menschen zu erscheinen. Diese Vergünstigung ließ sie denn nicht unbenutzt. In einem schneeweißen Gewande, die Brust mit einem duftenden Blumenstrausse geschmückt und mit einem großen Schlüsselbunde an dem Gürtel, nahete sie sich zuweilen guten Menschen und reichte ihnen kostbare Geschenke dar. — Auch ein Mönch in einem nahen Kloster hatte diese Kunde vernommen und ging einst in einer frühen Morgenstunde zum Gebirge hin, um zu versuchen, ob er Reichthümer durch Iduna's Gunst erlangen könnte. Er setzte sich dicht an dem Felsen nieder, der dem Zauberer Tombucko bei der Ausführung seines Strafgerichts zum Versteck gedient hatte. Lange harrte der Mönch vergebens auf das Erscheinen der Jungfrau und Alles blieb still um ihn her. Da ermüdete endlich seine

Schuld; er zog den mitgebrachten Höllenzwang aus seiner Tasche, schlug ihn auf und las leise eine kräftige Zauberformel ab. Plötzlich stand die Jungfrau in prangender Schönheit ihm zur Seite und rief erzürnt: „Warum störst Du meine Ruhe und was ist Dein Begehrt?“ — Voll Erstaunen sprang der Mönch auf, faßte sich jedoch schnell wieder und bat um Gold und Edelsteine. Zugleich aber erregte die Schönheit der Jungfrau seine Begierden und er suchte ihre Hand zu ergreifen. Da riß Iduna im höchsten Unwillen das Schlüsselbund von ihrem Gürtel und schlug mit solcher Kraft auf den Mönch los, daß dieser in größter Eile zum Berge hinunterfloh und auf immer die Lust verlor, sich von der Schloßjungfer Schätze zu erbitten.

Ganz anders dagegen benahm einst Iduna sich gegen einen armen Schäfer. Dieser weidete seine Schafe auf dem Wiesenrunde, der am Fuße des Schloßberges sich hinzieht; und erblickte ein junges Mädchen, das, nicht fern von ihm, Blumen pflückte, sie zu einem Strauße ordnend. Scheu und furchtsam beobachtete er die Jungfrau ziemlich lange und wollte endlich eben sich entfernen; da trat sie näher zu ihm, blickte ihn freundlich an und ließ eine schöne Blume vor seine Füße fallen. Das gab seinen ganzen Muth ihm wieder; er nahm die Blume auf, küßte ihre Blätter und steckte sie an seinen Hut. Die Jungfrau schien hierüber sehr erfreuet zu sein und winkte dem Schäfer, daß er ihr folgen möchte. Jede Spur von Furcht war aus seiner Seele schon entschwunden und unbesorgt schritt er ihr nach, als sie den Berg erstieg. Bald war der Gipfel desselben erreicht, und das Mädchen stand vor einer weiten, in die Tiefe hinabführenden Oeffnung; vor derselben sah' es sich noch einmal um und schritt, den Schäfer nochmals winkend, voran in den unterirdischen Gang. Einen Augenblick zögerte er zu folgen; plötzlich aber erwachte sein Muth von Neuem und willig eilte er nach. Dichte Dunkelheit umgab ihn und nur das schimmernde Gewand Iduna's war sein Leitstern. Lange wandelten beide fort; endlich sprang eine Thür mit lautem Rasseln auf und der Schäfer stand in einem hell erleuchteten Gewölbe, die Jungfrau aber war verschwunden. Voll staunender Bewunderung betrachtete er die Gegenstände, die ihn hier umgaben. Aus den seltensten Marmorarten war der Fußboden des weiten Gewölbes zusammengefügt. In der Mitte desselben stand eine Säule von der Stärke einer hundertjährigen Eiche; sie reichte von dem Boden bis zur Decke und bestand aus

gediegenem Golde. Von dem Fuße bis zur Spitze zog sich rund um dieselbe herum eine Schlangenlinie von eingesetzten edeln Steinen, deren strahlenden Glanz seine Augen nicht zu ertragen vermochten. Die Seitenwände bestanden aus einer Menge von großen Spiegelläsern, die alle in goldene Rahmen gefaßt waren, und auch aus diesen glänzten Diamanten von ungemeiner Größe ihm überall entgegen. Goldplatten bildeten die obere Wölbung der Decke und waren reichlich mit echten Perlen übersät. Doch ein noch weit größerer Reichthum lag auf dem Marmorboden ausgebreitet. Nur ein schmaler Weg führte durch die ungeheueren Haufen von Goldstücken, Edelsteinen und Perlen. Lange stand der Schäfer unbeweglich still und schaute diese unermesslichen Schätze an; doch endlich erwachte in ihm die Begierde, einen Theil dieser Reichthümer zu besitzen, aber er wagte es nicht, seine Hand nach den Goldhaufen auszustrecken. Er fing nun an zu überlegen, was in seiner gegenwärtigen Lage das Rathsamste sein möchte; da rief plötzlich eine weibliche Stimme mit volltönenden Silberlauten: „Nimm, was Dein Herz begehrt!“ — Nun säumte er auch keinen Augenblick länger; er füllte zuerst seine Schäfertasche mit Gold und steckte dann in die Taschen seiner Kleidung ein, so viel dieselben fassen konnten. Schon rollte bei dem immer wiederholten Einsammeln manches Stück aus den überfüllten Taschen, aber er sah' keine Abnahme an dem aufgehäuften Vorrathe und begehrte, sich noch reichlicher zu versorgen. Da dachte er an seinen Hut; mit Blizeschnelle riß er ihn herab vom Kopfe, bemerkte aber nicht, daß die Blume von der Jungfrau auf den Marmorboden fiel. Nun füllte er den Hut, und da er endlich nirgends mehr etwas verbergen konnte, sah' er sich nach dem Rückwege um. Auch der Eingang war jetzt erleuchtet, und hastig schritt er in demselben fort, um schnell die Oberfläche der Erde wieder zu erreichen. Aber hinter ihm ertönte noch einmal dieselbe weibliche Stimme, die ihn zum Einsammeln ermuntert hatte, und rief: „Mein Freund, vergiß das Beste nicht!“ — Jedoch achtete nicht auf diese Warnung; nur die Freude über den erlangten Reichthum und der Trieb, ihn schnell in Sicherheit zu bringen, füllten seine Seele. Er eilte unaufhaltsam fort und kam glücklich wieder an, wo seine Schafe weideten. Hier fühlte er das Bedürfniß, ein wenig auszuruhen, und setzte den schweren Hut, den er zwischen beiden Armen hielt, vor sich nieder. Jetzt wollte er wiederum seine Augen an dem Golde weiden, aber ein Blick

auf den Hut erstarrte fast das Blut in seinen Adern, denn er war gefüllt mit — ganz gewöhnlichen Steinen. Schnell griff er nach der Schäfertasche und schüttete sie aus, ihren Inhalt zu erforschen; — es waren Steine. Nun leerte er auch die Taschen seiner Kleider, und wieder Steine fielen auf den Boden. Da gedachte er an die warnende Stimme, die ihm zurief, er solle das Beste nicht vergessen, und erinnerte sich dabei an die Blume, die er an seinen Hut gesteckt hatte; schnell suchte er nach, aber sie war verschwunden. Wie vernichtet stand er da, denn so viel er auch die mitgebrachten Schätze untersuchte, es waren und blieben Steine, wie man sie überall im Harzgebirge findet. Zwar eilte der Schäfer wieder zurück, um den Eingang zu den unterirdischen Schätzen noch einmal aufzusuchen, aber so viel er auch nachforschte, so sorgsam er auch jeden Busch durchspähete, der Eingang war verschwunden, und nie sah' er die Jungfrau wieder.

(Ungenannter.)

Die Gregorgrube bei Gernrode.

Gernrode, aufzuweisen
Hat's einen Osterberg,
Wenn gegen den Vater Brocken
Derselbe auch ein Zwerg:

So ist doch des Beschauens
Er immer und immer werth!
Habt von der Gregorgrube
Daneben Ihr nichts gehört?

Die ist gar tief! Verhalten
Thut es sich wunderbar
Mit ihr, denn ob der Quellen
Auch immer sie ledig war;

So doch, wenn Theu'ring brücket
Die Menschenkinder hier,
Boll Wasser Ihr erblicket
Die Gregorgrube schier.

Und steigt die Noth, so fluthet
Das Wasser höher auch,
Das ist seit grauen Jahren
Nun einmal so der Brauch.

Wenn aber Knaben treiben
In ihr ein munt'res Spiel,
Zieht ein in jeden Busen
Gar freudiges Gefühl.

Dann ist die Grube trocken,
Dann gute Zeit ersteht
Und Noth und Mangel haben
Den Rücken uns gekehrt. —

Das ist die Gregorgrube,
Der ich geweiht dies Lied;
Blieb' immer sie doch trocken,
Bis Dasein uns verblüh't!

Eudwig Büttch.

Die sieben Steine bei Prenstitz.

- D**er Sonntag kam mit seiner Feierstunde,
Und fromm zur Kirche rief des Küsters Lauten
Und Beter nah'ten weither aus der Runde.
- Das Kirchlein, d'rin sie oft sich schon erbau'ten,
Schloß freundlich sie in seine heil'gen Arme,
Daß Manchem da die Augen überthauten.
- Das kranke Herz ward frei vom ird'schen Harne,
Ein heil'ger Fried' erhob's auf Engelschwingen,
Nicht fleht's umsonst: „D, Herr, dich mein erbarme“.
- Horch! durch der Orgel sanfte Töne dringen
Urpöliglich Klänge einer alten Fiedel
Und Lärm, als wenn im Tanz die Bursche springen.
- Kam da in's Land ein Mönch, ein greiser Siedel,
(Wer las nicht Frömmigkeit in seinen Zügen!)
Und doch ist er's, der draußen spielt die Fiedel.
- D, nicht durch äußern Schein laßt Euch betrügen!
Er war verstoßen aus des Klosters Mauern
Ob seiner Zunge gottverfluchtem Lügen.
- Doch ließ sich das der Bösewicht nicht dauern,
Nein, Rache sann er tief im schwarzen Herzen,
Wie'n Eber dräut dem Waidmann mit den Hauern.
- Begann ob heil'gem Gottesdienst zu scherzen,
(So ließ der Schwach' vom Satan sich bethören!)
Und Gottes heil'ge Diener anzuschwärzen.
- Auch heute möcht' er fromme Andacht stören!
Doch wie? — Er leiht sich eine alte Geige
Und schnell läßt er als Virtuoso sich hören.
- Der Zug der Beter geht schon auf die Reige,
Nur noch drei Pärchen, Bursch' und blonde Mägde,
Sie schlendern lichernd nach dem Himmelreiche.
- „Halt, — denkt der Mönch, in dem die Höl' sich regte —
Jetzt gilt's! recht lust'ge Stückchen will ich geigen;“
Und flugs den Fiedelbogen er bewegte.

Die Pärchen seh'n und horchen, und bezeigen
 Gar große Lust, eh' sie zur Kirche gehen,
 Sich hier zu dreh'n im leichtgeschwung'nen Reigen.

Spricht da ein Bursch': „Hör't doch! „Gott in der Höhen“
 Wird erst gesungen! Vor des Pfarrers Rede
 Ist unser Tänzchen abgemacht, geschehen.“

Da thaten denn die Mädchen auch nicht spröde
 Und hin im Walzer fliegen sie behende,
 Und keines glaubt, daß Unrecht d'rum es thäte.

Und in der Kirch' ist der Gesang am Ende.
 Sie tanzen noch! „Ei, nur noch fünf Minuten!“
 Der Mönch geigt fort, als ob in Gluth er stände.

Doch plötzlich jetzt die wilden Tänzer ruh'ten,
 Verstummt der Rede gottverfluchtes Lästern,
 Und von den Wangen fliehen schnell die Gluthen.

Die Bursche rufen: „Tanzt doch, liebe Schwestern!“
 Und können selbst die Füße nicht mehr heben.
 „Ach, — rief die Ein' — ich schlief nicht aus von gestern!“

Und hin durch Alle zittert eis'ges Beben,
 Ein Schatten ist an ihnen hingegangen
 Und sie sind Stein und Keines mehr am Leben.

Da rauscht' die Orgel auf, die Frommen sangen:
 „Requiescant in pace.“

(Ungenannter.)

Die Schenke zu Breitenstein *) im Harze.

<p>Bu Breitenstein im Harze Vor mehr als hundert Jahren Die Bauern dort gar sorgsam Für ihre Kirche waren.</p>	<p>An ihr der Zahn der Zeiten Schon lang' thät schrecklich nagen Und zu dem Bau die Arme Die Kosten nicht konnt' tragen.</p>
--	---

*) Ein seit 1709 wieder gräflich Stolberg'sches, lange Zeit hindurch
 an Anhalt-Bernburg verpfändet gewesenes Dorf.

Da hielten Rath die Bauern,
Was hier wohl zu beginnen,
Und sie zum Glück nicht brauchten
Sich lange zu besinnen.

Es fehlte das Gebäude
Im Dorf zu einer Schenke,
Denn bisher gab der Schulze
Sein Haus dazu und Bänke.

Da eine neue Schenke
Fing man nun an zu bauen,
Die noch bis diese Stunde
Im Dorfe ist zu schauen.

Der Kirche muß sie zinsen
Seit jenem Sitzungstage,
Und nützt, wo sonst die Schenken
Nur sind der Kirchen Plage.

Eudwig Züllig.

Der Matthiastümpel zwischen Deßau und Jonik.

Die Gewässer waren ausgetreten, weil der Thauwind, von Belschland her, des Eises Rinde auf Bächen und Strömen und die weiße Leichendecke des Schneees zerschmolz und die Fluthen in den Thälern sich sammelten, so daß sie aus den Betten der Flüsse über die Ufer traten und das Land überschwemmten. — Die Mulde bildete von Deßau bis Jonik einen weiten See, aus welchem die einzelnen Gruppen der Bäume und Gebüsch, der Hügel und Anhöhen mit darauf befindlichen Siedlungen hervorrugten.

Der Sturz von Tausend Wassern scholl,
Das Wiesenthal begrub ein See,
Des Landes Hauptstrom wuchs und scholl.

Wir fuhren von der Wasserstadt Deßau's in einem kleinen Nachen, wie ihn die Schiffer am Steuerruder größerer Kähne führen, hinüber nach Jonik. Ein Paar Ruderer saßen auf den Duchten *) mit Rudern in den Dollen **) und arbeiteten sich durch die schäumende Brandung. Rings herum Loben und Wüthen der Gewässer, Wirbel- und Wogendräng, Schäumen und Brausen, als ob im Fiebersturme dem Wassergotte die Pulse schlagen.

*) Duchten sind die Ruderbänke.

**) Dollen, Pföße, Knaggen am Bord kleiner Fahrzeuge, worin die Ruder gelegt werden.

„Aufgepaßt, die Ruder fest in den Dollen!“ rief der Mann an der Hinterkaste, welcher mit dem Helmholze *) das kleine Fahrzeug lenkte. „Wir sind jetzt auf dem Matthiastümpel!“ fügte er hinzu.

„Und was hat das zu bedeuten?“ fragte ich neugierig.

„Davon nachher, jetzt nicht!“ sagte der Steuermann und hielt fest die Hand am Steuerdaum und drückte das Steuerruder scharf in die überschlagenden Wachten **), daß der Kahn zwischen Schaumgespritz und kieselnden Strudeln und Wirbeln dahinschoß. Auf den Gesichtern der Schiffer malte sich eine gewisse ängstliche Aufmerksamkeit und es schien, als ob ihre bebenden Lippen Gebete murmelten. Aber unter uns

Wasser's und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Auf kräuselnder Hohlwacht sprudelt der Gischt,
Und Fluth auf Fluth sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Zwar schwankte der Kahn hin und her auf den von unten herauf sprudelnden Wogen, zwar schlugen die weißbeschäumten Häupter derselben zuweilen über den niederen Bord, daß wir wädhnten, jeden Augenblick in die Tiefe geschleudert oder mit dem ganzen Fahrzeug umgeworfen zu werden, aber die wackeren Ruderer arbeiteten aus Leibeskräften und der Steuermann drückte das Helmholz so scharf an, daß die Wassertheele ***) tieffurchend in die Wogen schnitt; so ward das Fahrzeug glücklich über die gefährliche Stelle hinweggeführt. Als wir bereits mehrere Kahnlängen darüber hinaus waren, holten die Schiffer frischen Odem, wischten sich den Schweiß von der Stirn, ließen das Fahrzeug ruhig auf der Fluth treiben und bootschten nur spielend mit den Rudern in den Dollen, weil die Strömung uns fast von selbst vorwärts trieb und der Wasserspiegel ruhig und eben war.

„Nun, mein lieber Schiffsmann! — begann ich — was wollten Sie vorhin mit dem Matthiastümpel sagen?“

„Die Sache ist kurz zu berichten! — entgegnete der Steuermann. — Dieser Tümpel ist ein unheimliches Wasserloch. Wenn

*) Helmholz, das oberste, in den Kahn ragende Holz des Steuerruders.

**) Der Schiffer sagt statt Wogen: Wachten, Hohlwachten im Provinzialausdrucke, und versteht darunter stark anschwellende Wellen.

***) Wassertheele, das Holz am Steuerruder, das im Wasser geht.

die Gewässer in die Ufer, oder in die Gruben, wie wir's nennen, zurückgetreten sind, liegt dieser räthselhafte Tümpel einsam mitten im Lande. Ein hoher Herr, Namens Matthias, versank mit Wagen und Rossen, Mann und Maus, durch Irrthümer vom Wege abgeleitet, in demselben. Man sagt, er sei in seinen Sünden, ohne mit Gott in Frieden auf dieser Welt versöhnt worden zu sein, dahingefahren. Sein Geist — so geht die Sage — spukt in der Tiefe des Wasserloches; und sonderbar, wenn bei großem Wasser die ganze Oberfläche des nassen Elements einem Spiegel gleicht, so geht es hier nicht anders, es muß im Matthias-tümpel sprudeln und toben und kieseln, und besonders heute war der Teufel darin los. Es schien mir ein paarmal, als ob Freund Matthias sich zuweilen mit den Schultern unter den Nachen auf der Steuerbordsseite stemmte, um uns geradezu umzuwerzeln und in seine geheimnißvolle Tiefe zu ziehen. Wir haben jedoch ein herzhaftes Vater unser gebetet und brav gerudert und gesteuert, daß es dem bösen Urian nicht gelungen ist! — Aber Großmutter erzählt heute noch, daß in ihrer Jugendzeit ein Schifferkahn mit sieben Personen umgekippt *) ist und Niemand wieder etwas davon gesehen hat!“

Friedrich Stahmann.

Fürst Wilhelm von Anhalt, der Barfüßermönch.

Als Luther auf der Schule
Zu Magdeburg noch war,
Und, wie er schreibt, gezählet
Nicht volle vierzehn Jahr’;

Gehüllt in seine Kutte,
Dft einen Mönch er hat
Vom Franciscaner Orden
Erschauet in der Stadt.

Der auf dem Breitenwege
Um Brot gesprochen an,
Und, ob auch ihm ein Bruder,
Ein großer starker Mann,

Zur Seite stets gegangen,
Getragen doch fort und fort
Den Sack, gleich einem Esel,
Bis zu des Klosters Pfort’.

*) Umgekippt = umgeworfen. Der Verfasser der Sage glaubt, die Schiffer in ihrer Provinzialsprache aufführen zu müssen.

Gebetet und gewachet,
 Gefastet, sich kastei't,
 So hätt' er es getrieben,
 Doch, ach, nicht lange Zeit!
 Aus seinem Antlig hätte
 Der bleiche Tod geblickt,

Und seinen Körper leider
 Nur Haut und Bein geschmückt.
 Drum sei er heimgegangen
 Auch bald in's bess're Land,
 Des Lebens hier verwirkt
 Des Papstthums Unverstand.

Und dieser Mönch? Fürst Wilhelm
 Von Anhalt einst genannt,
 Und dann als Bruder Ludwig
 Dem Orden nur bekannt!

Ludwig Büllig.

Fürst Siegmund's Söhne *).

Die schöne Jutta trauert sehr
 Zu Coswig auf dem Schloß;
 Vier Jungherrlein steh'n um sie
 her,
 Eins hält sie auf dem Schooß,
 Sie geh'n im schwarzen Kleide,
 Sind All' in tiefem Leide.

Frau Jutta inden Himmelschaut
 Und klagt mit vielem Gram:
 „D, Siegmund, mein Gemahl,
 so traut,
 Weh', daß der Tod Dich nahm!
 Weh', daß er uns geschieden!
 Weh', daß ich blieb hienieden!“

*) Johann's ältester Sohn, Siegmund, theilte mit seinem Bruder Albrecht III. den Landesantheil der ältern zerbster Linie im Jahre 1396, wobei er Zerbst mit den auf dem rechten Elbufer liegenden anhaltischen Besizungen erhielt. Seine Gemahlin Jutta, Tochter des Grafen Gebhard zu Querfurt und Egeln, war wegen ihrer Schönheit berühmt und wohnte nach dem Tode Siegmund's (1405) zu Coswig. Siegmund hatte einen Ritterorden gestiftet, dessen Insignien in einer, am Halse zu tragenden goldenen Schel bestanden. Albrecht III. nahm nach dem Tode seines Bruders Zerbst in Besiz. Die fünf Söhne Siegmund's, Woldemar (damals sechzehn Jahre alt), Johann, Siegmund, Albrecht Ernst und Georg, erlangten nach den erzählten Begebenheiten endlich im Jahre 1413 durch Vermittlung, daß Albrecht III. ihnen die, auf dem linken Elbufer gelegenen Landestheile abtrat. Die Nachkommen Albrecht's starben in der dritten Generation aus und so kamen deren Besizungen, und, als im Jahre 1468 auch die ältere bernburgische Linie erlosch, auch die übrigen anhaltischen Lande an den, damals allein noch lebenden jüngsten Sohn Siegmund's, Georg I.

Von Thränen wird ihr Wort er-
stikt,

Laut schluchzt der Söhne Schaar;
Die Mutter an die Brust sich drückt
Der ält'ste, Wolde mar.
Er hält sie fest umfangen
Und streichelt ihre Wangen.

„Daß ab, lieb Mütterlein, laß ab,
Zu weinen Tag und Nacht!
Der Gott, der in das dunk'le Grab
Den Vater hat gebracht,
Der will ein herrlich Leben
Nur seiner Seele geben!“

„„Mein Sohn, sein Loos be-
jammr' ich nicht,
Ihm ward das bess're Theil!
Wohl hoff' ich, daß er im Gericht
Besteht und erbt das Heil.
Ist selig er zu preisen,
Weh' mir, weh' Euch, Ihr Wai-
sen!““

„Wohl weh', wohl weh', mein
Mütterlein,
Und fehlt ein großes Gut!
Doch nun will ich Dein Pfleger
sein
Und meiner Brüder Gut!
O, wollest mir vertrauen
Und wieder muthig schauen!“

„„Ach, Kind, noch zart ist Deine
Hand
Und ohne Bart Dein Kinn!
Dein schlimmer Dhm nahm all
Dein Land,
Nahm Gut und Leute hin;
Er hat Dir nur gelassen,
Den Bettelstab zu fassen!““

„O, Mutter, hab' ich nicht ein
Schwert?

Und mangl' ich selbst der Kraft:
So biet' ich auf die Helden werth,
Des Vaters Ritterschaft;
Die gold'ne Sichel tragen,
Sie mögen's nicht versagen!“

„„Der gold'nen Sichel Glanz,
mein Sohn,
Erlosch mit unserm Fall;
Wer bieten kann den reichen Lohn,
Find't Ritter überall;
Vorbei die guten Stunden
Und keiner wird gefunden.““

„Halt' ein, mein Mütterlein, halt'
ein!
Nichts ändert meinen Sinn!
Verlassen mich die Ritter mein,
Geh' ich zum Bürger hin,
Mein Recht mir zu verschaffen
Mit seinen verben Waffen!“

„„Der Bürger, glaube mir, mein
Kind,
Hält höher Haus und Heerd,
Als daß er gegen Nacht ge-
schwind
Sich für Dein Recht bewehrt!
Er hat vor meinen Ohren
Dem bösen Dhm geschworen.““

„Wenn sich der Bürger biegt und
schmiegt,
Mir blieb manch treuer Knecht!
Leb' wohl! Ob jetzt auch Un-
recht krägt,
Zulezt siegt doch das Recht!“
Der Sohn von dannen eilet,
Die Mutter jagend weiset.

Und **Boldemar**, der junge
 Knab',
 Das Schloß zu **Deßau** nimmt;
 Des **Dheims** Stürme schlägt er
 ab,
 Der ist gar sehr ergrimmt;
 Er setzt das Schloß in Flammen,
 Die Mauer stürzt zusammen.
 Das Herrlein fliehend kaum ent-
 rann
 Der wilden Feuerögluth;
 Verläßt ihn jetzt der letzte Mann,
 Verläßt ihn nicht sein Muth.
 „Und mag die Welt vergehen,
 Das Recht bleibt doch bestehen!“
 Die Brüder faßt er bei der Hand
 Und führt sie mit sich fort.
 Er hat nach **Zerbst** sich stracks
 gewandt,
 Geht nicht zum **Dheim** dort,
 Des **Bürgermeisters** Schwelle
 Betreten sie zur Stelle.

Bestürzt der **Bürgermeister** fragt:
 „Was steht zu Diensten Euch?“
 Der **Fürst** ihn auf die **Schulter**
 schlägt
 Und giebt ihm Antwort gleich:
 „„Leicht kannst Du das ermeßten,
 Hier Mittagbrot zu essen!“
 „„Ob Du es ungern giebst, ob
 gern,
 Ich fordr' es Haus bei Haus!
 Verleugnet Ihr auch hier die
 Herr'n,
 Versucht's und treibt uns aus!
 Mein Recht will ich Euch zeigen,
 Was Ihr habt, ist mein Eigen!““
 Der **Fürsten** Recht sich so bewährt,
 Kein **Bürger** treibt sie fort.
 Nun geht es ihm an Haus und
 Heerd —
 Das war **Frau Titta's** Wort, —
 Nun hebt er auch die Waffen,
 Den **Brüdern** Recht zu schaffen. —

Wo Muth sich einet mit Geduld,
 Ist Recht ein guter Halt!
 Den faulen Aft brach schwere Schuld
 Vom edeln Stamme bald,
 Und **Sigismund's** Geschlechte,
 Noch blüht's im alten Rechte!

Xdolp von Marées.

Die Beteiche.

Lebst Du, rüstiger Wanderer, auf der von **Mägdesprung**
 nach **Ballenstedt** führenden **Alexanderstraße** ein Stündchen vor
Ballenstedt rechts ab und wändelst den Fußpfad, der zwischen
 dieser Straße und dem **Untmannswege** fortläuft, so gelangst Du

an das Wildgatter, dessen Pforte ~~Das~~ weiter nach Deinem Ziele bringt. Noch ehe Du aber diese Grenze überschritten hast, wirst Du rechts am Wege eine Eiche mittlerer Stärke bemerken, unter deren kühlem Laubgewölbe eine Schlummernde vom Lebenskampfe andruht; dies ist die Beteiche. Wenn jede Stelle, wo ein Todter seine stille Klause fand, schon heilig ist und zu heiligem Ernste das Gemüth stimmt, so wird durch die Stille und einförmige Einsamkeit des Waldes dieser Ernst hier leicht bis zur Andacht zu dem gesteigert, der unser Schicksal oft so wunderbar und unbegreiflich, aber doch gewiß immer nur gütig und weise lenkt. Darum mochten zwei fromme Seelen hier so gern mit ihrem Gott geredet, darum mochte eine edle Jungfrau sich hier ihr Ruheplätzchen erbeten haben.

„Als die Pest — so geht nämlich im Munde der Jäger die Sage — verheerend in Deutschland's Gaue einst hereinbrach und auch Anhalt's Grenzen stürmisch überschritten hatte, da ergriff Angst und Furcht vor dieser Völkergeißel auch Anhalt's Fürsten, und die Sorge um der treuen Unterthanen Glück nagte am väterlich liebenden edeln Fürstenherzen. Er flüchtete hin nach dem Harze, um von dessen einsamer Abgeschlossenheit aus den Feind besser bekämpfen zu können. Es ward ihm aber auch hier, im Sitze seiner Ahnen, zu enge, und freier, ungehinderter glaubte er unter dem hohen Himmelsdome sein Herz vor dem Weltenlenker ausschütten zu können. Da eilte er täglich denn hinaus in den Wald, und hier unter dieser Eiche warf er sich betend nieder, hier in dieser rauhen Wildniß sollte und mußte sein Gott seine Klagen hören — und der Allbarmerzige ließ sich auch finden und erhörte sein Gebet; denn sein liebes Harzland verschonend, wich der böse Krankheitsdämon von den Grenzen, und Wohlstand, Freude und Frieden kehrten wieder ein in die von Trauer umflorten Städte und Dörfer.“

So mochte späterhin oftmals ein edles Fräulein auf einsamem Spaziergange hier von religiösem Schauer sich auch umweht fühlen, daß sie im Vorgefühle nahen Todes den Wunsch ausdrückte, hier einst ruhen zu dürfen. Auf ihres Durchlauchtigsten Herrn Befehl wurde nämlich ein Fräulein von Buttler, Hoffräulein am Hofe zu Ballenstedt, zu Anfang dieses Jahrhunderts hierher begraben, und ihr Grab ist es, das, von Blumen umblühet, noch jetzt des Wandrers Auge auf sich lenkt. — Das Grab wird verfluchen und die Eiche, so lange sie auch den Stürmen trägt und

von der Pietät frommer Enkel erhalten wird, wird fallen; aber die Sage wird, wie das Bergknecht am frischen Borne, am Ströme der Zeit fortgrünen und muntere Jäger, die zu frischer Jagd lust hier sich sammeln, werden immer durch die Jahrhunderte hindurch sich noch erzählen vom frommen Fürsten Anhalt's und — denn die Sage verwächst so gern mit der Sage — vom holdseligen müden Fräulein. —

Welcher Fürst von Anhalt dieser gottselige Mann gewesen ist, darüber schweigt die Sage. Nach dem Alter der Eiche zu urtheilen, könnte es aber höchstens, wenn es nicht ein späterer gewesen ist, der fromme Fürst Georg III., der, dem geistlichen Stande angehörend, 1553 gestorben ist, nur gewesen sein, weil dieser der Pest wegen sich einmal in Ballenstedt und Harzgerode aufgehalten haben soll.

B. 64.

Fürst Leopold.

I.

Die letzte Ehre.

Bernburg's alte Straße
dröhnt

Unter vieler Krieger Tritten,
Der Dehauer Marsch ertönt
Zu den gleichen, festen Schritten.

Leopold ist hergecilt
An des Regimentes Spitze,
Wo die theure Tochter weilt
Auf dem hohen Fürstensitze.

Sie, die kranke Fürstin, hat
Ihm mit schwacher Hand geschrieben:

„Meine letzte Stunde naht,
Keine Hoffnung ist geblieben...

„Auf den Himmel steht mein Sinn
Und mein Herz schlägt ihm entgegen,
Von der Welt fühl' ich darin
Nur den einen Wunsch sich zeigen:

„Daß ich Euch, Herr Vater, hier
Doch noch einmal sehen könnte,
Drangend in der Waffen Zier,
Vor dem ganzen Regimente!“

Leopold, der alte Held,
Hat der Tochter Wunsch vernommen;

Von dem Ende wohl der Welt
Wär' er darauf hergekommen.

„Generalmarsch, Trommler,
schlag'!“

Eifert er alobald zu Halle;

In Bernburg am andern Tag
Rückt er ein mit hellem Schalle.

Als sich an des Schlosses Fuß
Die zerschoss'nen Fahnen senken,
Winkt vom Fenster Gegengruß
Eines Lächleins sanftes Schwenz-
len.

Leopold, der Vater, auch
Hat den Degen hoch erhoben;
Grüßend nach Soldatenbrauch,
Schaut er nach dem Fenster dro-
ben.

Und sein Blick ist solcher Art,
Daß er grimmig scheinen sollte,
Wenn nicht in den grauen Bart
Thran' auf Thräne niedertollte.

Wie der Zug vorüber geht,
Schloß das Fenster sich gleich wie-
der

Und auf einen Eckstein setzt
Ratt der alte Herr sich nieder.

Legt in beide Hände sich
Das Gesicht, das thränenfeuchte,
Schluchzt so laut und bitterlich,
Daß es wohl den Stein erweichte.

Seine Hände sahe man
D'rauf ihn zum Gebete falten
Und sie also himmelnan
Diese Worte rufend, halten:

„Ich bin, Herrgott, der du's weißt,
Nicht den Wichten beizuzählen,
Die dich täglich, wie es heißt,
Unverschämt mit Bitten quälen;

„Laß mir meine Tochter nur,
Will sobald nicht wiederkom-
men!“ —

Aber von der Erdenflur
Hatte Gott sie schon genommen.

II.

Die heimliche Ehe.

Bei dem Krankenlager sisset
Leopold, der tapf're Mann,
Hat gefaßt des Kranken Rechte,
Schaut ihn trüben Auges an.

Wer erkennet hier das Auge,
Leuchtend in so mancher Schlacht
Ueber der Geschüße Blitze,
Durch des Pulverdampfes Nacht?

Und die sonst so freie Stirne,
Sie ist dunkler Furchen voll;
Festgeschlossen, zuckt die Lippe,
Die so troziglich ihm schwoll.

Ah, des holden Erstgeborenen
Letzte Lebensstunde schlug!
Wange schweigend lauscht der Va-
ter
Jedem schweren Athemzug.

Ist es schon der Kampf des Todes,
Was die Brust unruhig hebt?
Ist es von dem letzten Krampfe,
Daß die bleiche Lippe beb't?

Doch die matten Blicke starren
Wie bei Sterbenden noch nicht;
Schüchtern suchen sie zu lesen
In des Vaters Angesicht.

Horch! da schluzt es, wie ver-
halt'nes
Weinert einer zarten Frau!

Leopold zieht bei dem Thone
Hoch hinauf die stolze Frau.

Und nun wimmern Kinderstimmen;

Leopold hat sich gewandt;
„Sie sind mein!“ So stöhnt
der Kranke;
Fener läßt des Sohnes Hand.

Ha, erkennt Ihr jetzt das Auge,
Das geleuchtet in der Schlacht
Ueber der Geschütze Blitze
Durch des Pulverdampfes Nacht?

Und der Sterbende ruft lauter:
„Water! Weib und Kind sind
mein!

Nur Dein Segen fehlt dem Bunde;
Kannst Du, Vater, uns verzeih'n?

„Willst Du sein den Meinen Vater?

Dann ist mir die Erde leicht!“
Und des Fürsten Feueräugen
Rollten zornig, doch er schweigt.

Plötzlich sinkt sein Blick zur Erde,
Milder sieht er vor sich hin;
Treten ihm die eig'nen Thaten
Als Vermittler vor den Sinn?

Seines Sohnes Hand ergreifend,
Sanft sie drückend, spricht er:
„Ja!“

Sel'gen Frieden in den Zügen,
Liegt des Sohnes Leiche da.

Xdolph von Marées.

Die Schlacht am Welfsholze.

Der Morgen graut, das Kaiserheer
Zum Kampfe steht bereit:
Noch finst'res Schweigen rings umher,
Unübersehbar Speer an Speer
Und Schild an Schild gereiht.
Das Frühroth erglüh't, sein flammendes Licht
Todsündend die glänzende Stahlwand bricht.

Des Feldherrn Auge übersieht
Die stumme Mannenschaar,
Das edle Heldenantlig glüh't:
Stets frischer Lorbeer ihm erblüh't
Bei nahender Gefahr.
Da macht der muthbegeisterte Mund
Den Kampfgenossen die Worte kund:

„Seht dort den Feind am Holzestrand!
D'rauf, wad're Mannen! d'rauf!
Euch schrecke nicht sein Widerstand,
Der Sieg folgt meiner starken Hand,
Ich schreite kühn voraus!
Ich, Hoyer von Mansfeld, ungeboren,
Ihr wißt es, hab' nie eine Schlacht verloren! *)

„So wahr ich in den Felsenstein
Gleich wie in Weizenteig
Mit bloßer Rechte greif' hinein,
So wahr wird Gott mir Sieg verlei'h'n!“ —
Er greift hinab zugleich:
Und Gott hat erweicht die Felsenwand,
Tief drückt sich hinein des Grafen Hand.

Sie sehn's. Und wilder Jubel braus't,
Drommeten schmettern d'rein,
Ihr Schlachtruf durch die Lüfte saus't,
Das Schwert blizt in der Männerfaust,
Siegstaumel spornt die Reih'n:
Und wie der Donner die Wolken durchkragt,
Erbraus't das Getümmel der mordenden Schlacht.

Gleich Mauern steht am Holzestrand
Der Sachsen kühner Bund.
Der Druck der schweren Kaiserhand
Knüpft' fester nur das Freundesband,
Als schlägt der Rache Stund'.
Schon rieselt in Strömen der Tapfern Blut,
Doch wanket mit nichten ihr fester Muth.

Und, gleich dem Kriegsgott alter Zeit,
Der Graf ist anzuseh'n,
Und wo am blutigsten der Streit,
Sieht man den hohen Helmbusch weit
Des Heldenführers weh'n.

*) Des Grafen Wahlspruch. Die Sage erzählt: daß seine Mutter während seiner Geburt gestorben sei, der kräftige Knabe aber nach ihrem Tode ohne fremde Beihülfe aus dem Mutterleibe gebrochen wäre.

Es thürmen um ihn sich Berge von Leichen,
Erliegen müssen sie Mansfeld's Streichen.

Schon wankt der Sachsen Felsenmuth,
Zerschellt an Hoyer's Schwert;
Des Sohnes Tod mehrt seine Wuth *),
In Rache kocht des Vaters Blut,
Die längst das Herz genährt.
Und Nordgier füllet und Siegeslust
Des nimmer besiegten Feldherrn Brust.

Graf Wieprecht sieht der Seinen Roth,
Sprengt ungesäumt heran;
Sein Nahen ist der Gegner Tod,
Sein Rächerschwert bricht blutigroth
Zu Mansfeld hin sich Bahn:
Der Todfeind in's Auge dem Todfeind sieht
Und höher die Lohe des Hasses erglüht **).

Vom Streitross stürzen beide sich
Im Rache Sturm herab;
Die Schwerter sausen fürchterlich,
Doch jeden Hieb und jeden Stich
Hält Schild und Panzer ab,
Und wo er gewahret des Feindes Blöße,
Verdoppelt der Haß seine rächenden Stöße.

Des Flambergs Wucht trifft Helm und Schild,
Des Felbes Boden dröhnt,
Der Kämpfer Blut schon rieselnd quillt,
Doch bleibt die Rachgier ungestillt,
Die nur der Tod versöhnt;
So mißt sich der Leu mit dem grimmigen Tiger,
Zerfleischend sich beide, doch keiner ist Sieger. —

*) Sein Sohn Siegfried, der nur erst seine kriegerische Laufbahn begonnen hatte, blieb in der Schlacht.

***) Graf Wieprecht von Groitsch war Hoyer's persönlicher und unveröhnlicher Feind, von welchem er, so wie sein Vater, Graf Wieprecht der Ältere, viele Unbilden erfahren hatte. Beide hatten, um seinen rachebürstenden Verfolgungen zu entgehen, eine zeitlang heimat- und obdachlos in den Wäldern umherirren müssen.

Da endlich sinket Hoyer's Kraft,
 Hin strömt sein edles Blut;
 Am Hals die Todeswunde klast,
 Noch einmal er empor sich rafft
 Im Todeskrampf, voll Muth:
 Da trifft ihn Graf Wiprecht's Todesstich
 Und sterbend wälzt er im Blute sich.

Saum wird's im Kaiserheere kund,
 Erlischt die Kampfesgluth,
 Indes der treue Sachsenbund
 Sich frisch ermannet in selber Stund'.
 Den Kampf erneu't voll Muth;
 Und schwerer fällt nieder des Schwertes Wucht
 Und treibet die Gegner zu eiliger Flucht. —

Am Welfsholz da liegt noch der Stein
 Auf blutgedrängtem Feld;
 Die Jahre senkten tief ihn ein,
 Doch zeigt der Griff sich deutlich d'rein,
 Wie ihn vollbracht' der Held.
 Und also die Schlacht geschlagen war
 Post Christum eilfhundert und funfzehn Jahr'.

W. Blantenburg.

Das Buch vom Steingriffe am Welfsholze.

Erstes Kapitel.

Es begab sich aber, daß das deutsche Volk uneins ward untereinander, und solches geschah im Jahre 1115, nach unseres Herrn und Heilandes, Jesu Christi, Geburt.

2. Da trennten sich die alten, ehrwürdigen Stämme der Sachsen von der Oberherrschaft des Kaisers, der da hieß Heinrich der Fünfte, und war ein Sohn des deutschen Kaisers Heinrich des Vierten.

3. Und sie wählten zu ihrem obersten Feldhauptmann den Herzog zu Sachsen, genannt Lothar von Supplingenburg,

und die Erzbischöfe zu Magdeburg und Halberstadt, und viele andere heilige Väter, Sächsische Fürsten und Herren. Und es thät sich viel Volks zusammen an Reitern und Fußknechten.

4. Und Otto der Reiche, Graf zu Askanien und Ballenstedt, hörte den Hader und Streit der Sachsen gegen den Kaiser, und befahl seinen Herolden, in die Posaune zu stoßen und zu versammeln die Kriegesknechte unter seine Fahnen.

5. Und es kamen zusammen an die sechshundert Kriegesknechte, bewaffnet mit Schwertern, Speißen und Schleudern und versehen mit Kriegeswagen.

6. Der Fürst aber trat mitten unter sie, redete zu ihnen und sprach: „Gürtet Eure Lenden und ziehet mit mir, um zu rächen die Schmach, die der Kaiser an dem alten Volke der Sachsen ausgeübt hat, denn solche ist dem Herrn ein Greuel! Höret! also spricht freventlich der Kaiser: „Mein Vater hat Euch mit Ruthen gezüchtigt, ich aber will Euch mit Scorpionen peitschen!“ — So lasset uns denn hinaufziehen nach der Stätte, die da heißet das Welfsholz, zu rächen die Schmach unserer Brüder!“ —

7. Des Kaisers Vater aber, Heinrich der Vierte, haderete mit den Häuptern der Sachsen und wollte sie unterdrücken. Da sahen die Sachsen seine Falschheit und Tücke und empörten sich wider ihn. Heinrich IV. aber zog hinab nach dem Wasser, das da heißt die Unstrut, und schlug die Sachsen, so daß achttausend Mann auf der Wahlstatt blieben; da entsagte sich das Volk und flohe.

8. Nun thronte seit dem Jahre Christi 1073 der kühne Gregor VII., genannt Hildebrand, Statthalter unseres Herrn und Heilandes, zu Roma auf dem Vatikan; der forderte den Kaiser vor sich, ob schwerer Verbrechen an Investitur mit Ring und Stab und Simonie, so er freventlich ausgeübt gegen die Macht des Papstes, und that den Kaiser in den Bann, daß alles Volk von ihm abwendig ward und ihn drohete zu steinigen, wenn er nicht hinaufzöge gen Rom, um sich zu versöhnen mit dem heiligen Vater.

9. Und der Kaiser streuete Asche auf sein Haupt, gürtete das härene Gewand um sich und zog gen Canossa, und stand drei Tage lang barfuß auf dem beschneieten Hofe zu Canossa und betete an. Der hohe Priester aber schaute durch die Fenster seines Palastes, denn es war Winter und die Kälte sehr streng.

10. Da jammerte sein die schöne Markgräfin Mathilde,

welche war eine reiche Erbin in Italien, und siehete zu dem heiligen Vater, daß er ihn befreie vom schweren Bann. Solches geschah am 28. Januar des Jahres 1077. — Die Kämpfe aber dauerten fort im deutschen Reiche, so lange der hohe Priester Gregor auf dem Vatikan thronte.

11. Und die deutschen Ritter zogen nach Palästina, das da genannt wird das gelobte Land, zu befreien ihre Brüder aus den Ketten der Saracenen, wozu sie Peter von Amiens, genannt Rufopeter, nach Urban II. Gebot, berufen hatte. —

12. Und Heinrich V. empörete sich gegen seinen Vater, wie Absalom gegen David, und zwang ihn zu Ingelheim, die Krone niederzulegen.

13. Der Kaiser Heinrich V. aber war ein falscher Mann: er rechtete mit dem Papste und mit den Häuptern der Sachsen, wie im Anfange dieses Buches geschrieben steht, und that sie in die Acht; und so kam es denn, daß die deutschen Stämme sich gegen ihn auflehnten.

Zweites Kapitel.

Lothar aber, der Oberfeldherr der Sachsen, war ein gewaltiger Herr; er lagerte mit seinem Kriegsvolke auf der Höhe zwischen Heekstädt und Sanderöleben.

2. Und es dehnten sich die Reihen der Zelte in langen Gasen, umstellt von Streitwagen, Reitern und Fußknechten, und ringsum standen die Wachen um das Lager, und die Sonne vergoldete den Wald von Lanzen und Schwertern, die da gezogen waren, zu retten vom Untergange die deutsche Freiheit.

3. Der Kaiser aber wählte zu seinem Feldherrn den Grafen Hoyer von Mansfeld *), der da lagerte mit den Kriegsknechten und Söldnern des Kaisers unsern Wallhausen, dem Volke der Sachsen gegenüber.

*) Graf Hoyer von Mansfeld wurde, der Sage nach, nach dem Tode seiner Mutter aus deren Leibe geschnitten (andere Chronikenschreiber sagen, er sei durch eigene Kraft aus der todtten Mutter hervorgegangen), weshalb von ihm das Sprüchwort geht:

„Ich Graf Hoyer ungebernen,
hab' noch keine Schlacht verleren.“

Daher seine stolze Zuversicht, die ihn am Welfenholze betrog.

4. Da trat der Oberfeldhauptmann Hoyer von Mansfeld vor die Schaaren des Kaisers, redete zu ihnen und sprach: „Sehet, ich führe Euch zu Schlacht und Sieg und verkündige Euch große Beute! Denn wahrlich, wahrlich, ich sage Euch, eben so wenig ich's vermag, mit meiner Hand zu greifen in diesen Stein, wie in einen Teig von Weizen, eben so wenig wird uns der Sieg entgehen, denn der Herr hat die Auführer uns überantwortet!“

5. Der Stein aber lag mitten im Felde auf der Stätte am Welfsholze zwischen dem Heere der Sachsen und dem Heere des Kaisers.

6. Und der Feldherr trat fest und wohlgemuth zu dem Steine, reckte die umpanzerte Rechte aus und griff nach dem Steine.

7. Da ward der Stein weich wie Wachs; und tief drückten sich seine Finger in die harte Masse, so daß die Spuren noch zu sehen sind bis auf den heutigen Tag. —

8. Es wohnte aber an den Ufern der Elbe, Havel und Spree ein Volk, die Sorbenwenden genannt; und es war ein grausames, heidnisches Volk, betete an den Wodan, Nade-gast und Swantewit, aß Brei von Pferdeblut und Hirse und glaubte an Zeichendeuter und Zauberer.

9. Mit diesen Feinden der Christenheit verband sich der Kaiser, daß sie hereinfielen in das Land der Askanen, welches regierte Herr Otto der Reiche von Ballenstedt.

10. Und als nun Herr Otto, der Feldhauptmann der Askanen, hinaufgezogen war mit Fußvolk, Reitern und Wagen, zu rächen den Frevel des Kaisers: da fielen herein die Wenden in das Land, das da heißt Anhalt, schlugen das Volk mit der Schärfe des Schwertes, verbrannten Städte und Dörfer, Schlösser, Weiler und Vorwerke, raubten und mordeten und stifteten den Greuel der Verwüstung.

11. Da sandten die Städte Bernburg und Cöthen, und die da wohnen zu Ruwenburg (Rienburg), an den Ufern der Bode und Saale, Hilboten nach dem Welfsholze; die sagten zu ihrem Herrn und sprachen:

12. „Siehe, Herr, die Rinder und Schafe Deiner Getreuen weideten in den freundlichen Thälern der Bode und Saale, und die Männer und Weiber bestellete das Feld: da fielen die Sorbenwenden herein und schlugen Männer und Knaben mit der

Schärfe des Schwertes, säupeten sie und schändeten Weiber und Jungfrauen!"

13. Und als er noch redete, kam ein Anderer und sprach: „Siehe, Herr, Deine Söhne aßen und tranken in ihren Häusern: da fielen die Feinde herein, und verbrannten die Schlösser an der Saale, und ließen die Städte und Dörfer in Rauch aufgehen, und trieben fort die Heerden und verheereten das Land!"

Drittes Kapitel.

Da ergrimmete Otto in seinem Zorn, und trat zu Lothar, dem Oberfeldhauptmann der Sachsen, und sprach:

2. „Lieber, gestatte mir, daß ich hinziehe mit den Kriegsknechten in mein Land, Askania, und züchtige die Wenden, so viel Uebels thun an den Meinen; denn siehe, sie sind in's Land gefallen, brennen und morden, rauben Schafe und Rinder, säupen Männer und Greise und schwächen Weiber und Jungfrauen!"

3. Und Lothar, der Oberfeldhauptmann der Sachsen, antwortete und sprach zu ihm:

4. Ziehe hin, mein Bruder, und rette die Deinen vom Verderben; dann kehre zurück an das Welfsholz, zu züchtigen und zu beugen den Uebermuth und die Tyrannei des Kaisers!" —

5. Otto aber versammelte um sich sechshundert seiner Getreuen und sprach zu ihnen:

6. „Gürtet das Schwert um Eure Lenden, bespannet mit Rossen die Kriegswagen!" — Und zu den Reitern sprach er: „Wappnet Euch und haltet Euch fertig!"

7. Und als noch die Gebirge der Cherusker in Schatten lagen und der Nebel auf den Thälern weilete, da zogen sie fort, Otto an ihrer Spitze, durch die Hohlwege und Thäler, daß Niemand vernahm ihre Tritte, noch das Schnauben der Rosse und Rollen der Wagen.

8. Und siehe da, die Morgensonne beleuchtete schon die Thurmspitzen der Dörfer und Städte und enthüllte Otto's Blicken den Greuel der Verwüstung.

9. Denn die alte Burg der Berengaren war in Rauch und Flammen gehüllt, und „Wehe; Wehe!" erscholl's von den Höhen und in den Thälern. —

10. Und die Wenden hatten sich gelagert in den Gründen zwischen Drogobul (Dröbel) und der Beringenburg (Bernburg) an Wasserflüssen der Saale und Fuhr.

11. Und sie schmauseten allda von dem Raube und waren fröhlich und guter Dinge.

12. Da brach Otto über sie herein mit seiner Schaar und trieb sie bis gen Göthen, und schlug sie auf's Haupt.

13. Dasselbst aber geschah eine Schlacht *), und es fielen an die 3000 Wenden, und flohen vor dem Räder in die Sümpfe von Aken; und es ertrancken noch mehr in der Elbe, als die da fielen durch die Schärfe des Schwertes.

14. Dies geschah aber im Jahre nach Christi, unseres Herrn, Geburt 1115, am 11. Februar.

15. Und Markgraf Otto lobete und dankete dem Herrn ob des Sieges über seine Feinde, und bauete zu Ehren der Jungfrau Mariä einen Tempel hinter dem Schlosse zu Göthen.

Viertes Kapitel.

Am selbigen Tage aber standen die Sachsen gerüstet gegen den Kaiser am Welfsholze. Und die Gluth der Morgenröthe vergoldete die Spitzen der Schwerter und Lanzen und strahlte wider von den Harnischen und Helmen der Kriegsknechte.

2. Der Erzbischof von Magdeburg aber, der fromme Adelgotus, welcher war ein geborener Graf von Beltheim, hielt an die Kriegsknechte eine Rede und sprach:

3. „Der Herr hat nicht Wohlgefallen an des Tyrannen Macht, noch an seiner Stärke; er wird ihn stürzen durch die Kraft Eurer Schwerter und vertilgen durch die Tapferkeit Eurer Arme:

4. „Darum vertrauet auf ihn, und rufet ihn an, daß er Euch beistehe und Euch führe zu Ruhm und Sieg.

5. „Denn sehet, er spricht zu Euch mit den Worten Davids: „Ich habe einen Bund gemacht mit meinen Auserwählten, und will deinen Stuhl bauen für und für. Sela!“

6. Und das Volk der Sachsen jauchzete und brausete voll Muthes und Kampfeslust.

*) Die Wendenschlacht bei Göthen. (S. Seite 46. 47. dieses Werkes.)

7. Der Erzbischof Adelgotus aber hatte den Kaiser in den Bann gethan, weil er ihn wollte fahen und in's äußerste Gefängniß werfen zu Goslar.

8. Adelgotus aber merkte des Kaisers Schalkheit und seines Herzens Lücke, ging nicht nach Goslar, sondern flohe zurück nach Magdeburg, verband sich mit den Häuptern der Sachsen und erschien mit auf der Stätte, die da heißet das Welpshholz. —

9. Und es begann die Schlacht am Welpshholze, und das Blut vieler Tausende färbte die Erde; es tobte das Getümmel des Kampfes, und von dem Stampfen der Kasse bebte ringsum das Gefilde.

10. Und Weider Heerhaufen, derer Sachsen und des Kaisers, trafen zusammen auf dem Plage zwischen Kloster Gerbstädt und dem Welpshholze, welche Stätte heißet das Lerchenfeld.

11. Die Schaaren des Kaisers aber wehreten sich männiglich, und die Sachsen fochten mit Kühnheit und Erbitterung, und war ein Wüthen und ein Loben und Würgen; und die Sonne verhüllte ihr Angesicht, als trauere sie ob der Greuel des Mordens, was da geschah im deutschen Volke.

12. Es schwankte aber der Sieg lange zwischen den Heeren.

13. Hoyer von Mansfeld, des Kaisers Feldhauptmann, und sein Sohn, Siegfried, blieben auf der Wahlstatt, weil sie gefrevelt hatten in ihrem Uebermuthe und hatten verhöhnt Gottes Gerechtigkeit und Allmacht.

14. Als das nun die Söldner des Kaisers sahen, entsakten sie sich sehr, warfen die Schwerter weg und flohen in wilder Flucht, und ließen den Sachsen ihre Wagen und Zelte.

15. Die Sachsen aber setzten ihnen nach und schlugen sie auf's Haupt.

16. Und der Kaiser entflohe mit knapper Noth vor der Rache der Fürsten, und 45,000 seiner Kriegsknechte lagen erschlagen auf dem Lerchenfelde und in den Gründen und Thälern.

17. Im Lager der Sachsen aber war Frohlocken und Jauchzen, als der Sieg ertungen und es Abend worden war; denn von Cöthen herauf kamen Boten und verkündigten den Sieg der Adkanier über das heidnische Volk der Sorbenwenden.

18. Dies war die Schlacht am Welpshholze und der Sieg Otto des Reichen bei Cöthen. —

19. Die Sachsen, die im schweren Kampfe erschlagen wa-

ren, wurden begraben, die Kriegsknechte des Kaisers aber blieben liegen zum Fraße für die Vögel unter dem Himmel.

20. Und die erschlagenen Sieger liegen begraben an der StraÙe nach Eisleben. —

21. Lothar aber ward, als Kaiser Heinrich V. 1125 zu Utrecht gestorben war, zum deutschen Kaiser ausgerufen, und Otto's Nachkomme, Albrecht der Bär, zum Markgrafen von Brandenburg erwählt.

22. Kaiser Rudolph, der Habsburger, bauete zum Gedächtniß der Schlacht am Welfshölze eine Kapelle, und ließ an die Wände derselben die Schlacht malen, und wie Hoyer von Mansfeld mit eiserner Faust in den Stein griff und dadurch die Niederlage seiner Kriegsknechte vorher verkündigte.

23. Die Ruinen der Kapelle sind noch heutiges Tages zu sehen; und es gehet an denselben hinab das Welfshölz in ein tiefes Thal zu dem Gewässer der Wipper; da liegt das Kloster Wipperstädt, ein gut Viertelweges hinunter zwischen Heßstädt und Sanderleben, welches gestiftet haben die Fürsten von Askanien.

24. Und es liegen daselbst begraben drei Fürsten von Anhalt. — Dies ist nun die Sage vom Steingriffe am Welfshölze und von der Schlacht, in welcher die Fürsten der Sachsen ihre Freiheit erkämpften gegen den deutschen Kaiser.

Friedrich Stahmann.

Die Grafen von Freckleben.

„Was bringst Du mir, Knappe, so geisterbleich?

Nichts Gutes Dein Blick mir verräth!“ —

„D, edler Graf, o, eilet sogleich,

Ihr möchtet sonst kommen zu spät!

Euch wünscht so sehnlich die Mutter zu sprechen,
 Eh' sterbend die matten Augen ihr brechen!“

Den Grafen durchzittert ein kindlicher Schreck,

Stets war ihm die Mutter so werth;

Lang' starret er düster auf einen Fleck,

Umkrampfend voll Unmuth das Schwert:

Denn mit des Ostens lichtdämmerndem Tagen
Wird kühn die entscheidende Schlacht ja geschlagen.

Doch folgt er entschlossen der heiligen Pflicht,
Mild beugt sie den eisernen Muth,
Und zu Hoyer, dem Feldherrn, er bittend spricht:
„Gern weih' ich der Feldschlacht mein Blut,
Dahem nur will sterbend die Mutter mich sprechen,
Doch keh'r' ich, wenn dröhnend die Speere sich brechen!“

Gewährung winket ihm Mansfeld stolz;
Man zäumet das bäumende Ross,
Er läßt die Freunde am Welfhesholz
Und jagt zum heimischen Schloß.
Hier trifft er, gerufen von ähnlicher Kunde,
Den Bruder aus feindlichem sächsischen Bunde.

Doch sich'! gesund und mit heiter'm Blick
Die Gräfin begrüßet das Paar.
Das prallet freudig-erschrocken zurück:
„So schnell entchwand die Gefahr?
So können denn furchtlos, sonder Verweilen,
Gefahr und Ehre des Tages wir theilen?“

Doch die Mutter umschlingt sie mit liebender Gast:
„Nicht also, Ihr Theuern! verweilt!
Erneuerte Angst erdrückend mich faßt,
Wenn jetzt von hinnen Ihr eilt!
Nur sicheres Unheil vorüber zu leiten,
Dieß täuschende Todespost klug ich verbreiten.

„Sie ist gelungen, die liebende List.
Ihr folgtet der kindlichen Macht!
Wenn friedlich der Abend die Blumen küßt,
Verstummt auch das Wüthen der Schlacht.
Ach! hätt' Euch als Feinde die Würg'rin getroffen,
Wie konnte wohl Heil da das Mutterherz hoffen?“

„Ihr kennt die Sage, Jahrhunderte durch
Von Ahnen und Enkeln genährt;
„Verfallen muß unsere gräßliche Burg,
Trifft Bruder und Bruder das Schwert.“ —

Ich mußte den gräßlichen Frevel verhüten,
D'rum ließ ich Euch klüglich zu mir entbieten!"

Sie spricht's. Doch dunkel und dunkler erglüht
Auf Beider Wangen die Scham,
Und Born die bleichenden Lippen verzicht,
Und bebend das Wort sie vernahm:

„So sollen, aus kindischer Furcht, zu verderben,
Wir ehrlos, vergessen, als Feiglinge sterben?"

„Dort drüben, dort rufet die ehrende Schlacht,
Wir sollten nur rasten allein?"

Hinüber! noch hob nicht den Schleier die Nacht,
Und wenn sich vom östlichen Schein
Im goldenen Purpur die Panzer dort färben,
Gilt's, männlich um Ruhm und um Ehre zu werben!"

Sie hört, von Schrecken und Angst gebleicht,
Der Söhne muthkündendes Wort;

Doch achlos des Jammers und unerweicht
Dringt stürmend das Paar schon fort.

Da treibt sie die Angst, die dräuenden Worte,
Rasch wirft sie in's Schloß die eiserne Pforte.

Es rasseln die Riegel, der dröhnende Schlag
Verhallt mit dumpfem Getön,

Und einsam im sicher verwahrten Gemach
Verlassen die Zürnenden stehn:

Sie toben und drohen und pochen und stehn —
Vergebens! die stehenden Worte verwehen. —

Schon dämmert des Morgens Purpurgluth
In's kerkerverwahrte Gemach;

Erschöpft erlösch'n schon Kraft und Wuth,
Die Riegel, sie geben nicht nach;

Und drüben, wie fern* aus zürnenden Wettern,
Schlachtkündend die lust'gen Drommeten schmettern.

„So soll denn das glänzende Morgenroth,

Das drüben mit Ruhme sie krönt,
Uns Schande nur bringen statt ehrenden Tod,
Von Freunden und Enkeln verhöhnt?"

Ha! blieb nicht das rettende Schwert uns zur Seite,
Die Fierde des Ritters im Schimpf und im Streite?"

Da blißen in Morgens aufdämmernder Gluth
Wie Flammen die Schwerter empor;
Hell rieselt das tapfere Bruderblut
Aus klaffender Wunde hervor:
„Ja, durften wir auch um Ehre nicht werben,
Wir wußten doch männlich wie Ritter zu sterben!“ —

Was ihnen ihr Höchstes, die Ehre, gebot,
Sie blieben, die Edeln, ihm treu;
Sie schreckte mit nichten ein ehrender Tod,
Für Schande nur fühlten sie Scheu:
D'rum eilten sie furchtlos zum Brudergefichte
Und sanken, getroffen von liebender Rechte. —

So sank, vom Wahne der Mutter bethört,
Der Grafen einst blühendes Haus.
Noch starren, von Wetter und Zeit zerstört,
Die Trümmer in's Weite hinaus,
Nicht Schrecken erweckend, an Segen nur reicher,
Sie bergen die Ernte als schützende Speicher *).

B. Blankenburg.

Anhalt, das treue Blut.

Den langen Schlaf Fürst Rudolph, der Tapfere genannt,
Schläft fern von seiner Heimath er im Tyrolerland,
Drei Säcula zu Innsbruck Anhalt, das treue Blut,
Nach heißen, heißen Kämpfen gar still und kühl schon ruh't.

Für seinen Kaiser fechtend mit kühnem Heldenmuth,
Ward er dafür geheiß'n Anhalt, das treue Blut,
Damit hat ihn beehret oft Maximilian,
Wenn Sieg und Ruhm erkämpfet sein tapf'rer Feldhauptmann.

*) Das ehemalige Grafenschloß Freckleben ist seit langer Zeit in ein
Deconomiegut verwandelt.

Und ob auch viel gepflegt von seinem Hab und Gut
In seines Kaisers Diensten Anhalt, das treue Blut,
Da dem, so da regieret das heilige röm'sche Reich,
Die liebe Geldnoth reichet zu oft nur Streich auf Streich :

Hat Rudolph doch gehalten an seinem Kaiser fest,
Wenn dieser mit der Löhnung auch heute noch im Rest,
Bis in des Ruhmes Glanze und in der Jahre Kraft
Man zu Verona leider durch Gift ihn hingerafft !

Was seiner Mutter einstens als Jüngling er geschrieben,
Da ihn der Durst nach Thaten fort in das Feld getrieben :
„Lob, Ehre, Ruhm und Gutes will ich verdienen mir!“
Das ist im vollen Maaße auch ihm geworden hier.

Drei Säcula schon ruhet fern von dem Vaterland
Der tapf're Anhaltbrecke, das treue Blut genannt ;
Wirgt Inßbruck auch die Hülle des wackern Feldhauptmann,
Gehört doch der Geschichte des Helden Name an.

Zur Harfe wird erklingen in Anhalt's Gauen er,
So lang' herniederstrahlet des Himmels Sternensheer,
So lange man noch ehret hier Tapferkeit und Muth,
Wird hoch gefeiert werden Anhalt, das treue Blut !

Eubwig Büllig.

Der Brotstein bei Opperde.

Ein schmuckes Mädel, 's war Brigitt',
Einher einst schritt,
Geschnückt nach neu'ster Mode.
Vom Herrn erbat sie's, heimzugeh'n,
Denn Gebatter steh'n,
Soll sie in Opperde.

Im Korb trägt sie die neuen Schuh'
Und ein Brot dazu.
Was will sie mit dem Brote ?
Sie hieß es mitgeh'n so in Gil',
Der Mutter werden soll's zu Theil,
Kommt sie nach Opperde.

Und als sie so ein Stück gewallt,
 Da denkt sie: „Halt!
 Sind auch die Schuh' nach der Mode?
 Das fällt mir auf's Herz und anprobir'
 Ich sie gleich hier,
 Nicht erst in Dpperode.

„Doch sieh', wie schmutzig ist's ringsum!
 Das ist ja dumm!
 Ich grämte mich zu Tode,
 Käim' ein Fleckchen nur an die neuen Schuh',
 Doch hab' ich nicht Ruh',
 Wart' nicht bis Dpperode.

„Halt! — ruft sie — ich hab's! Was hab' ich für Noth!
 Da nehm' ich das Brot
 Und säubr' es nachher von dem Rothe!
 Mein nettes Füßchen thut Keinem weh'
 Und der Strumpf ist wie Schnee,
 Der schönste aus Dpperode.“

Gethan, wie gedacht! Aus dem Korb im Nu
 Nimmt sie's Brot und dazu
 Ihr Pärchen nach der Mode,
 Wirft die Gottesgabe, das liebe Brot,
 Frech in den Roth,
 Das Mädel aus Dpperode.

Doch wie sie nun 's nette Füßchen d'rauf setzt,
 Hat sie sich entsetzt,
 Erschrocken bis zum Tode.
 Denn die Gottesgabe, das Brot, ward Stein
 Und in die Erd' hinein
 Sinkt das Mädel aus Dpperode.

Ihr eiteln Mädchen, noch seh't Ihr den Stein,
 Drum probiret fein
 Daheim doch die Schuh' nach der Mode!
 Setzt dabei nicht die Füßchen auf's Brot,
 Sonst holt Euch der Tod,
 Wie 's Mädel aus Dpperode!

(Ungenannter.)



Bathildis von Ballenstedt *).

I.

Bu Ballenstedt im festen Haus
Hält Berthinald den Siegeschmaus.
Er ruft: „Bathilden bringst herein,
Beringer's holdes Töchterlein!“

Bathildis stehet in der Hall',
Da ist verstummt der laute Schall;
Die Frankenkrieger, wie gebannt,
Sie regen weder Fuß noch Hand.

Der Majordomus Berthinald,
Der findet süße Worte bald:
„Laß fahren nun, Du schöne Maid,
Dahin laß fahren Zorn und Leid!

„Du bist so aller Tugend reich,
Auf Erden ist Dir keine gleich!
Dich seh'n in Vanden, bringt mir Qual,
Sei Du mein fürstlich Eh'gemahl!“

Bathildis spricht: „„Du schmöder Knecht,
Für Dich zu hoch ist mein Geschlecht;
Du hast besetzt den Vater mein,
Sein Haus und Hof ist Alles Dein;

„„Darum muß ich mit naktem Fuß
Dir Wasser holen aus dem Fluß;
Dein Mund, der mich zum Weib begehrt,
Nicht Dienst der Mägde, mich entehrt!““

Bald sitzt Bathildis auf dem Thron,
Im gelben Haar die güld'ne Kron';
Der König in dem Frankenland,
Herr Chlodewig gab ihr die Hand.

*) Bathildis, *Baudour*, Gemahlin Chlodwig's II. (starb 656), soll eine Tochter Beringer's I., Heerführers der Sachsen, gewesen sein.

Sie ist bedrängter Unschuld Schild,
 Der Armuth eine Mutter mild,
 Der Kirch' ist sie, die Tochter, werth,
 Dem Unrecht ein furchtbares Schwert.

II.

In dunkler Nacht, bei wildem Sturm,
 Auf öder Gaid' am wüsten Thurm,
 Zwei Königsöhne stehen dort,
 Die flüstern wohl geheimes Wort.

Der älteste spricht: „Die Stunde nah't,
 Wohlauf, wohlauf zur kühnen That!
 Der Vater weilt in Landen fern,
 Wir machen uns des Landes Herr'n!“

Der andre spricht: „„Nun kommt der Tag,
 Der von uns nimmt so herbe Schmach!
 O, herbe Schmach, gleich Kindelein
 In eines Weibes Zucht zu sein!““

Sie flüstern weiter manches Wort,
 Kein Lauscher wacht am grausen Ort;
 Der Mutter aber, eh' es tagt,
 Hat es ein Engel angesagt.

Gebunden vor Bathildis steh'n
 Die Söhne, die zur Erden seh'n;
 Sie beben, bleich ist ihr Gesicht,
 Die Mutter streng zu ihnen spricht:

„Was Ihr geheim im Dunkel spannt,
 Was Ihr bei wildem Sturm ersannt,
 Ist schwärzer als die schwarze Nacht,
 Ist wilder als des Sturmwind's Jagd!

„Wohl sühnte kaum Eu'r rothes Blut,
 Verräther, Euren Frevelmuth;
 Doch gegen Gottes Wort es ist,
 Daß man sein eigen Blut vergießt.

„Das Urtheil sei anheimgestellt
Darum dem Richter aller Welt!“ —
Ein Rachen trägt die Söhn' auf's Meer,
Drei Tage treiben sie umher;

Da hat sie Gottes Gnad' erlöst',
Der Rachen an ein Kloster stößt.
Sie haben Gottes Gnad' erkannt
Und angethan das Bußgewand.

Adolph von Karéés.

Paul von Berge.

Der Kanzler Paul von
Berge,
So Anhalt treu gebient,
Weshalb in späten Zeiten
Ihm noch der Lorbeer grünt;

Der Kanzler Paul von Berge,
Ein hochgelehrter Mann,
Der ward nach langem Wirken
Dem Siechthum unterthan.

Der Arzt, den er erkoren
Zu seinem Helfer sich,
Der gibt ihn nicht verloren
Und spricht: „Ich rette Dich!“

Mit Gottes Hülf' erretten
Will er vom Tode ihn
Und doch stirbt Paul von
Berge,
Ach, durch die Medicin!

Der wahr' Arzt geopfert
Hat er den Kranken nicht,
Das that der Apotheker,
Der ungelehrte Wicht!

Denn apium ward verschrieben
Und opium, das gab er,
Der Apotheker dümmster,
Aus seiner Werkstatt her.

Der Kanzler Paul von Berge
Den Tod sich daran trank,
Betrauert tief, der Edle
In's Reich der Schatten sank. —

D'raus, Aerzte, nehmt die Lehre:
Fein deutlich immer schreibt,
Daß auf den Hefen nicht sitzen
Der Apotheker bleibt!

Ludwig Büllig.

Der Nonnenschleier.

Nachstück aus dem Thurmlieben des sechzehnten Jahrhunderts.

§. 1.

Kommt man heut' zu Tage nach Cöthen, der Haupt- und Residenzstadt des wackern Herzogs von Anhalt=Cöthen, und betrachtet die, hoch über alle Gebäude der Stadt hinaustragende, reformirte St. Jacobskirche von der Abendseite, so bemerkt man an dem thurmlosen Gebäude, und zwar am Abendgiebel der schönen, alterthümlichen Kathedrale, noch Spuren von der Anlage eines Thurmes, der diese Kirche noch im sechzehnten Jahrhundert schmückte. Das Dach des Kirchschiffes ist hier nur wenig abgestumpft und die glatte Mauerfläche vergewissert uns, daß hier vor Zeiten ein hoher Thurm sich befand, an den die Kirche sich lehnte. Westwärts steht jetzt ein zierliches Glockenhaus, worinnen die großen, herrlichen Glocken, deren schönes, harmonisches Geläute die Sonntagsfeier der frommen Anhaltiner begrüßt, sich befinden. Erst vor Kurzem ist das Glockenhaus in seinem Aeußern veredelt worden. Früher stand der Glockenstuhl mit seinem gewaltig starken Gebälk freier und war nur von einem einfachen Bretterdache bedeckt, aber Herzog Heinrich's frommer Sinn, der schon so vieles Schöne und Herrliche an Kirchen und Schulen schuf, ließ die Glocken mit einem, ihnen angemessenern und würdigern, Hause umgeben.

Noch heute ist das, durch zwei Eisenbahnen in der Handels- und Geschäftswelt und im geselligen Umgange vortheilhaft bekannt gewordene Cöthen ohne hohe Thürme; denn die stumpfen Kuppeln auf der Burg der Askanen, die Koppe der katholischen Kirche, der lutherischen St. Agnuskirche und ein, am prächtigen, säulengetragenen Magdeburger Thore befindlicher Thurm. (weiß nicht, zu welchem Zwecke) sind kaum zu rechnen. So ist das schöne Cöthen seiner Thurmlosigkeit halber fast zum Sprüchsworte geworden.

Sonst war es nicht so; an der Abendseite der reformirten Kirche stand ehemals ein ungewöhnlich hoher Thurm, so daß noch heut' die Sage geht: man habe die Laterne des Thurmwächters in der Nacht auf der Elbe am Ausflusse in die ferne Nordsee bemerkt

und solche in stürmischen Nächten als Leuchte eines warnenden Pharus betrachtet, wonach die von Hamburg und Magdeburg kommenden Schiffer sich gerichtet hätten. — Dieser Thurm stürzte am 10. Juli 1599, Abends zwischen vier und fünf Uhr, ein, ohne jedoch irgend Jemand zu verletzen. Des Kunstpfeifers Frau ist zwar neben einem Kindlein in der Wiege droben gewesen, als sie aber vermerket, daß es zu grieseln angefangen, hat sie die Wiege genommen und in die Kirche getragen, worauf der Thurm niedersgesunken. Man hatte diesen Fall schon lange vorher vermuthet, und bereits dreißig Jahre zuvor hatte der Stadtmagistrat wie auch der Superintendent Haringius solches dem Fürsten Joachim Ernst angezeigt; dessen Resolution war: man sollte, wenn man durch leidliche Mittel dem Einsturze nicht vorbeugen könnte, den Thurm abtragen *). — Man stattete Bericht ab, daß der Bau eines neuen Thurmes ohne Baukosten drei Tausend Thaler kosten würde; warum aber der Neubau unterblieben, ist unbekannt. — Vor Alters ging die Sage: daß bedeutende Geldsummen von mehreren Orten zum Wiederaufbau des Thurmes angelangt, dafür aber drei Priesterhäuser, der Rathskeller und der große Gasthof gebauet worden seien. —

Im Jahre 1696 am 30. August ist die Mauer der Kirche, wo der Thurm gestanden, erneuert worden; auch der Kirchengiebel ward alsdann neu gebaut. — Wir wollen uns um das Wie und Warum keine grauen Haare wachsen lassen, sondern eine Begebenheit hingeschwundener Zeit aus der Nacht des Alterthums hervorrufen, die unsern Lesern nicht ganz uninteressant sein dürfte.

Auf hohen Thürmen der Städte Deutschlands befanden sich schon im sechzehnten Jahrhundert Thurmwächter oder Hausmänner, weshalb auch der Thurm, worauf solche Wächter sich befanden, der Hausmannsthurm **) genannt wurde. In vielen Städten ward der Kunst- oder Stadtpfeifer, wie man den Stadtmusikus sonst nannte, zum Thurmwächter gemacht. Er selbst und seine Hausgenossen verfahren Tag und Nacht die Thurmwache oder das Auspähen etwa nahender Feinde, Unheil drohender Begegnisse, als Feuer u. dgl., in der Nähe und Ferne. Die Kunstpfeifer mußten bei Hochzeiten, Kindtaufen und Tanzvergnügen

*) Diese Resolution kam am 12. März 1569.

**) Die beiden Thürme an der Marktkirche zu Halle, worauf der Thurmwächter wohnt, heißen noch heute: die Hausmannsthürme.

gen aufwarten, wofür sie ansehnlich honoriert wurden; auch war ihnen das viertelstündliche Signalblasen vom Thurme zur Pflicht gemacht. Sechs und neunzig Mal mußte der Thürmer in vier und zwanzig Stunden die Runde um den Thurm machen und Feuer- und Sturmwache halten, so gebot es die Feuerordnung. Entstand in der Stadt oder in den Vorstädten ein Feuer, so mußte er es durch die Sturm- oder Feuerglocke anzeigen und gegen die Gegend des Feuers Tages eine Fahne, Nachts eine brennende Laterne am Thurme aufhängen. Im Sommer mußte, wenn der Stadtpfeifer den Thurm bewohnte, Abends neun Uhr durch Abblasen eines Liedes auf der Trompete das Signal gegeben werden, daß nun die Nachtwache ihren Anfang genommen habe. Alle Viertelstunden gab der Thürmer durch ein Hörnchen das Zeichen seiner Wachsamkeit.

§. 2.

Auf dem St. Jacobsthurme *) zu Cöthen wohnte ein Kunstpfeifer, dessen Namen die Chronik uns nicht aufbewahrt hat. Da aber eine Geschichte, in der die Namen der handelnden Personen nicht genannt werden, sich nicht gut erzählen läßt, so müssen wir zu fingirten Namen unsere Zuflucht nehmen, und deshalb wollen wir den Hausmann und Kunstpfeifer Eovan Schulze und sein Töchterlein Rosine nennen. — Rosine, oder wie ganz Cöthen sie nannte: „das schöne Thurmröschchen“, war ein ganz charmantes Mädchen. Eine schlanke, üppig weichgerundete Figur mit wahrhaft junonischem Wuchse; ihr zarter Teint war vergleichbar dem reinen Azur des wolkenlosen Himmels, wenn am beginnenden Morgen, von Aurora's Haauche angeweht, der Ost in sanfter Gluth sich röthet.

Die wohlgezogenen Söhne der ehrbaren Bürger Cöthens, Jünglinge von sittsamem Anstande und an Tugend reich, ja, selbst die Junker der Ritterschaft des Landes huldigten der Liebespracht des schönen Thurmröschchens. Röschchen aber stieg nur selten

*) Es ist mir vor Kurzem gelungen, eine Abbildung, obwohl nur unvollkommen durch die Feder mit Tinte, von dem Thurme zu erlangen. Nirgends ist davon ein Abbild in einer Chronik zu finden, und diese Zeichnung, für jeden Anhaltiner merkwürdig, ist wohl nur durch Tradition zu uns gekommen und aufbewahrt. Et.

herab von der einsamen, schauerlichen Höhe des Thurmes; höchstens geschah es die Woche nur einige Male, um auf dem Markte die nöthigen Lebensbedürfnisse für Küche und Schrein einzukaufen. Von oben jedoch schaute zuweilen das freundliche Engelsgesicht des Mädchens über das Geländer der Plateform herab in das bunte Treiben der Stadt. Wer aber konnte die feinen Züge der Thurm-schönen, die schelmischen Grübchen in Wangen und Rinn von der Tiefe herauf bis zu dem unendlich hohen Belvedere erschauen, wer unterscheiden, ob die großen feurigen Augen tiefblau, sanft glühten oder blickten, ob die schönen Augenbraunen von Heiterkeit umflossen, die langen seidnen Wimpern der Augenlider sich hoben oder senkten, ob der über das Geländer ragende Busen bei allen den sehnüchlig nach oben gerichteten Blicken in rascherer Bewegung wogte oder nicht, da es, leider! noch keine Operngucker, Conservations- oder vielleicht besser Conversationsbrillen und Ferngläser gab, womit heut' zu Tage die Stuger die Schönen im Theater mustern, weil die Kurzsichtigkeit immer mehr überhand nimmt. — Das liebe Mädchen glich, wahrlich, einer aufbrechenden Rosenknospe, so reich an Unschuld und holder Scham, so voller Anmuth und holden Wesens, so treu und liebevoll dem Vater zugethan, daß man nirgends mehr Kindlichkeit und Sanftmuth, mehr Unschuld und Natürlichkeit als bei diesem hübschen Thurmkinde antraf.

Am Tage versah Rösschen häufig an Vaters Stelle die Thurmwache, machte viertelstündlich um die Gallerie die Runde und stieß in's Trompetchen, um durch das helltönende „Tät!“ den Bewohnern Göthen's die Viertelstunde zu verkündigen; denn Papa Covan stieg zuweilen in die Stadt hinab, um bei einem Krüge guten Stadtbiers auf dem Rathskeller mit den Bürgern über Zeitgeschichten und Welthandel zu kosen. Nachts versah er zwar abwechselnd mit einem dazu beorderten Stadtknechte die Rundschau nach den fernen Himmelsgegenden und hielt die Laterne im Brande, die in stürmischen Nächten sogar — wie die Sage geht — als Leuchte auf der fernen Nordsee gesehen wurde und manchem Schiffe ein rettender Leitstern war, doch oft übernahm auch, wenn des Vaters Wachstunden d'rankamen, die schöne Rosine die Wache und ging mit der Wächterlaterne, die ihre Streiflichter bald zur Thurmspitze hinauf, bald die glatte Thurmwand hinab und auf die unteren Gallerieen warf, rings um den Thurm herum. Des Sonntags aber, wenn Thurm rösschen von ihrer

Himmelwohnung die schmalen Stiegen herab und durch dunkle Gangschluchten zur Kirche kam, um die herrliche Predigt des vor-
trefflichen Pfarrherrn und Superintendenten Magister Peter Haringus zu hören und zum Lobe des Herrn ein frommes Lied anzustimmen — o, wie viele Augen waren da auf sie gerichtet; wie viele junge, rüstige Bürgerköhne fanden sich auf dem Thurme ein, um dem Sohne des Glöckners bei'm Läuten Hülfe zu leisten! Jeder hatte da irgend ein Gewerbe oder etwas zu fragen und half nebenbei an den dicken Strängen und Glockenschwängeln die Glocken ziehen; dabei aber waren die Blicke stets nach der Treppe neben dem mächtigen Gebälke der Glockenstühle gerichtet, wo jeden Augenblick die Thurmjungfrau an den hohen, riesigen Schalllöchern vorüberschweben werde, und glücklich fühlte sich Jeder, wenn das Fräulein vom Thurme einen freundlichen Blick in die Glockerkstube warf und durch Kopfnicken den guten Morgen andeutete, den das Läutepersonal nickend und Kuspfingerchen werfend erwiderte: denn das laute Donnerwort der Glocken in großartig brüllender Harmonie ließ Niemandes Stimme vernehmbar werden. Die schwere eiserne Zunge des Klöppels, im Innern des Glockenhelmes mittelst Riemen verschnallt, redete bei'm Schwunge der Glocken als eine mächtige Stimme des Herrn in vernehmlicher Sprache zu den Herzen der Frommen, sie auffordernd, zu nahen, um in St. Jacobs Hallen Seelenspeise zu empfangen. — In den Wochentagen war der Thurm jedem Unbefugten verschlossen, und nur der Glöckner bestieg die Höhe bis zur Uhrkammer täglich einmal, um zur richtigen Messung der Zeit die Uhr aufzuziehen, den Zeiger ordentlich zu stellen und die großen eisernen Räder zu schmieren.

Der Glöckner hatte seinen eigenen Schlüssel zum Thurme, den er höchstens seinem Sohne, einem Knaben von sechzehn Jahren, anvertraute, dessen Augen für Röschen's Reize noch nicht ganz empfänglich waren, obwohl ein dunkles Ahnen in seiner Brust bereits emporstieg, wenn er dem schönen Mädchen auf den steilen, hölzernen Treppen zwischen dem Gebälke des Thurmes begegnete. Warum so viele junge Bürgerköhne sich um seine Freundschaft, um die Freundschaft des kaum der Schule entlaufenen Knaben, bewarben, wußte er nicht; aber Röschen wußte es wohl, wem es galt; sie wußte es, warum Jünglinge, an Alter und Gesehtheit dem Knaben weit überlegen, sich zu ihm gesellten, denn die häufigen sonn- und festtäglichen Thurmbesuche, die viel-

fache Hülfleistung bei'm Läuten galten ihr. Die Schlane war bei ihrer einfachen Toilette vor dem kleinen Spiegel an der schrägen Zimmerwand aufmerksam auf sich geworden und erröthete über ihre eigene Schönheit, wenn sie das enge Gewand anlegte und den bunten Gürtel um die schlanken Hüften wand, während die noch aufgelösten reichen Goldlocken über die üppigen Schultern hinabwallten. Wie viele holde und goldgerändelte Briefchen und Liebeszeichen wurden mit den Holz- und Brotkörben oder mit den Wasser- und Sandkübeln hinaufgewunden! Thurmrösschen aber blieb kalt gegen die Stoßseufzer der Liebesjäger und schwachtenden Thurmjunfer. Für sie hatte bereits die verhängnißvolle Stunde geschlagen; wie dann oft die kältesten Seelen gleich dem Eise in der Sonnengluth schmelzen, so hatte auch ihr Herz der Strahl der Liebe erwärmt. —

Ein junger, bildschöner Knappe, Ulrich von Wülknitz, aus einem alten Vasallengeschlechte des Landes, hatte einst seinen Fürsten und Herrn, Herrn Joachim Ernst von Anhalt, auf den Thurm begleitet, wo er, der erlauchte Fürst, vom Belvedere der Plateform die Umgegend überschauen wollte. — Vater Eov an ruhte von der Nachtwache der vergangenen Nacht in seinem Lehnstuhle, als der Fürst, die Thürmerfamilie überraschend, eben die letzte Wendeltreppe am Anhalteseile hinaufflieg und am Fenster des Thurmsübchens vorüber die Gallerie betrat, auf welcher eben Rösschen stand, um mit dem helltönenden Trompfelein Göthens's Bewohnern die verflossene Zeit anzudeuten.

„Brav, mein Goldtöchterchen! — sagte der wackere Fürst — daß Du so treu den müden Vater in seinem Berufe unterstützest!“

Der Fürst berührte mit der Hand die schöne, wohlgebaute Schulter des Mädchens. — Rösschen erschrak; sie hatte den Landesvater nicht gehört: denn unter ihr rasselte wie Gewitterlärm das Uhrwerk: Räder und Walzen knarrten und piffen, es rauschte und brauste wie Orkansausen aus der Uhrkammer heraus und die zwölf donnernden, lange anhaltenden Schläge des großen Hammers auf die Hauptglocke vermeldeten der Stadt, daß es Mittag sei. Vor diesem Geräusch hatte Rosine die Tritte des Fürsten und seines Leibpagen nicht vernommen; daher fuhr sie schreckhaft zusammen und stammelte Entschuldigungen.

„Ich will den Vater rufen!“ stotterte sie endlich heraus und zitterte und bebte: denn vor ihr stand der Fürst in pracht-

voller Ritterkleidung mit Stern und Ordensband auf der Brust und den mit Straußensehern und Gold verzierten Krenpht auf dem Haupte.

„Nicht doch, mein Kind! — sagte Joachim Ernst und lächelte so sanft, wie sie ihn oft in der Kirche mitten unter seinen Landeskindern gesehen hatte. — Laß den armen Vater schlafen, er hat in der vergangenen Nacht genug gewacht. Folge mir auf die Plattform! Du kommst mir vor wie ein guter Engel, den Gott der Herr darum auf diesen Thurm gesetzt hat, weil er seine Stimme in der Nähe hören will. Der ängstliche Superintendent Haring sagt zwar, der Thurm drohe einzustürzen, er wird aber noch lange, lange Jahre sich halten; solche Herren sind nur immer etwas bange!“

Hiermit nahm er Rösschen bei der Hand und beide betraten das Belvedere. — Stumm, mit trunkenem Auge an dem Mädchen hangend, folgte der Knappe, den Rösschen öfter in der Kirche gesehen hatte, wenn der Fürst zu Cöthen verweilte. Leider aber war Joachim Ernst nicht oft hier, da der beste Theil des Schlosses, und zwar der östliche Flügel, im Jahre 1547 durch die Schuld des betrunkenen Hofbäckers niederbrannte und noch nicht wieder aufgebauet war, so daß für den Fürsten nur einige Zimmer bewohnbar waren. Erst 1597 wurde Alles wieder aufgebauet. —

„Die Luft zieht scharf hier oben, aber herrlich ist die Aussicht!“ — sagte der Fürst und sein Blick streifte hin über sein blühendes Land.

Die Nebel des Morgens hatten sich zertheilt und lagerten nur noch in leichten Dunststreifen am fernen Horizonte; die Sonne stand in ihrer ganzen Pracht am Zenith und ein Glanzmeer war um die Thurmspitze gelagert. Durch das durchbrochene gothische Geländer der Plattform schimmerte der tiefblaue Himmel und über den freiragenden Thurm-gipfel strahlte ein feines, durchsichtiges Dach von Azur. Schaaren munterer Vögel strichen vorüber, Dohlen flatterten um das steile Schieferdach der Thurmspitze und die Flüchterrauben des Hausmanns girrten in ihren Nestern am Gebälk des Dachstuhles, während die Schwalben um das Gefimse der Niesenlufen der Schalllöcher wogend auf- und abschwabten.

„Ein köstliches Mundbild!“ — sagte der Fürst vor sich hin und schwieg, in den Anblick der Herrlichkeiten, die ihm sich darstellten, versunken.

Die Sonne goß ihr Licht über die malerische Landschaft aus. Städte und Dörfer mit glänzenden Thurmspitzen, freundliche Ziegeldächer, grüne Fluren, silberne Ströme, bedeckt mit lustigen Segeln, zeigten sich in der Nähe und Ferne; leichte Wolken umlagerten wie Dunstgebilde den Brocken, der im Hintergrunde abendwärts das Panorama einfaßte.

„Dort wallt der breite Strom der Elbe längs den grünen Waldungen hin; die reichen Elbstädte Dessau, Barby, Schönebeck prangen am Ufer! Nordwestlich steigen Magdeburg's Thürme empor; der hohe, alterthümliche Dom steht wie ein Geist der Vorwelt da, als wolle er uns zurufen: „Zieh' die Schuhe aus, der Boden, wo ihr stehet, ist heiliges Land!“ — Das dort ist die Saale mit ihren vielen Krümmungen! Dort steigt mein altes Nienburg mit dem ehrwürdigen Kirchengebäude, alterthümlich und grau, wie das Alter des Städtchens, am Zusammenfluß der Bode und Saale empor! Mit welcher Menge von Segeln ist der Fluß bedeckt! O, glücklich ist mein Land! Der Handel blüht; wach ein reges Leben von Fuhrwerk auf den Landstraßen! Dort die Zinnen des Bernburger Schlosses, die Wälder und Bäume, die Fluren! O, wie schön, wie schön!“

Der Fürst schwieg, denn er fühlte sich fast überwältigt von all' den Herrlichkeiten, die ihm sich darboten. — Ein anderes Bild zog jetzt ihn an. Sein Blick fiel hinab in die schauerliche Tiefe, die vor ihm sich öffnete. Ihm schwindelte, er hielt sich fest mit beiden Händen am Geländer. Doch konnte er sich den schauerlichen Genuß nicht rauben, den ihm jetzt die Vogelperspective auf die Gebäude und Straßen Cöthen's darbot. Menschenfiguren schwebten wie Marionettenpuppen durch die Straßen, und die Häuser und Gehöfte glichen dem Spielzeuge, welches man dem folgenden Kinde am Weihnachtsabende bescheert. Der Fürst labte sich eine Weile an dem liliputanischen Treiben, wie Guilliver in seinen Reisen durch unbekannte Länder; dann aber wandte er sich zu dem Knappen, der eben der schönen Rosine mancherlei Süßigkeiten und Schmeicheleien in's Ohr geflüstert hatte. Zwar war Thurmroschen roth bis unter das Nieder geworden, doch schien ihr die Schmeichelei des jungen, hübschen Pagen nicht mißfällig zu sein.

„Sieh' nur, Wülknitz! — sagte der Fürst lachend — dort fährt die Fürstin durch die Schloßgasse nach dem Halle'schen Thore zu; sieht der Wagen nicht aus wie die Schale einer Schild-

kröte, und Frau Leonore *), gleicht sie darin nicht einer hübsch gepupsten Weihnachtspuppe? Was es doch ausmacht, wenn man ein Paar Hundert Fuß höher steht, als seine Mitmenschen!“

Der Page fand die Aeußerung des Fürsten sehr natürlich; aber noch natürlicher schien es ihm, daß er sich sterblich in Rösschen verliebt hatte: denn auf der Höhe gelobte er feierlich, diese und keine Andere solle die Seinige werden und solle er von seinem Fürsten eine Adjunktenstelle des Thurmwächteramtes sich erbitten und zeitlebens auf der Höhe des St. Jacobsthurmes in der Nähe der Wolken zubringen. — Der Fürst schickte sich an, den Thurm wieder zu verlassen; er drückte dem Mädchen einen großen Silberthaler in die Hand und sagte mit herablassender, wohlwollender Milde:

„Werde mir ja den Vater nicht, mein Kind, und sage ihm, wenn er erwacht, daß ich sein gnädiger Fürst sei und ihm von ganzem Herzen wohl will!“

Er reichte hierauf der Kleinen die Hand; auch der artige, blondlockige Page brachte ihr, aber nur verstoßen, einen Händedruck bei, löstete sein reichgesticktes Wamms und hob mit der Linken sein Schwert, daß es nicht die Treppenstufen klappend berühre; er drückte das Federbaret auf seinen Scheitel und folgte dem Fürsten die Stiegen hinab.

§. 3.

Rösschen hatte jetzt öfter Geschäfte in der Stadt, besonders in der Nähe des Schlosses, wo unsere Leute sich zuweilen zusammenfanden und einige schöne Augenblicke verplauderten. Brieflein, zuckersüß, wanderten mit Frucht- und Holzkübeln am Seile hinauf zur hochgelegenen Stube des Hausmanns; mit dem wachhabenden Stadtknechte einverstanden, schlüpfte auch wohl der hübsche Knappe die Treppen hinauf auf den Thurm, um mit Rösschen ein süßes Stelldichein in der Glockenstube abzuhalten. Das heimliche Beisammensein der jungen Leute war ihrer Sittlichkeit lei-

*) Leonora, die zweite Gemahlin Joachim Ernst's, war eine geborene Fürstin von Württemberg, und zwar Herzog Christoph's daselbst Tochter. Sie überlebte den Fürsten Joachim Ernst und vermählte sich später mit dem Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt.

nedwegß gefährlich; sie saßen und plauderten als Kinder der Unschuld, Hand in Hand, auf dem Gebälke des Glockenstuhles, wenn auch schon der Mond schauerlich und bleich seinen Strahl durch die Schalllöcher warf. Ein keuscher Kuß, ein Händedruck waren die Genüsse der reinen, zärtlichen Liebe. Als sie aber eines Abends bei Mondenschein neben der großen Glocke traulich saßen und Ulrich von Wülknitz seinem Röschen ewige Liebe schwur und gelobte, nie eine andere, als nur allein Röschen, zu seiner Lebensgefährtin zu wählen und lieber dem Adel seines Hauses zu entsagen, um nur ihr, der Auserwählten, getreu zu sein; als er den Himmel, welcher blau und klar zum Schallloche hereinschaute, zum Zeugen anrief und bei den Ahnen seines Hauses schwur: da rauschte es schauerlich zwischen den Glocken, und ein Ton, ein leises Summen, wie wenn eine Geisterhand über den Helm der Glocke streicht, ward hörbar.

„Wehe, wehe Dir, Du unwürdigster Deines Geschlechts!“ flüsterte, Beiden hörbar, eine Stimme; und im hellen Mondschaine erblickten sie, kaum sichtbar, eine wie aus Flor gewebte, weibliche Gestalt, die neben den Glocken hindurchschlüpfte und hinter den starken, hölzernen Säulen am Gange nach der Uhrkammer verschwand. Das Pärchen fuhr erschreckt empor.

„Das war die Nonne! — sagte leise mit zusammengezo-
gener Kehle Röschen. — Das bedeutet nichts Gutes! Hast Du gehört, sie rief „Wehe!“ aus.“

„Nicht doch! — tröstete Ulrich. — Der Nachtwind strich durch die Luken über den Kranz der Glocken, und das klang wie leises Gemurmel!“

„Der Vater — begann Röschen — erzählt immer von der Nonne und sagt, sie zeige sich nur alle hundert Jahre, und das bedeute ein Unglück. Der Thurm, sagt er ferner, hat einen Riß und steht schief; er neigt sich vom Schiff der Kirche ab, so daß der Einsturz desselben einst erfolgen müsse. — Die Nonne ist eine Edeldame Deines Geschlechts und soll unten im Gemäuer des Thurmes begraben liegen. Sie zürnt unserer Liebe; darum laß ab von mir, Ulrich!“

Aber Ulrich ließ nicht ab; er herzte sein furchtsames Mädchen und überredete sie, daß Nacht und aufgeregte Phantastie sie getäuscht haben.

„Nicht lange wilt Vater Joachim Ernst mehr in Götzen; er geht bald zurück nach Dessau, wo ihn der beabsichtigte

Bau einer Eisbrücke beschäftigen wird! — sagte der Knappe Ulrich; — doch ich erbitte mir Urlaub und bin bald wieder da! Für jetzt dürfte der Aufenthalt noch einige Tage dauern, denn die Regierungsgeschäfte im Götthen'schen Landestheile sind beendet. — So leb' denn wohl, mein Herzensmädchen; morgen Abend, wenn die Wächter sich einstellen, erwarte ich Dich unten an der Pforte des Thurmes!"

Noch einmal drückte er das Mädchen an seine Brust und eilte dann die Treppen hinunter in's Freie; Rösschen aber stieg hinauf in's Thurmzimmer, wo der Papa behaglich im Lehnstuhle schlummerte.

§. 4.

Papa Govan Schulze hatte gesagt, daß er vor zehn Uhr vom Rathskeller nicht zurückkehren werde; bis neun Uhr sollte Rösschen die Thurmwache halten, wo dann der Thurmwächter kommen und sie ablösen würde. — Rösschen stand an die Gallerie gelehnt und schaute hinaus in das Wolkenmeer, das sich an der Spitze des Thurmes vorüberbewegte. Der Mond warf seinen hellen Strahl durch die Dunstwolken, die der Wind zuweilen auseinanderfegte. Sie schaute hinunter in die immer öder werdenden Straßen: einzelne Spaziergänger kamen in die Stadt zurück und gingen nach ihren Wohnungen; das Knarren der Stadthore bei'm Herannahen der neunten Stunde ward vernehmbar, auch der Commandoruf der sich ablösenden Wachen, von der Gegend des Schlosses her, und das Losungswort der Stadtrunde scholl zum Thurme herauf. Stillter und ruhiger ward das geschäftige Leben in der Stadt. Jetzt rauschte und schnarrte das Werk in der Uhrkammer und die lang' erschnuten neun Donnerschläge hallten weithin durch die stillen Schauer der beginnenden Nacht. Schlüsselklang ward hörbar unten am Thurmeingange und das Pfortchen knarrte in seinen Angeln. Der leise horchende Wächterhund in der Thurmsstube schlug an.

Rösschens Sehnsucht nach dem unten harrenden Geliebten war erwacht; sie stieg die Wendeltreppen am Seil hinab, durch die dunkeln Gänge an Uhrwerk und Glocken vorüber; ihr Laternchen, immer trüber werdend, warf den Schein auf die Riesensmassen der Glocken. Bei'm Heraustreten auf die mittlere Galle-

rie erlosch plötzlich das Lämpchen in der Laterne, wie von einem Geisterhauche, der eiskalt an ihren Wangen vorüberstrich, ausgeweht. Ein Schauer fuhr ihr durch die Glieder; aber der Mond schien durch die Schalllöcher und sie stieg muthig bei dem Scheine des ungewissen Mondlichtes, das öfters von Wolken verdunkelt ward, den unheimlichen Schauer bekämpfend, an den unbequemen Geländern die jetzt breiter werdenden Stiegen hinab in die tief noch unter ihr weilende Dunkelheit des öden Thurmraumes; warteten ihrer doch draußen die Arme des Geliebten. — Welch ein wunderliches Geisterleben ward um sie und neben ihr hörbar! Das einförmige Geräusch und Rädergeknarr der großen Thurmuhr, das Rascheln und Schleichen von Mardern, Wieseln, Ratten, Eidechsen, Molchen und anderem nächtlichen Ungeziefer aus Mauerritzen, Winkeln und Nischen; hier schrillte ein Uhu in seinem Baue, dort flog eine Eule, deren Feueraugen wie glühende Kohlen durch die Nacht glockten, aus einem Kapploche und kreischte über die in Frieden ruhende Stadt hin; es klettert und rauscht neben ihr, als ob Geisterfittige sie umwehen; es flirrt und funkelt wie hundert Augen durch die Dunkelheit der Nacht. Von Schwindel ergriffen, klammert sie sich bald an die dicken Pfosten der Treppensäulen, bald an das Geländer. Endlich:

„Halt! wer da! Seid Ihr's, Jungfer Rosine?“ — ruft ihr der aufsteigende Wächter entgegen, und der Lichtschimmer seiner Laterne beleuchtete jetzt den dunkeln Pfad.

„Ich bin's!“ — ruft Röschen als Antwort auf des Wächters Frage.

„Vor dem offenen Pförtchen steht Herr Ulrich schon! — sagte der Wächter; — doch weilt nicht so lange: Vater Govan ist verdrüsslich, denn er hat ein paarmal den Schafkopf verspielt und wird gewiß heute früher zurückkehren als sonst! Aber was ist das, kein Licht in der Laterne? Ei, ei, Jungfer Rosine, ohne Licht die steilen, schmalen Treppen im Thurme herabsteigen!“

„Der Wind hat mir das Licht am Schalloch ausgeblasen!“ — sagte Röschen in munterm Tone.

„Nun, so zündet das Licht an dem meinigen an, denn Ihr habt noch eine ziemliche Menge Stufen hinab!“

Die Laterne Röschens ward wieder angezündet, und so erreichte sie das Pförtchen, das nur angelehnt war, ließ die Laterne im innern Raume des Thurmes brennend stehen und trat hinaus in's Freie. —

Der Geliebte stand vor ihr; sich wassersichr vor der an-
 stehenden Angst abgespannt, an seine Brust und erzählte ihm die
 gehaltenen Schrecknisse.

„Ein Geisterhauch blies mir das Licht aus und um mich
 lebte die schaurige Nacht, wie wenn tausend Geisterzungen an al-
 len Mauerritzen hervorlugten; durch den ungeheuern Spalt der
 östlichen Thurmmauer guckt es heraus wie lauter Todtenköpfe mit
 hohlen Augen und fletschenden Zähnen, und im Innern der Kirche
 öffnen sich die alten Steingräber und die Geister gehen hervor;
 laut wird's um mich her im Thurme, wie wenn seltsam fremde
 Töne leise raschelnd sich erheben, leise klagen, leise wimmern;
 lauter fahle Funken zittern um mich; von den Treppen schleppt's
 mich nach, als ob rauschende Gewänder mit dem Schweif die Stie-
 gen legen; überall klingt es wie „Wehe!“ und klagt und seufzt
 in jeder Ecke; dunkel ist's überall, aber tausend glühende Augen
 suchen durch die schwarze Nacht; Krallen strecken sich nach mir,
 wie von Hölleungeheuern, Frazen grinsen hohl mich an und
 das Reichenbild der Nonne nickt aus jeder Mauernische. —
 Schrecklich, schrecklich hat mich das Grausen der Nacht ergriffen;
 noch nie habe ich diese Schauer gesehen und erfahren, da ich doch
 von Jugend auf im Thurme gewohnt und bei Tag und Nacht je-
 den Winkel desselben furchtlos betreten habe!“

Also berichtete Röschen dem Geliebten, der alle seine Be-
 rechtigung aufbot, sie zu beruhigen. — Doch wir wollen unsere
 Leser nicht mit dem Gespräche zweier Liebenden zur Last fallen,
 weil sie wohl wenig Unterhaltung finden würden an den Schwü-
 ren und Beteuerungen, Honigworten u. s. w.

Schon hob der große Hammer oben aus, um die zehnte
 Stunde der Nacht zu verkünden, da stellte ein neuer, schauerlicher
 Austritt sich dem Pärchen dar. Um die Thurmecke herum schlüpfte
 eine Nebelgestalt, der Nonne gleichend, die unsere Bräutchen schon
 gestern Abend auf der Glockenstube unsanft gestört hatte. Die Ge-
 stalt verschwand durch das Thurmpförtchen. Röschen schauderte
 und bebt an Ulrich's Brust und drückte ihr schreckensbetriebenes
 Gesicht tief gegen die Schulter des Geliebten. Da wehete der
 Wind einen schwarzen Schleier zu ihr empor, der sich fest wie
 von selbst um ihre Hüften schlug. Aber es mußte geschieden sein,
 denn Hornstoß, Spruch und Gesang des Rathauchwächters scholl durch
 die Straßen; auch donnerten die zehn Schläge der Thurmuhre von
 der Glockenstube herab. Mit dem Versprechen, in einigen Tagen

wieder am Thurm sich zu treffen; schied Ulrich von Röschen, und sie nahm; durch ein frommes Gebet ermunthigt, ihre Laterne, verschloß das Pfortchen und stieg die Treppen hinauf bis zur einsamen Wohnung des Vaters, in dessen Lehnstuhl sie sich warf und sanft entschlief.

§. 5.

Wie lange sie geschlummert haben mochte, wußte sie wohl selbst nicht; nur durch ein Geräusch auf der Gallerie, von da nach dem Trompetergänglein hin, und dann durch die laute Stimme des Vaters, der eben heraufgekommen war und sich mit dem Wächter über sein Spielmalheur unterhielt, erwachte sie und gewahrte den Schein der Wächterlaterne, der durch's Fensterelein der Hausmannsstube fiel, als die übliche Kunde auf dem Helvedere gemacht wurde. Ihr Licht im Stübchen war erloschen und der Vater pinkte so lange mit Stahl und Stein, bis der Funken Feuer gefangen hatte und mittelst Schwefelsaden die Lampe angezündet war.

„Wer Du bist ohne Licht, kleine Heye! — sagte der Vater. — Warum hast Du die Lampe nicht mit Del getränkt, daß sie brennen blieb?“

Röschen entschuldigte sich damit, daß sie eingeschlafen sei.

„Geh' zu Bette, mein Kind!“ — sagte der Vater wohlmeinend.

Sie folgte gern dem Befehle des Vaters und schlich in die Kammer auf ihr Lager. Jetzt erst gewahrte sie den dunkeln Schleier, der sich durch das Gehänge der Gürteltasche geschlungen hatte. Schauernd schob sie ihn unter das Bett, denn Borwürfe peinigten sie. Wollte sie dem Vater etwas davon erzählen, so mußte sie auch sagen, warum sie noch Abends neun Uhr den Thurm hinabgestiegen sei, und eine Lüge zu erdenken, war dem Naturkinde nicht möglich; und es war ja etwas allerliebst Hübsches, ein Liebesgeheimniß in ihrem Busen treu zu bewahren, daher schwieg sie. —

Mitternacht war es. Röschen hatte eines süßen Schlafes genossen, jetzt aber weckten sie die zwölf dröhnenden Schläge der Uhr; und tief von unten herauf rauschte es die Treppen empor, und näher und immer näher kam es der Thurmstube und wälzte

endlich durch dieselbe hin. Ritz! ging das Kammerförtchen und es schliffte und wehte nun durch das Gemach, als brächen hundert Fäße auf den Dicken und an den Wänden fort, als schlängeln tausend sahle Ritzge sich ineinander, die Nacht gewann Bewegung, gestaltlose Nebel gewannen Figur; matter Schimmer erhüllte bleich das Gemach und in diesem magischen Lichtkreise stand die Geisterkönigin vor dem Bette des Mädchens. Ein Paar hohle, flatte Todtenaugen glöhten gläsern über dem eingefallenen, mumienhaften Todtengesichte des Gespenstes.

„Gieb mir mein Flörchen wieder!“ — lispelte die Nachtwandlerin. — Nöschen war von Angst und Schreck gelähmt und konnte kein Glied rühren.

„Gieb mir mein Flörchen wieder!“ — lispelte es abermals, — aber Nöschen war nicht im Stande, dem Geistergebote Folge zu leisten.

„Gieb mir mein Flörchen wieder!“ — säufelte es von bleichen Todtenklippen zum dritten Male. — Die gelben Todtenzähne starrten fletschend durch die welfen, zurückgezogenen Lippen dem armen geängsteten Mädchen entgegen; die Geistergestalt drohte mit dem Finger und verschwand. —

„Feuer, Feuer! abendwärts, die Gegend von Ktenenburg, der ganze Himmel eine Gluth!“ — rief der Wächter draußen auf der Gallerie, stieß in die Posaune und blieb schmerzend die Feuer Signale durch die schweigende Stille der Nacht, während oben in der Glockenstube mit dumpfem Schlage die Feuertrommel anschlug.

Unten in der Stadt riefen einige Stimmen: „Vor dem Magdeburger Thore!“ — Das gab dem einmal erregten Bäumen eine übereilte Richtung: die Nachtwächter brachten wüthe Donner töne aus ihren Lärmposaunen hervor, die Trommeln der Schloßwache schlugen den Feuermarsch durch die Straßen. Die Bürger stürzten aus den Häusern: Männer, Jünglinge, Weiber, Mädchen Knaben, Alles durcheinander, zum Theil halb bekleidet, tausend Stimmen und Fragen, Weh- und Angstuf auf den Gassen, Lärm in allen Häusern. Es währte nicht lange, so rollten Wagen mit Löschgeräth, Feuerhaken, Wasserfässern, Handspinnen, von laut sprechenden Wächtern und Bürgern bedient, durch die Straßen zum Magdeburger Thore hinaus. Mehrere Reiter jagten in schnellem Galopp ihnen nach und ein Schwarm von Bürgern wälzte sich durch die Straßen der Stadt.

Mädchen war durch das ungewöhnliche Geräusch wachend erwacht; sie richtete sich auf im Bette, aber die Spukgestalt war verschwunden. Hatte sie nur schwer und furchtbar geträumt, oder war die Geistererscheinung wirklich da gewesen? Sie stand auf, warf die Kleider über sich und trat dann hinaus auf die Gallerie.

Ein dunkelrother Streif zog sich von Westen am Horizonte herauf; einzelne Flammen schienen daraus hervorzuschießen. Bald ward der Schein düsterer, dann flammte er wieder heller und glänzender herauf. Fernhin auf der Straße nach Nienburg zu verlor sich das Geräusch der rollenden Wagen und des Pferdetrappels. Endlich ward der Schein trüber und trüber und erlosch zuletzt ganz und gar. — Die Bürger, dadurch herbeigeholt, daß die Feuersbrunst nicht in der Nähe der Stadt war, kehrten in ihre Wohnungen zurück und in den Straßen herrschte wieder die friedliche Stille der Nacht. Auch Röschen begab sich wieder zur Ruhe, stille Seufzer und fromme Sprüche nach oben, zum Vater sendend, der allein das Unglück der Abgebrannten und Bedrängten mindern kann. —

Der andere Tag war trübe. Graue Wolkenmassen lagerten sich um den Thurm, die freundlichen Vögel hockten in ihren Nestern und wagten sich nicht in's Freie. Röschen fühlte sich krank nach all' den erlebten Schrecknissen der vergangenen Nacht. Der Vater kam aus der Stadt zurück und brachte die Nachricht: daß in Nienburg einige Häuser abgebrannt seien; Fürst Joachim Ernst sei selbst an Ort und Stelle gewesen, habe die Mannschaft bei'm Röschen befehligt und den Abgebrannten ansehnliche Unterstützungen zufließen lassen. Er werde, hieß es, acht Tage in Nienburg verweilen. Das war für Röschen keineswegs erfreuend: denn wie gern hätte sie die nächtliche Erscheinung dem Geliebten erzählt, wie gern den Trostedworten des munteren Knappen, der so traulich die Geisterschauer aus ihrer Seele verschleuderte, zugehört; aber er war fern von ihr an der Saale, in der Nähe seines Fürsten, und sie allein ohne Rath, ohne Beistand. Ach, hätte sie doch dem Vater, der so liebevoll für sie besorgt war, sich entdeckt: gewiß, er hätte Auswege gefunden und sie vom Untergange gerettet! — Der trübe Tag verging dem Mädchen in melancholischer Stimmung, bis endlich die Nacht sie wieder mit ihrem schwarzen Fittigen umfing. —

Auch in der zweiten Nacht, als die Glocke donnernd die Geisterstunde verkündete, erschien der Geist wieder und flüsterte

drei Mal die entsetzlichen Worte: „Gieb mir mein Klörchen wieder!“ Als aber Röschen in der Angst ihres Herzens aufsprang und nach dem unter dem Bette liegenden Schleier griff, ihn auch wirklich erfaßte, da trat eben der Vater durch die Thür in die Kammer; um nach der Tochter zu sehen, die gestern über Kopfschmerz geklagt und unruhig auf dem Bette sich hin- und hergeworfen hatte. — Das Nonnengespenst war wieder verschwunden.

„Warum bist Du aufgestanden, meine Tochter?“ — fragte theilnehmend der Vater.

Röschen schügte einen schweren Traum vor und legte sich auf des Vaters Schreiß wieder nieder. Ach! sie wollte ja den Geliebten nicht verrathen, und wie hätte sie denn die Erscheinung der Nonne erzählen können, ohne dieses zu thun?

Der zweite trübe Regentag verstrich und der Abend fand das arme Kind wieder eben so trostlos und melancholisch, als der vorhergehende. Und als abermals die Mitternachtsglocke zwölf tönte, da rauschte es zum dritten Male die Stiegen herauf in's Kämmerlein, und die Gestalt der Nonne stand vor dem Bette und verlangte den Flor zurück. Aber Röschen war wie von magischer Gewalt gehalten. Drohender wurde das bleiche, gelbliche Todtengesicht der Nonne; sie streckte die knöcherne, braungelb eingedorrte Grabeshand nach dem Mädchen aus. Ein Angststuf entfuhr Röschens Lippen, dann sank sie zurück und war nicht mehr.

Andern Tages fand man das arme Kind entseelt im Bette; der Schreck hatte tödtend auf sie gewirkt. Des Vaters Jammer war grenzenlos; ganz Cöthen nahm Theil an seinem Herzeleid. Nur wenige Jahre überlebte er den unerklärlichen, schnellen Hingang seines geliebten Kindes: dann ging auch er, von Kummer und Gram verzehrt, in ein besseres Vaterland.

Ulrich von Wülknig vernahm mit Entsetzen die Schreckenskunde; er erreichte zwar ein ziemlich hohes Alter, doch war er stets trübe gestimmt: denn Röschens verklärter Geist war ihm im Traume erschienen und hatte ihm erzählt, was sich mit ihr und der Nonne zugetragen hatte. In jenen dunkeln Zeiten war Traum, Gesicht, Erscheinung eins, deshalb kam auch durch ihn die Sage vom Nonnenschleier und der schönen Kunstpfeiferstochter unter das Volk und hat sich erhalten bis auf den heutigen Tag. Ulrich blieb, da er seinem Mädchen ewige Treue geschworen, unverheirathet. —

Wie und wann der Thurm zusammenstürzte, ist schon in der Einleitung erwähnt. Was aber die nächtliche Erscheinung im Kämmerlein der Thürmerstochter anlangt, so war solche nur ein böser Traum, und der Flor, der noch lange nachher aufbewahrt und gezeigt worden ist, war wohl nur durch Zufall aus den Straßen Cöthen's ihr angeweht worden.

Friedrich Steinhilber

Die St. Jacobskirche zu Cöthen.

Da steh' ich vor der Kirche,
Bewundernd ihre Pracht;
Den Meister möcht' ich kennen,
Der diesen Bau erdacht!

Längst ruhet er im Grabe,
Berwes't ist sein Gebein,
Doch setzte er zum Gedächtniß
Ein herrlich Denkmal ein.

In keiner Chronik findet
Des Meisters Namen man
Und keine Schrift verkündet,
Wann dieser Bau begann.

Er steht und wird bestehen
Noch Säcula hindurch,
Oft noch wird d'rein erklingen:
„Gott ist ein' feste Burg!“

Und sonst die Kirche schmückte
Ein dritter Thurm, gar hoch
Und stattlich anzuschauen,
D, ständ' er heut' doch noch!

Nachdem schon lang' genaget
An ihm der Bahn der Zeit,
Hat endlich die Vernichtung
Zum Opfer ihn geweiht.

Als man schrieb funfzehn hundert
 Und neun und neunzig, fiel
 In Schutt und Staub und Trümmer
 Er, der Zerstörung Spiel.

Doch hat des Schöpfers Gnade,
 Auch hier sich herrlich bewährt,
 Kein Menschenleben wurde
 Durch diesen Fall zerstört.

Des Thurmwarths Frau war droben
 An jenem Unglückstag
 Mit einem Säugling, schlummernd
 Er in der Wiege lag.

Sie hört des Ralles Bröckeln,
 Der Thurm schwankt her und hin,
 Da greift sie nach der Wiege,
 Ihr Liebstes ruht' darin!

Sie rettet auf den Boden
 Der Kirche das Kind und sich,
 Dann auf das Knie sie sinket
 Und betet inniglich. —

Des gü'tgen Schöpfers Wege,
 Sie sind oft wunderbar;
 Ihm, ihm sein Preis und Ehre
 Für jetzt und immerdar!

Ludwig Büllig.

Der arme Heinrich.

In der, durch ihre Naturschönheiten allgemein bekannten Umgegend von Ballenstedt findet man zwischen dem großen und dem kleinen Bruchholze eine Stelle und dabei eine Wiese, wo ein Bach entspringt, der weiter unten den Röhrtich und dann, durch die sogenannte rothe Wiese laufend, den obern Schloßteich bildet. Diese Stelle wird, gleich der darunter liegenden Wiese: „Der arme Heinrich“ genannt. Woher diese Benennung entstanden, das soll den geneigten Lesern hier mitgetheilt werden.

In Harzgerode lebte gegen das Ende des siebenzehnten bis zur Mitte des vorligen Jahrhunderts ein Mensch, Namens Heinrich, der wegen seiner Gebrechlichkeit zur Arbeit unträchtig war. Da ihm überdies Glücksgüter nicht zugefallen waren, so mußte er sein Dasein durch Betteln fristen und hieß deshalb der arme Heinrich bei Alt und Jung. Dieses Betteln nun betrieb er auf eine regelmäßige Art. Er holte nämlich die Almosen von seinen wohlhabenden Mitbrüdern nach der Reihe und wo er angesprochen hatte, da kam er nicht eher wieder hin, als bis er bei den Andern damit fertig war. Hatte er nun in Harzgerode seinen Umgang beendigt, so wanderte er hinkend nach Ballenstedt, verfuhr dort auf gleiche Weise, und schleppte sich dann nach Harzgerode zurück, wo er es eben wieder so machte. Auf diesen Wanderungen bahnte er sich selbst einen Weg über Berge und durch Waldungen, der ihn so gerade seinem Ziele zuführte, als hätte er sich dabei eines Kompasses bedient. Er fing diesen Weg links über dem Apffelberge an, ging an der Lampe hinunter, da, wo jetzt der zweite Friedrichshammer steht, über die Selke, dann am Scheerenfliege hinauf nach dem großen Bruchholze, von hier über die Quelle des vorerwähnten Baches durch das kleine Bruchholz an der Beteiche herunter nach dem Dachsteiche und endlich nach Ballenstedt. Nach Beendigung seiner dortigen, jedesmal einige Wochen dauernden Almosen Sammlung kehrte er auf dem nämlichen Wege nach Harzgerode zurück.

Ungefähr um's Jahr 1740 traf der damalige Oberjäger Linke den armen Heinrich, wenige Schritte von der Quelle des schon einige Male berührten Baches entfernt, auf dem Boden liegend und zwar als Leiche. Er untersuchte ihn sofort, der arme Heinrich aber war und blieb todt, in seinem Kittel dagegen fand man drei und vierzig Stück Ducaten eingenaht. Eine hübsche Hinterlassenschaft für einen Bettler und noch dazu zu damaligen Zeiten, wo das Geld noch seltener war als jetzt.

Als Linke den Vorfall dem Fürsten Victor Friedrich meldete, befahl derselbe, daß der Leichnam an der Stelle, wo man ihn gefunden, beerdigt, das Grab durch einen zwei Ellen hohen Stein bezeichnet, das bei dem Todten vorgesehene Geld aber unter die Armen in Harzgerode und Ballenstedt vertheilt und dieser Ort fortan: „Der arme Heinrich“ genannt werden solle.

Ob der Stein, der die Ruhestätte des armen Heinrich

bezeichnet, noch existirt, sagt unser Gewährsmann nicht, aber bis auf den heutigen Tag noch heißt die Stätte, die des Bettlers irdische Hülle birgt:

Der arme Heinrich.

Mitgetheilt von Ludwig Züllich.

Die Sieben-Brünnen bei Cöthen.

Es war ein schöner Frühlingsabend. Die Natur feierte einen Festtag, von Duft und Klang umhaucht. Ich war nicht gesonnen, mich zwischen meinen vier Wänden selbst gefangen zu halten, hinaus zog es mich in die heitere Freie, unter grünlaubten Bäumen zu wandeln, dem Summen der Bienen, dem Sange der Vögel zu lauschen und durch das Einathmen der herrlichen Frühlingsluft Geist und Herz zu stärken und zu erheitern. Ich schritt durch die, unserer Stadt zur Erde gereichende sogenannte Allee und schlug dann, an dem Fasanenbusche vorbei, über Wiesen und Acker den Weg nach den Sieben-Brünnen ein, wo ich auf dem, mit Gras bewachsenen Ufer meinen Sitz nahm. Die Poesie, diese treue Gefährtin, lag mir, eine holde Freundin, zur Seite. Unbekümmert um das Treiben der Menschen, um alle die Kleinlichen, unser Leben von seiner Höhe herabziehenden Dinge, träumte ich, in dem Reiche der Ideale umherschwärmend, einen, uns Allen gewiß wohlthucenden Traum. Heitere Bilder der Vergangenheit, mit Vergißmeinnichtkränzen geschmückt, zogen an meiner Seele vorüber. Fast unwillkürlich recitirte ich, freudig und doch auch wehmüthig gestimmt, ein, von mir unlängst gekennntes Lied, das ich, Wohlgefallen daran habend, auswendig gelernt hatte:

Noch einmal zieh'n vorüber
In der Erinnerung Traum
Der Kindheit ferne Bilder,
Entschwund'ner Freuden Schaum,

Noch einmal den' in Wehmuth
Ich der Vergangenheit,
Der hingewellten Rosen
Entfloh'ner Jugendzeit;

Manch halberschloss'ner Blüthe,
Die über Nacht verdarb,
Manch goldumglänzter Hoffnung,
Die, kaum geboren, starb;

Des Herzens heißen Sehns,
Des Chaos in der Brust,
Von Ahnen und Verlangen,
Von Liebesleid und Lust!

Ah, damals malte schimmernd
Auf rosenrothem Grund
Mir Phantasie die Bilder
Des Lebens licht und bunt!

Es lächelte die Freude
Noch zaub'risch mir und mild,
Doch wollt' ich sie umfassen,
War's ein verbleichend Bild:

Das matter nur und grauer
In Nebelduft verschwamm,
Je näher mir der Abend
Mit seinen Schatten kam.

Der Jugend Morgenröthe
Verdrängt' ein heißer Tag,
Der schwül und brustbeklemmend
Mir auf der Seele lag;

Der mit Gewitterstürmen
Den Abend noch bedroht,
Doch an der Grenze winket
Versöhnend einst der — Tod!

Scharf betont hatte ich das letzte, von Vielen so gefürchtete Wort, obschon Jeder, der vom Weibe geboren ist, ihm, dem Unerbittlichen, früher oder später in die Knochenarme sinken und hinabsteigen muß in die Räume, wo die Verwesung den Fürsten wie den Bettler in Staub und Asche zerfallen läßt. Da wurde ich plötzlich aus meinen Träumereien geweckt. Kein holdes blühendes Mädchen war es, sondern eine Matrone, meine geschwähige Nachbarin gegenüber, die mit einem verlebten Wopse und einer längst ausgedienten schwarzen Kaze ihre Tage bei Sichorienwasser und Schnupstabaek kümmerlich hinbrachte, eine Matrone, deren Stimme wie Untertuf klang und deren Erscheinen bei hellem Tage schon die Geisterkunde heraufbeschwor.

„Ach, du himmlische Güte! — stöhnte die Alte, als sie mir einen guten Abend geboten hatte, — mein lieber Herr Nachbar, hier ist es schon nicht geheuer und Sie malen noch den Teufel an die Wand! Tod! war Ihr letztes Wort, das Sie laut werden ließen; mich überlief es eiskalt, als ich Sie so sprechen hörte! Du lieber Gott, wir sind zwar Alle sterblich, aber der Barm krümmt sich ja, wenn er getreten wird, geschweige denn der Mensch. Daß die Dichter doch immer den Tod im Munde führen und, ich wette darauf, Keiner lebt lieber als gerade sie, wenn auch Herr Schmalhans oft Küchenmeister bei ihnen ist.

„Nehmen Sie es mir nicht übel! Sie schreiben und wirken und schaffen den ganzen langen lieben Tag, mein guter Herr Nachbar, und wissen doch wohl manchmal nicht, wovon Sie den morgenden Tag leben sollen. — Ich bin nun vier und siebenzig Jahre alt, aber immer habe ich Sorgen, Noth, Kummer und wie das Paß Alles heißt, innerhalb meiner vier Wände zu Gädsten gehabt, ob ich gleich vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein thätig war und es mir blutfauer werden ließ. So geht's aber in der Welt! Das Pferd, was das Futter verdient, bekommt es nicht, es wird ihm bloß an die Krippe geschrieben. Geld ist die Loosung, aber wer hat, wer erhält es denn? — Wer kein Geld hat, hat ein halbes Fieber, und wenn er sonst noch so gesund ist! Wer Geld hat, ist klug, ist gut und brav, und wenn er auch zehnmal den Galgen verdient hätte!“

So schwante meine Alte in einem Odem fort, dann verschraufte sie ein wenig und hob wieder an:

„Ich bin ganz von meinem Terte abgekommen. Ich sagte Ihnen ja vorhin, daß es hier nicht geheuer wäre, aber ich gehe in meinem Verusa und da kam mir kein böser Geist etwas anhaben. Ein Siegel will ich mir aber auf den Mund drücken und sollte es so groß wie das Adhwinthler Rathsiegel sein, denn es ist nicht gut, von dergleichen Sachen gerade hier zu sprechen.“

Meine Neugierde war rege geworden. Geru höre ich nämlich Märchen und Sagen erzählen, sollten sie auch aus reinem unschönen Munde mir geboten werden, aber die Matrone war ungeachtet meiner Bitten, nicht dahin zu bewegen.

„Morgen — sagte sie, mir eine gute Nacht wünschend, — mein Herr Nachbar, will ich zu Ihnen kommen und Ihnen ein Langs und Breites davon erzählen, heben Sie mir nur ein Schälchen Kaffee auf.“

Ich ließ sie von hinnen sich trollen. Ihr Geschick hatte mich aus meinen Himmeln in die kalte nackte Wirklichkeit hingezogen. Die wunderlieblichen Klänge waren verhallt, und die herrlichen Stimmen verblüht, die vor Augenblicken noch meinen Geist mit Frühlingswonne erfüllt und ihn in ein Freiland, in die Hallen der Liebe und des Friedens versetzt hatten. Und noch dazu war von der Alten eine Saite berührt worden, die höchst disharmonisch erklang und immer erklingen wird. Sie hatte ja das Kapitel von dem Gelde abgehandelt und darin, gar nicht mit Unrecht, gesagt: daß die Dichter mit demselben stets in Streit und Gader begriffen wären.

Und doch, sprach ich zu mir selbst, ist der Sänger, wenn auch Glückspitze, Emporkömmlinge und reiche Wärenhüter ihn über die Achsel ansehen, reich, überreich, ihm ist die Muse, die liebt, Geld und Gut, Titel und Orden, ihm ist sie Alles, was dieses dornenwolle Leben erheitert und verschönt.

Und wie die Sterne leuchtend steh'n,
In ew'ger Jugend blüh'n,
Wird Liebeswonne nicht vergeh'n,
So lange Herzen glüh'n.

Meine alte geschwähliche Nachbarin, das wohlfeilste aller Wochenblätter, die je im heiligen römischen Reiche existirten, hatte sich mit ihrem Mopse und ihrer Tabackdose am andern Nachmittage richtig eingefunden. Ich setzte ihr eine Tasse Kaffee vor und stellte meine Tabatiere zu ihrer Verfügung, vergaß auch nicht, dem verlebten Hunde etwas von dem braunen Tranke in einer Untertasse zu offeriren, was seine Herrin höchlich erfreute. Als die Alte ihr Herz durch den Kaffee gestärkt und dabei auf die bösen Zeiten und auf die Jugend, die es jetzt gar zu arg treibe, weiblich geschimpft hatte, rückte sie endlich mit dem Versprochen vor.

„Anno 90 — — richtig, es war anno 90, meine Eltern, die nun lange, lange schon ruhen, hatten ihr Häuschen gerade abpugen lassen, — also anno 90, just zu der Zeit, wo es so viel Raikläfer gab, die, wie die Pietisten, Alles wegfrassen, — ich will mir erst noch eine Priße nehmen, lieber Herr Nachbar, Sie erlauben es doch? — wo war ich denn stehen geblieben? ja, anno 90 war mein Bruder, den sie vor zwanzig Jah-

ren schon auf den Gottesacker getragen haben, Mühlbusche auf der Siebenbrünnenmühle *). Eines Abends nach elf Uhr stand er, wie er mir oft erzählt hat — hier muß ich Ihnen auch sagen, daß mein seliger Bruder ein Sonntagblind war, was ich bald vergessen hätte, denn mein Gedächtniß wird von Tag zu Tag schwächer, — also eines Abends nach elf Uhr stand er, sein Pflöcken schmauchend, vor der Mühle, da kam von der Gottesackerwand her etwas daher gelaufen. Es war ein Mann, auf einem Schlittfel reitend, aber, o Himmel, diesem Manne fehlte der Kopf! Damals war der Fasanenbusch noch mit einer Planke umgeben, auf diese tritt er zu, der in derselben befindliche Thorweg öffnete sich — denken Sie sich nur, wie meinem armen Bruder dabei zu Nothe geworden sein mag! — von selbst und Pferd und Reiter waren im Nu verschwunden.

„Lassen Sie mich auf diesen Schreck erst ein Prißchen nehmen, Herr Nachbar! Sie haben doch eine herrliche Priße, das ist wahr! — Nur zu stark ist der Taback, beinahe wie Spaniol. Den sollte man den Pietisten präsentiren, damit sie den Stock schnupfen verlieren!

„Ja, ja, Herr Nachbar, Pferd und Reiter waren im Nu meines Bruders Blicken entschwunden. Am andern Abende wiederholte sich dieser Auftritt, aber obgleich das Sprüchwort sagt, daß aller guten Dinge drei sind, so hütete sich doch mein Bruder, um die Zeit der Geisterstunde wieder vor die Mühle zu treten. Die Nacht, mein bester Herr Nachbar, ist keines Menschen Freund und Vorwitz muß bestraft werden.

„Nun muß ich Ihnen aber auch erzählen — fuhr die Alte fort, — wie das Alles gekommen ist. Es ist eine grausige Geschichte! Aber erst will ich mein Schälchen Kaffee trinken und eine Herzensstärkung aus der Dose nehmen.

„Meine Urgroßmutter, die ich noch gekannt habe, ein steinaktes Weib, hat mir die Sache oft und zwar so erzählt, wie sie dieselbe von ihrem Großvater gehört hat. Es verhält sich folgendermaßen damit:

„Vor vielen, vielen hundert Jahren stand Cöthen da, wo die Siebenbrünnen sich befinden und sollen die Häuser bis dahin gereicht haben, wo heut' zu Tage die Neustadt, in der

*) Von den sechs Windmühlen, welche in dieser Gegend Cöthen umgeben, wird die vorderste die Siebenbrünnenmühle genannt. 3.

wir Beide jetzt wohnen, mit ihren Bienenstöcken und begrüßt. Ein großer Theil des Raumes, den das heutige Cöthen einnimmt, war früher Moorgrund und Sumpf, wie die Neumarktsgärten noch bezeugen.

„Sonst ging es in Cöthen nicht so friedlich zu, wie jetzt. Zu verschiedenen Malen grassirten die Pest und der schwarze Tod; täglich starben dreizehn Menschen und darüber an dieser Seuche. Da fehlte es an Lebensmitteln, an Aerzten und Wärtern, die Kranken konnten wenig oder gar keine Hülfe bekommen; ja, es ging so weit, daß die Leichen nicht einmal beerdigt wurden. Viele hatten Elend und Verzweiflung, Angst und Furcht aus ihren Wohnsitzen vertrieben und die zurückgebliebenen wenigen Gesunden waren nicht vermögend, ihren dahingegangenen sämmtlichen Wittbrüdern den letzten Liebesdienst zu erweisen. Alles war ein großes, weites gräßliches Grab, das von Gespenstern (die noch Lebenden glichen diesen nämlich) unheimlich umschwirrt wurde.“

„Das zweite Unglück brachten die Wenden. Sie fielen mordend, fiegend und raubend in Anhaft ein und verheerten unter andern auch Cöthen auf eine schreckliche Art. Damals gehörte unsere jetzige St. Jacobskirche einem Kloster, das allem Anschein nach dicht dabei gelegen haben mag. Dorthin flüchteten die armen Einwohner Cöthen's und fielen sich endlich auch daselbst an. Sie legten sonach den Grund zu der heutigen Stadt. Vor dem Einfall der Wenden aber hatten sie ihr Geld und ihre Kostbarkeiten in der Nähe der Siebenbrünnen und zwar an dem Orte verscharrt, wo heut' zu Tage ein Hügel, der auch deshalb der Geldberg genannt wird, sich befindet.“

„Die armen Leute müssen dieses Geld nicht wieder haben auffinden können, denn es ist noch darin verborgen. Der Satan hat es sich aber angemast, Herr Nachbar! Ja, ja, der Satan hat es und gibt es nicht wieder heraus! Es müßte denn ein frommer Jüngling oder eine fromme Jungfrau kommen zur Zeit der Mitternacht, wenn das Zeichen des Schützen am Himmel regiert, und einen schwarzen Bock, einen schwarzen Hund und ein schwarzes Schaf (aber auch nicht einmal ein weißes Häschen darf an diesen Thieren sein!) mitbringen. Wenn dann der Schatzgräber, ohne ein Wort zu sprechen, dreimal das Zeichen des Kreuzes gemacht und mit einem schwarzen Stabe den Berg dreimal berührt hat, dann wird sich derselbe mit entsetzlichem Krachen aufthun, der Teufel wird unter Wuthgebrüll und unter entsetzlichem

Schwefelgestank entfliehen und Geld und Koffbarkeiten werden brü-
nathigen Jüngling, oder der kühnen Jungfrau zu Theil werden.

„Alle sieben Jahre, Herr Nachbar, breunt dort das Geld.
Ich habe es selbst mit diesen meinen Augen gesehen. Lauter blaue
Hämmchen steigen dann aus der Erde hervor. Mich gelüftet's
aber nicht danach, obshon ich so arm, wie eine Kirchenmaus bin.
„Lassen Sie mich nun erst ein wenig verschmausen, dann
will ich Ihnen bis zum Punktum Alles noch erzählen, ich werde
bald fertig damit sein.

„Es soll vor vielen Jahren — fuhr meine Frau Nachba-
rin nach einer Weile fort — doch Leute gegeben haben, die nach
dem Schage Verlangen trugen. Vielen lieberlichen Tagedieben
und hartherzigen Bucherern hat der Teufel dort das Genick ge-
brochen, die nun alle nächtlicher Weile ihren Spul daselbst treis-
ben. Drum wird man an den Siebenbrünnen auch irre
geführt; Herr Nachbar, wenn man des Nachts dort geht, mir
ist es früher selbst einmal passiert. — Aber auch einem Ritter ist
es, wie den Tagedieben und den Bucherern ergangen! Der wollte
nämlich mit Gewalt das ausführen, was Zauberei und List nicht
vermocht hatten. Er führte seine armen Dribrigenen dahin und
hielt, auf einem Schimmel sitzend, sie mit Klüchen und Schlägen
zur Arbeit an. Was geschah' aber? Der Satan, Herr Nach-
bar, hatte diesmal doch ein menschliches Herz im Leibe. Er that
den armen geschundenen Leuten nichts, packte aber ihren Peiniger
und riß ihm den Kopf vom Kumpfe. Das Pferd lief mit dem
Reiter ohne Kopf davon und Beide kommen bis auf den heutigen
Tag Nachts um die zwölfte Stunde noch dahin gefaus't und so
wird es geschehen bis zum jüngsten Tage, wo gerichtet werden die
Lebendigen und die Todten.

„Das wäre die Geschichte von dem Geldberge und von dem
Reiter ohne Kopf. Ach, wenn mir von diesem vielen Gelde nur
ein Weniges, etwa zehn bis zwanzig Thälertchen bescheert würden,
wie wollte ich mich auf meine alten Tage noch freuen! Dann
nehme ich nicht so viel Sichorien mehr unter den Kaffee, könnte
ihn mit Munkelrübensyrup trinken und mir auch dann und wann
ein halbes Pfund Fleisch kochen!

„Ach, weil ich bei'm Kochen bin, da fällt mir eben ein,
daß man dazu Wasser braucht und daß das Siebenbrünnenwasser,
Herr Nachbar, das beste ist. Als die Pest regierte, es war ge-
rade um die Zeit des heiligen Osterfestes, da tranken mehrere

Menschen von dem Siebenbrünnenwasser und empfanden dessen heilbringende Kraft. Die Aerzte verordneten nun den Kranken den Gebrauch desselben und wirklich sollen viele Menschen dadurch wieder Leben und Gesundheit erlangt haben. Deshalb galten auch die Siebenbrünnen lange Zeit hindurch für einen Gesundbrunnen und wurden als solcher mit benutzt. — Noch heutiges Tages herrscht der Glaube, und es ist auch ein wahrer Glaube, Herr Nachbar, daß das in der Ofternacht aus den Siebenbrünnen geschöpfte Wasser viele, ja, alle Krankheiten heilt. Man darf aber, wenn man das Wasser holt, kein Wort sprechen, sonst ist es mit der Kraft desselben vorbei.

„Der Gebrauch des Ofterwassers hat sich von dieser Zeit an durch ganz Deutschland verbreitet, das können Sie mir kreis und fest glauben, Herr Nachbar!

„Und somit will ich denn meine Geschichte von den Siebenbrünnen schließen und nur wünschen, daß Sie, mein guter Herr Nachbar, dem ich zugleich für den raren Kaffee und den schönen Schnupstabaek meinen besten Dank sage, wenn Sie solche zu Papier gebracht haben, so viel Geld damit verdienen mögen, wie der Herr Liszt mit seinem Klavierspiel.“

Eduwig Büllig.

Der Sauborn, unweit Cöthen.

Von der Stelle kann der schwache
Pilger, ach, nicht mehr,
Auf die Erde sinkt er nieder,
Denn ihn dürstet sehr.

Seine Kraft, sie ist gebrochen;
Vor ihm liegt die Stadt,
Liegt das Ziel, das er gesteckt
Sich am Morgen hat.

Doch der Abend ernst ihm bietet
Nun ein and'res Ziel
In dem Schooß der Mutter Erde,
In dem Bettchen kühl.

„Soll ich — ruft er — denn verschmachten
Mitten im Genuß? ICH!
Könnst' zum nahen Bach ich setzen
Doch nur meinen Fuß!“

Ah, kein Helfer ihm erscheint
In der größten Noth
Und der matte Pilger weinet
Sich die Augen roth.

Endlich spricht er: „Meine Seele,
Dir befehl' ich sie,
Herr und Vater; nimm mich gnädig
Aus dem Thal der Müh'!“

Und zum langen, langen Schläfe
Legt er nieder sich,
Betet noch mit schwacher Stimme
Gar herzlichlich.

Da erscheint zu seinen Füßen
Jetzt ein Eber wild;
Will er, Pilger, Dich zerfleischen?
Nein, er ist Dir Schild!

Emsig wühlt er in der Erde
Und nicht lang' er wühlt,
Da das Wasser klar und lustig
Aus der Oeffnung quillt.

Pilger schleppt sich zu dem Brunnlein,
Wo die Hoffnung blinkt,
Wo er an der Gottesgabe
Sich Genesung trinkt.

„Brunnlein, Brunnlein, bist geworden
Lebensborn mir heut'!“
Spricht der Pilger und hoch preis't er
Gottes Herrlichkeit.

Ludwig Büllig.

Das Rügegericht bei Harzgerode.

Aus grauer Vorzeit ragen bis in unsere Tage einige alte hergebrachte Gewohnheiten herüber, welche uns, durch das Alter ehrwürdig geworden, an das Walten unserer Vorfahren erinnern. So unter andern das Rügegericht bei Harzgerode. Es mag wohl mit den Hegungen der Freigerichte der westphälischen Wehme, wovon Sage und Geschichte so viel Schauerliches vermelden, oder mit dem Rügegericht des Roland, dessen Standbild vor den Rathhäusern mehrerer deutschen Städte *), Theils aus Stein, Theils aus Holz geformt, sich befindet, in Verbindung stehen.

Vom ehemaligen Dorfe Volkmannsrode, zwischen Tilkeroode und Stangerode, steht noch die Ruine einer Kirche. Daneben ist ein Jagdhaus und eine alte große Linde, unter welcher das Gericht gehegt wird. Vor diesem Gerichte müssen alle Einwohner der umliegenden Dörfer, deren Besitzungen in Anhalt liegen, erscheinen, ihre Abgaben bezahlen, Klagen anbringen und beantworten, Erkenntnisse befolgen, den deßfalligen Strafen sich unterwerfen u. s. w. Einige Ortschaften müssen Fische oder Geld geben, und in Tilkeroode wird eine frugale Mahlzeit verzehrt.

Der Justizbeamte zieht mit dem Amtschreiber und den Schöppen, begleitet von mehreren Bürgern mit geladenen Gewehren (dafür, berichtet die Sage, sich vor Gericht etwas zutrage, sich deren benöthigten Falls und wenn Jemand, wegen nicht abgeführter Onerum oder sonst begangenen Ungehorsams, mit in das Amt Harzgerode genommen werden solle, zu bedienen) nach dem erwähnten Hause, wo die Unterthanen aus Stangerode, Endorf, Abberode, Tilkeroode und andern Orten, welche in Anhalt begütert sind, oder dem Amte Harzgerode zu Lehen gehen, sich einfinden.

Das Ausbleiben wird zum ersten Male mit drei Groschen und sechs Pfennigen, hernach aber strenger bestraft. Forstpolizeivergehen, Ackerstreitigkeiten u. s. w. gehören vor dieses Gericht.

Das Gericht wird folgendermaßen gehegt und gehalten:

Der Richter. Herr Schöppe! Ich frage Euch im Namen und von wegen des Durchlauchtigsten Herzogs (folgt der Titel), ob ich heutigen Tages ein frei öffentliches Klage- und Rügegericht einem Jeden zu seinem Rechte hegen und halten möge.

Der Schöppe. Herr Richter! Dieweil Ihr die Gnade von Gott und dem Durchlauchtigsten Herzoge (folgt der Titel) habt und Euch die Gerichte befohlen und aufgetragen, so ist es wohl

*) Man sehe das Gedicht: „Der Roland zu Zerbst.“ Seite 17 dieses Werkes. 3.

Zeit und am Tage, daß Ihr ein frei öffentlich Klage- und Rügegericht einem Jedem zu seinem Rechte halten und hegen möget.

Der Richter. Herr Schöppe! Ich frage Euch, wie soll ich höchstgedachtem unseres allerseits gnädigsten Herzogs und Herrn, Herzogliche Durchlaucht, Klage- und Rügegericht einem Jedem zu seinem Rechte halten und hegen?

Der Schöppe. Herr Richter! Ihr sollet es halten nach Urtheil und Recht, Ihr sollet es zum ersten, andern und dritten Male halten und hegen, Ihr sollet gebieten Recht und verbieten Unrecht; Ihr sollet verbieten alle spöttische, höhnische Worte, spitzige scharfe Gewehr und des Dinges Unlust und daß Niemand vor höchstgedachter unserer Herzoglichen Durchlaucht Klage- und Rügegericht in- oder außerhalb der gehegten Gerichtsbank, sein selbst oder eines Andern Wort zu reden, vortrete, er thue solches denn mit Vorbewußt des Richters.

Der Richter. Demnach rechtlich erkannt, daß im Namen und von wegen des Durchlauchtigsten (folgt der Titel) ich ein frei öffentlich Klage- und Rügegericht einem Jedem zu seinem Rechte halten und hegen mag, so will ich dasselbe hiermit im Namen Gottes und höchstgedachter Herzoglicher Durchlaucht einem Jedem zu seinem Rechte halten und hegen, ich will gebieten Recht und verbieten Unrecht, alle höhnische, spöttische Worte, spitzige, scharfe Gewehr und des Dinges Unlust und daß Niemand vor höchstgedachter unserer Herzoglichen Durchlaucht Klage- und Rügegericht in- oder außerhalb gehegter Gerichtsbank vortrete, sein selbst oder eines Andern Wort zu reden, er thue denn solches mit Erlaubniß meiner; demnach mag er wohl vortreten, sein selbst oder eines Andern Wort zu reden, er soll gehört, der Beklagte gefordert, sie beiderseits mit einander verhört und nach Befinden durch ein rechtmäßig Urtheil entschieden werden.

Herr Schöppe! Ich frage Euch, ob ich des Durchlauchtigsten (folgt der Titel) Klage- und Rügegericht einem Jedem zu seinem Rechte genugsam gehalten und geheget habe.

Der Schöppe. Herr Richter! Ihr habet an dieser Gerichtsstätte des Durchlauchtigsten zc. zc. Klage- und Rügegericht also und genugsam geheget, daß Jedermänniglich Recht verstattet worden, ist auch einem Jedem zu seinem Rechte genugsam geheget, wer einem da will Klage zuschicken und zu schaffen hat, mag nach ausgerufenem Gerichte vortreten und seine Nothdurft bescheidenlich vorbringen und suchen.

Nach gehegtem Gerichte:

Der Richter. Herr Schöppe! Dieweil Niemand mehr übrig, der vor des Durchlauchtigsten zc. zc. Klage- und Rügegericht zu Klagen und zu suchen hat, so frage ich Euch, ob ich im Namen Gottes und höchstgedachter Herzoglichen Durchlaucht solches wiederum aufgeben und aufsuchen mag.

Der Schöppe. Herr Richter! Demnach Euch die Macht und Gnade von dem Durchlauchtigsten (folgt der Titel) Höchst-dero Klage- und Rügegericht zu halten und zu hegen, gegeben ist, so habet Ihr auch dasselbe, weil Niemand mehr dafür zu klagen, wiederum aufzuheben, bis höchstgedachte Seine Herzogliche Durchlaucht, unser gnädigster Herr, solches anderweit behuft und bedarft.

Der Richter (stehend). Demnach und bieweil vor des Durchlauchtigsten (folgt der Titel) Klage- und Rügegericht Niemand mehr übrig, welcher zu klagen, zu schicken hat, so will ich dasselbe im Namen Gottes und von wegen des Durchlauchtigsten etc. zu anderweitem Behuf und Bedarf aufheben und aufgeben.

Gott, der Herr, behüte uns vor einem erschrecklichen und ewigen Gerichte.

(A. d. Bernburger wöchentl. Anz.)

Die Erichsburg und die Diddlei-Wiese bei Raguhn und Jesnitz.

Einst bei Raguhn an der Mulde Strand
Das Schrecken des Landes, die Erichsburg, stand;
Heut' grüßt, entflohen den Trümmern,
Ein Gasthof mit freundlichen Zimmern.

Sonst klorrte der Flamberg im düstern Saal;
Heut' läutet bei'm frohen Gesang der Pokal;
Es fliegen in lust'gen Gewändern
Die Tänzer, geschmückt mit Bändern.

Vor grauer Zeit, als das Faustrecht noch galt,
Der Ritter Erich im Hinterhalt
Zum wilden, verwegenen Streite
Hier lauerte listig auf Beute.

Der Wilde war grausam, blutgierig und rauh,
Sein Name Entsetzen dem ganzen Gau,
Die Burg von Schanzen und Gräben,
Von Fluthen der Mulde umgeben.

Da, wo das Schloß der Gewässer bar,
Im Dickicht des Strauchwerks verborgen war
Die Schleuse, das Thal zu besluthen,
Was selten der Feind konnt' vermuthen.

Und wenn zur Belag'ung ein kühnes Heer
Sich lagerte um das Raubnest her,
So brach aus verborg'nem Gehäuse
Verheerend das Wasser der Schleuse.

Wer nicht von dem Hagel der Pfeile zerfezt,
Ward, eh' er's gedacht, unter Wasser gefezt,
Da half weder Schwimmen noch Laufen,
Die Belagerer mußten erfaufen. —

Der Krug geht zu Wasser so lang', bis er springt
Und dann in den Fluthen zu Boden sinkt;
So ward, als auf Raub er gezogen,
Der freche Gefelle betrogen.

Längst hatte dem Buben nachgestellt
Der Fürst des Landes, ein tapferer Held;
Als Erieh entfernt von der Beste,
Da nah'n ungebetene Gäste.

Und rüstig gestürmt wird das Räubernest,
Berschüttet die Schleuse bis auf den Rest,
Und unter Feuer und Flammen
Stürzen Mauern und Thürme zusammen.

Rasch dringet die Kunde zu Erieh's Ohr,
Es eilt mit des frechen Gefindels Corps
Zurück der verweg'ne Gallunke
Nach der Lasterthaten Spelunke.

„Die Burg ist verloren, der Flamme Schein
Durchglüht die Gemächer: laßt tapfer und sein!“
Ruft er; — „laßt die Schätze und retten!
Die Rüden macht los von den Ketten!“

Von Waffengeklirr' und von Rüdengebell'
Hallt das Thal, und die Nacht, gleich dem Tage, ist hell,
Vor der Flamme grellem Gesunkel
Ist gewichen im Umkreis das Dunkel.

Verzweifeln kämpft Erieh mit seiner Schaar,
Und der Doggen Meute Paar bei Paar
Mischt beißend sich unter die Streiter
Und kämpfet trotz Fußvolf und Reiter.

Ja, hätte der Freche für Recht und Gut
Gewagt seine Faust als der Unschuld Gut,
So müßte, dem Wand'rer zur Lehre,
Sein Denkmal hier prangen in Ehren!

Doch nächtlich bei Uhu- und Rabengekrächz',
Bernimmt man der sterbenden Räuber Geächz',
Das Rüdengebell' und Getümmel,
Bemerkt man der Reif'gen Gewimmel.

Es war gefallen die arge Brut,
Doch sieht noch Erieh mit kühnem Muth,

Zwei Doggen ihm kämpfend zur Seite,
Verzweifelt im blutigen Streite.

Da ruft er: „Wißt, daß ich Erich war,
Es soll nicht, wie meine tapfere Schaar,
'ne menschliche Waffe mich tödten,
Nie Schmach meine Wangen erröthen!“

Hui, donnernd zerspringt des Bodens Grund,
Es gähnt aus der Tiefe ein finsterner Schlund,
Hinein ist Herr Erich gesprungen,
Es hat ihn die Erde verschlungen.

Sach von der Meute ein Doggenpaar
Versank neben ihm mit Haut und Haar;
D'rauf schallt ein teuflisches Lachen
Herauf aus des Abgrunds Rachen. —

Der Jubel durchtönt das schöne Thal,
Als am Morgen von Jesnik der Bürger Zahl
Den Siegern entgegen gezogen
Bis zur Mulde kräuselnden Wogen.

Wo auf grünem, duftendem Wiesenplan
Die Mädchen mit Kränzen den Helden sich nah'n,
Da wirbelt im Tanze der Reigen
Nach dem „Heididlumdei“ der Geigen.

Es jodelt „Heidideldum“ der Gesang
Im Tanz nach der Instrumente Klang;
Und das Lied kam von Munde zu Munde
Bis auf uns als fröhliche Kunde.

Wo aber gefallen der Feinde Troß,
Steht heute das Gasthaus zum alten Schloß,
Dasselbst trotz nächtlichem Grauen
Sich fröhliche Zecher erbauen!

Friedrich Strahmann.

Anmerkung. Wo die Burg gestanden, befindet sich jetzt ein Gasthaus, das alte Schloß genannt. Wenn man von Raquhn an der Mulde aufwärts geht, so kommt man an eine große Wiese dicht vor Jesnik, welche den Namen: „Diblei“ führt, was im Bezuge zu obiger Begebenheit stehen soll.

St.

Der Nixensumpf bei Groß-Röhnan.

Hart am Eingange zum Röhnaer Garten von der Dorfseite her liegt ein ziemlich kreisrundes, scheinbar unbedeutendes, früher mit uralten Kopfweiden ringsherum bekränztet Wasserloch mit steilen Ufern und schwärzlichem Wasser, wo außerhalb des Tiefsessels die prächtigsten Secrosen (*Nymphaea alba*) zu ihrer Jahreszeit blühen und mit ihrem fast unwiderstehlichen Zauber zum Abpflücken einladen; — es ist dieses Loch nach der dortigen Benennung der sogenannte Nixensumpf. — In früherer Zeit war dieses Loch wegen seiner jähen Ufer und ungemeinen Tiefe höchst gefährlich; jetzt wird es als Viehtränke benutzt; seine Ufer haben jetzt eine, sich sanft nach innen neigende Abdachung erhalten, und nach und nach wird das berühmte und von jeher so gefürchtete Wasserloch gänzlich versanden. Seinen Namen und größte Berühmtheit hat es von einer Nixenfamilie, welche sich hier niedergelassen und den Mittelpunkt des Loches oder den großen Tiefsessel desselben bewohnt haben soll, erhalten; denn alle die Opfer, welche darin ertranken und fast größtentheils Kinder waren, wurden durch die herrlich blühenden Secrosen angelockt und dann unerwartet von den Nixen in die schwarze, grausige Tiefe dieses Wasserloches hinabgezogen. Eine kurze Beschreibung dieser wunderbaren Amphibien in Menschengestalt, wie sie vor den Zeiten der bessern Aufklärung ihr Wesen trieben, wird hoffentlich dem geneigten Leser nicht ganz unwillkommen sein, zumal da jetzt weit und breit kein Exemplar mehr zu sehen ist und gewiß alle sich in die tiefsten Tiefen ihrer frühern Behausungen hinuntergezogen haben mögen.

Nach den glaubwürdigsten und zuverlässigsten Ueberlieferungen, den höchsten Wahrheitsbetheuerungen der abergläubigsten Fischer, Hirten, Nachtwächter und Kindermuhmen, waren diese Nixen gefallene Engel, welche den frühern Ort ihrer Glückseligkeit verwirrt hatten und der Erde wieder zugewiesen waren. Sie konnten den beneidenswerthen Ort ihres frühern Aufenthaltes wieder erlangen, wenn sie dem Himmel eine bestimmte Anzahl unschuldiger Erdenbewohner zuführen würden, und um ihnen die Möglichkeit zu dieser Ausführung zu geben, so waren sie von einem höhern Wesen, welches auch Engel richten kann, größtentheils zu Bewohner solcher Wasser bestimmt, wo die oben erwähnten prächtigen Wasserrosen wachsen und blühen. Der Reiz dieser Blumen war besonders für Kinder sehr anziehend, und da auch damals schon die kleinen Kinder für die schuldlosesten Erdenbewohner gehalten wurden, so mußten diese durch ihren Tod zur Erlösung der verbannten Nixen beitragen, welche dann auf diese Art den Himmel bereicherten. Nach den schon früher erwähnten Gewährleuten hatten diese Nixen die größtmögliche Aehnlichkeit mit einem Zwergmenschen. Ein ungewöhnlich starker Kopf mit

großen, schwarzen, rollenden Augen waren die ersten Kennzeichen; sie bedurften keiner Nahrung, wohl aber der Kleidung, sprachen den herrschenden Dialect, gingen besonders zur Regenzeit gern zu Märkte und waren sogar mitunter in den Häusern der Dorfbewohner anzutreffen; dabei hatten sie das Eigenthümliche, daß sie stets jung blieben. Man erkannte ferner ein Nirenmännchen an dem nassen Saume der Beinkleider und ein Nirenweibchen an dem nassen Saume des Rockes. Wer ihnen nichts zu Leide that, den ließen auch sie in Frieden; nur waren sie verrufen, daß sie gern die am Wasser spielenden Kinder listig hineinzögen und daß sie nicht selten die Wiegen der Wöchnerinnen besuchten, dort unbemerkt die Kinder herausnahmen und dafür die ihrigen hineinlegten. Auf trockenem Lande hatten sie Furcht vor den Menschen und waren diesen auch untergeordnet; aber in ihrem Elemente, dem Wasser, hatten sie eine außerordentlich-furchtbare, fast an Allmacht streifende Gewalt über Alles, was im Bereiche desselben durch Lockung oder Zufall sich näherte. Ja, ihre ausgedehnte Macht erstreckte sich bisweilen nicht allein auf das Gebiet ihrer Niederlassung, sondern sogar alle stehende und fließende Wasser, Brüche, Brunnen und zur Regenzeit alle Pfützen und Fußstapfen, welche mit Wasser angefüllt wurden, waren von ihrem Dasein im Umkreis einer halben Stunde Weges wie electrifizirt, und konnten sie aus Rache ihre Opfer selbst in der geringsten Quantität Wasser ängstigen, verfolgen und — sogar tödten. Man höre ein Beispiel und urtheile selbst über die Größe ihrer ausgedehnten Macht und Wirkung. —

An einem herrlichen Juni-Morgen weidete ein Schäfer seine Wollenherde in der Nähe des berühmten Sumpfes, und da das gefürchtete Wasserloch von jeher von Menschen so viel als möglich gemieden wurde, so war es ganz natürlich, daß auch hier der Graswuchs üppiger, als anderswo, stand. Der Schäfer, ein dreister und verschmitzter Mensch, welcher sich schon längst vor Niren nicht fürchtete, schlenderte seiner weidenden Herde mit Aufmerksamkeit nach und hatte eben die größte und stärkste Kopfweide aus der Umgebung des Loches sich ausersehen, um in deren Schatten sein Frühstück zu essen, als er mit einem Male eine ungewöhnliche Bewegung in seiner Herde bemerkte. Ein lichter Schein verbreitete sich über den Spiegel des Wasserloches, die Mitte desselben schien sich kegelförmig zu heben, und in demselben Augenblicke entstieg dem Wasser eine jener Gestalten mit einem rothen Kleide unter dem Arme und nahm Platz auf dem Kopfe der größten daselbst stehenden Weide, in deren Schatten der Schäfer sein Frühstück zu verzehren gedachte. Nur wenige Schritte waren brüde von einander getrennt. Das Nirenmännchen befah' nun sein mitgebrachtes Kleid, und da dasselbe an mehreren Orten durchlöchert war, so sprach es für sich selbst, die schadhafte Stellen mit dem Finger anzeigend: hier muß ein Nagel (Klick), da muß ein Nagel, dort muß ein Nagel d'raufgesetzt werden. Der Schäfer hört und sieht Alles, was hier vorgeht, lacht innerlich, schleicht sich

im Rücken des sitzenden Nixen heran und versetzt aus Schalkheit dem Hintertheil desselben mit seinem Schäferstabe einen gewaltigen Schlag, die Worte sichernd hinzufügend: „Und da muß auch ein Pagen hin!“ — Von Ueberraschung, Schreck und Schmerz erfüllt, thut der Nix einen lauten Weheruf und einen ungeheuern Sprung, der Tieffessel des Loches senkt sich trichterförmig, und unter furchtbarem Säusen und Brausen im Wasser, dem Schäfer die zornigen Worte zurufend: „Dir will ich's gedenken!“ verschwindet das Nixchen, sich die hart getroffene Stelle reibend, in seinem Elemente. —

Der Schäfer stand anfänglich von Allem, was er sah, ganz überrascht da, lachte aber nachher wie ein Schalk über den gelungenen Streich, welchen er dem Nixen gespielt hatte, und dachte auch bald nicht mehr an die gegen ihn gerichtete Drohung. Leider wurde er sehr bald gewahr, daß der rachsüchtige Nix ihm fast überall Besorgnisse mache und ihn ängstige. Ein frischer Trunk Wasser zur Sommerzeit, welcher Andern Labung und Stärke gewährte, brachte bei ihm Uebelkeiten, Erbrechen oder inneres Bauchgrimmen hervor, und so behutsam er auch immer in der Wahl seines Getränks war, so wurde er dennoch von seinem unversöhnlichen Feinde immer mit Schlaubeit überlistet. Er trank von nun an äußerst wenig, und das wenige Getränk, welches er zu sich nahm, verschaffte er sich von solchen Orten, die ziemlich weit entfernt und nicht mehr im Bereiche seines Gegners lagen. Einst hatte er mit einem andern Schäfer seine Heerde beisammen geweidet und beide hatten ihr Getränk in einer Schäferkarre aufbewahrt; in der Abenddämmerung, wo ihm Durst ankommt, versieht er sich, nimmt anstatt seiner mit verdünntem Weinessig gefüllten Flasche die mit Quellwasser angefüllte Flasche seines Kameraden, um einige Züge zu thun; doch kaum hat er die Flasche zum Munde geführt, als er einen furchtbaren Stoß von unbekannter Macht erhält und gleich darauf ein höhnisch-gellendes Gelächter vernimmt; das getrunkene Wasser kommt ihm mit Blut vermischt zu Mund und Nase herausgestürzt und die vier Vorderzähne waren durch den gewaltigen Stoß des Flaschenhalses weggesprungen. Unser Schäfer sah sehr bald ein, daß er, wenn er auf diesem Dorfe bleiben würde, über kurz oder lang einem schmachlichen Tode entgegen gehen könnte, deshalb entschloß er sich, seinen Dienst zu kündigen und in weiter Ferne sich wieder zu verdingen. Jahrelang lebte er auf einem drei Stunden entfernten Dorfe, von der bösen Kraft unangefochten, und glaubte schon, es sei Alles vorbei und vergessen, nur bei unserm Nixen war noch kein Gras über die an ihm verübte Schalkheitsthat gewachsen. Bei einem Besuche, den er zur Sommerzeit bei seinen Verwandten in Groß-Kühnau abgestattet hat, überrascht ihn auf dem Wege zur Heimkehr ein starkes Gewitter mit Platzregen und nöthigt ihn und seinen Freund, welcher ihn ein Stück Weges begleitet, unter einen Baum zu treten. Das Gewitter zieht segnend vorüber, und der herrlichste Sonnenschein verwandelt alle Regentropfen an Bäumen, Gesträuchen und Gräsern in goldene glänzende Perlen. Län-

gere Zeit hatte er schon Durst empfunden, allein in solcher Nähe wagt er es nicht, und wäre es auch nur mit Regenwasser, ihn zu stillen. Endlich ist er über eine halbe Stunde von Kühnau entfernt; ein brennender Durst reißt ihn auf und verzehrt seine Kräfte; er muß entweder sehen, wo er zu trinken bekommen kann, oder verschmachten. Auf einem Fahrwege hat sich ein Kosschuh tief in den Boden eingedrückt und steht voll des reinsten Regenwassers. Hier kann er nicht länger widerstehen; er breitet sein Schnupftuch darüber, um zu trinken und sich zu stärken; aber kaum haben seine Lippen das Wasser berührt, so läßt sich ein schrillendes Gelächter hören; ein ungeheurer rother Arm von der Stärke einer Ackerwalze steht auf seinem Nacken; Wasserwogen quellen unter entsetzlichem Rauschen hervor: die Kosschuh voll Wasser wird ein Teich, welcher in eine wirbelnde Bewegung geräth und unter Summen Alles mit sich fortreißt und verschlingt. Den Begleiter unseres Schäfers überfällt eine Furcht und ein Grausen; er kehrt um und läuft den nächsten Weg nach Hause, wo er zugleich aus unbekanntem Munde die schrecklichen Worte vernimmt: „Und hier muß auch ein Pagen her!“ — Mit Entsetzen erzählt er in seinem Orte das Gesehene. Einige beherzte junge Leute machen sich mit ihm auf den Weg dahin; sie finden den Schäfer mit dem Gesicht in der von Wasser angefüllten und mit dem Schnupftuche überdeckten Kosschuh ertrunken liegen und können sonst nicht die mindeste Spur einer Gewaltthätigkeit an seinem Körper entdecken; er war todt! Welche entsetzliche und furchtbare Rache! — Glende Possen! närrisches Zeug! die ganze Erzählung, — wird mancher der geehrten Leser, welche sich überwinden können, bis hieher zu lesen, ausrufen: schämt sich der Verfasser nicht, uns solche Albernheiten zu erzählen? — Es ist ein Hirngespinnst und auch nicht eine einzige Silbe davon wahr! Allein es ist nun einmal Sage geworden und noch heutigen Tages heißt das berühmte Wasserloch: „Der Kirensumpf,“ und der Platz, wo unser Schäfer seinen Tod gefunden haben soll: „Die Schäferwiese“.

Ebenhahn.

Die Kirmes.

In einem anhalt=deßauischen Dorfe war Kirmes. Bevor wir jedoch erzählend hier auftreten, wollen wir erst die Entstehung dieses Festes unsern Lesern in der Kürze mittheilen.

Alle Völker des grauen Alterthums hatten die Gewohnheit, nicht nur ihre Tempel, Altäre und Haine, sondern auch die bei ihrem Gottesdienste gebraucht werdenden Gefäße und andere dazu gehörige Dinge einzuweihen, d. h. durch besondere Ceremonien zu ihrem Gebrauche zu widmen. Die Christen ahmten ihnen hierin nach, indem sie nicht nur ihre Kirchen, sondern auch Altäre, Taufsteine, Glocken u. s. w. weih'ten.

Das eigentliche Kirchweihfest stammt aus dem vierten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung her und das erste Beispiel einer besondern Kirchweihe gab der Kaiser Konstantin. Dieser ließ um's Jahr 335 über das Grab Christi zu Jerusalem eine schöne Kirche erbauen und verordnete nach Einrichtung derselben eine feierliche Einweihe, die mit Gesang, Gebet, Austheilung der Sacramente und andern außerkirchlichen Freudenbezeugungen, in Gegenwart vieler Bischöfe und anderer Personen aus den entferntesten Gegenden, vollzogen wurde. Seinem Beispiele folgten mehrere Gemeinden und von nun an wurden alle Kirchen auf eben diese Weise eingeweiht, alljährlich aber feierte man den Gedächtnistag dieses Ereignisses. Man pflegt das Kirchweihfest auch die Kirchmesse und im gemeinen Leben, wofern man besonders die, an diesem Feste gewöhnlichen Vergnügungen andeuten will, die Kirmeß (Kirnse) zu nennen, weil es in der römischen Kirche üblich ist, zum Andenken der Stiftung und deren Einrichtung eine Messe (Kirchmesse) zu halten.

Die Kirchweihfeste dauerten, nach Konstantin's Anordnung, jedes Jahr acht Tage. Sehr gut ist es für die Kirmeßväter, daß diese acht Tage auf drei reducirt sind, denn sonst möchten sie noch mehr Veranlassung haben, mit jener Kirmeßmutter auszurufen:

Gelobt sei Gott! Es ging der letzte Gast!
Getragen ist des Jahres größte Last!
Sechs Flaschen und zwei Braten blieben über
Zum guten Tag für Dich und mich, mein Lieber.

In einem anhalt=deßauischen Dorfe war, wie wir bereits oben gesagt haben, Kirmeß. Mehrere Wochen vorher schon hatten die Kinder, im Vorgeschmacke der, ihrer harrenden Genüsse, gesungen:

Wenn Kirmeß ist, wenn Kirmeß ist,
Dann schlachtet mein Vater den Boß,
Dann tanze ich, dann tanze ich,
Daß wackelt mir der Rock *).

Im ganzen Orte duftete es nach Gänse- und Schweinebraten, nach Kuchen und dergleichen, den Gaumen kitzelnden Sachen und eine Bande Musicanten quälte sich ab, den rostigen und bestaubten, von Meister Dlim's Hand gefertigten Instrumenten Töne zu entlocken. Jubel, Sang und Klang herrschten besonders in der Schenke. Dorthin war Alt und Jung geeilt, jene, um sich beim Kartenspiel und bei einem Glase Nordhäuser güttlich zu thun, diese, um, nach den Klängen der mit den Noten totaliter zerfallenen Bierfiedler, in bunter Reihe die Wohlthat eines russischen Dampfbades zu genießen. Hopsen und Walzer, sogenannte Todtmacher, ließen den Schweiß, einem Bächlein gleich, aus den Poren strömen und dennoch wurde man dieses, den Winter mit

*) Aus einem alten Volksliede. — Daß in unserm Anhalt die alten Volkslieder schlafen gegangen sind, ist sehr zu bedauern. Wenigstens haben die Herausgeber dieses Werkes, aller Mühen ungeachtet, nichts weiter als obigen Vers ausbeuten können.

Gewalt in den Frühling hereinziehenden Vergnügens nicht satt. Im Hintergrunde aber saß, in einen Winkel gehockt, grinsend und sarkastisch lächelnd, der — Tod, auf die überreiche Ernte schon im Voraus sich freuend, die ihm hier entgegenreifte.

Und siehe, an der Hand ihres Tänzers einher stürmend, wie eine Bacchantin, knickte sie plötzlich zusammen, eine vom Sturme gebrochene Rose, die schönste der Jungfrauen, die Lust und Freude hier versammelt hatten. Eine Leiche hielt ihr Tänzer hier im Arme; todt war Elisabeth, die Hoffnung armer betagter Eltern!

Aus dem Freudenhause war ein Trauerhaus, aus den heistern Klängen ein Grabgesang geworden!

Nur einmal noch wurde im Dorfe die Kirmes und dann nie wieder gefeiert. Als nämlich im darauf folgenden Jahre die jungen Leute den Kirmestanz, des tragischen Vorfalles ungeachtet, wie früher begingen und vom nahen Kirchturme mit schauerlichen Schlägen die Glocke die elfte Stunde ertönen ließ, da, zur Zeit der grausigen Mitternacht, da erschien sie, die bleiche Gestalt, mitten unter den Tänzern, hob dreimal den Finger warnend in die Höhe und verschwand. Angst und Schrecken überfiel die Gesellschaft und Alle beeilten sich, der Warnerin zu gehorchen, obgleich der Wirth, die Schlappe, die seinem Geldbeutel dadurch gebracht würde, wohl erwägend, alles Mögliche that, die Erscheinung Elisabeth's einem muthwilligen Streiche zuzuschreiben.

Ludwig Büllich.

Der Friederikenberg, unweit Bербst.

Hier auf diesem schön begrünten Hügel,
 Wo mich tiefe Stille rings umfaßt,
 Die mit ihrem weichen Seraphsflügel
 Meinen Geist in tiefes Sinnen senkt,
 Wo die Ruh' nur stört der Winde Fächeln,
 Wie den Ernst verschleicht ein sanftes Lächeln —
 Winkt' ein Schloßchen freundlich einst von fern
 Aus der Waldung, wie ein lichter Stern.

Vom erhabenen Gemahl *) voll Liebe
 Einer edeln Fürstin einst geweiht,
 Stand es da, daß es ein Denkmal bliebe
 Ihres Namens für die späteste Zeit.
 Doch wie seines Gründers Stamm verschwunden,
 Hat es auch des Schicksals Hand empfunden,
 Denn verweht ist seines Daseins Spur,
 Wen'ge Ueberreste siehst Du nur.

*) Von Fürst Johann August im Jahre 1704 erbauet.

Und des Schlingkrauts dünne Fäden ranken
 Auf sich zu der Bäume grünen Nacht,
 Unkraut wuchert, hohe Gräser schwanken,
 Wo des Gartens Anmuth einst gelacht,
 Wo einst der Orangebäume Düste
 Fernhin trugen schmeichelnd laue Lüfte,
 Wo des Springquells Silbersäule floß
 Und in Marmorbecken sich ergoß *).

Einst bewegte sich ein heit'res Leben,
 Als das Schloß noch unser Fuß betrat,
 Fröhlich sah' man hier die Tänzer schweben,
 Wenn das schöne Pfingstfest sich genah't. —
 Deb' und still ist Alles jetzt, nur Klagen
 Säuseln um mich von verflung'nen Tagen,
 Vögelschaaren zieh'n zum Hügel her,
 Doch die Zinnen finden sie nicht mehr.

Ach, so ist nichts Bleibendes hienieden,
 Was uns schwand, es lehret nie zurück;
 Dauernd blüh't und hier kein Seelenfrieden,
 Rein und ungetrübt kein Lebensglück.
 Auf der Freude duft'ge Rosenmatten
 Wirft das Leben seine düstern Schatten,
 Den Altar, den Du dem Glück geweiht,
 Stürzt die unerbittlich strenge Zeit.

Selbst der Ruhm ist eine Seifenblase,
 Seine Stütze die Vergänglichkeit;
 Mit dem abgelauf'nen Stundengläse
 Steht vor uns der Genius der Zeit.
 Un'rer Jugend schönster Traum verblühet
 Und die Brust, die heiß empfand, verglühet,
 Auch die reizumflöß'ne Wange bleicht,
 Ueber die des Alters Furche schleicht.

Täuschung birgt sich hinter Lichtgestalten,
 Jede Hoffnung findet bald ihr Grab,
 Des Geschicks dämonische Gewalten
 Pflücken un're Lebensblüthen ab,
 Und wir selbst, vom Zeitstrom fortgerissen,
 Wallen ewig hier in Finsternissen. —
 Irdisches zerfließt, wie leichter Schaum,
 Und das Leben ist ein schwerer Traum.

Dr. Carl Emil Giesecke.



*) Nach Beckmann's Chronik von Anhalt, Th. II. S. 431, befanden sich früher Springbrunnen und Wasserbecken im Garten des Schloßes.

Epilog.

Wir seh'n am Ziel, die Harfe ist verklungen;
 Wohl schlug die Saiten freudig uns're Hand,
 Galt doch, was wir aus voller Brust gesungen,
 Dir, Anhalt, Dir, dem theuern Vaterland!
 Ihm brachten wir des Liedes Huldigungen,
 Das Kränze schon um uns're Wiege wand,
 Wenn auch, des Lenzes Blütenmai entrückt,
 Des eh'rnen Schicksals Stürme sie zerpfückt.

Doch blüh't nicht in des Sängers Phantasieen
 Ein ewig grüner Lichtumstoff'ner Kranz,
 Strahlt nicht der Lenz mit seinen Melodieen,
 Mit seinem Duft in ungetrübtem Glanz,
 Füllt nicht das Zauberland der Harmonieen
 So wunderbar ihm Herz und Seele ganz?
 Ja, was ihm blüh't, die Stirn ihm zu umwallen,
 Wird nimmer, nimmer wird's in Staub zerfallen!

O, mög' auch das, was freudig ist erstanden
 In seines Herzens tief geborg'nem Schrein,
 Was Lieb' und Lust zu heitern Kränzen wanden,
 Euch mit der Harfe inn'gem Gruß zu weih'n,
 O, mög' es von des Todes eis'gen Wanden,
 Getreten, ach, kaum in das Leben ein,
 Umschlungen nicht und nicht vernichtet werden;
 Dies ist des Sängers höchster Wunsch auf Erden.

Ein Wunsch, gar kühn, den wir im Herzen tragen
 Und dem, wie ahnend es die Brust erfüllt,
 Ach, der Erhörung gold'ner Morgen tagen
 Nie wird, der nimmer, nimmer wird gestillt!
 Doch sei's! Darob wir wollen nicht verzagen;
 Ihr waret ja so gütig und so mild,
 Habt, was wir brachten, freundlich aufgenommen;
 O, dürfen, dürfen wir wohl wiederkommen?

Friedrich Stahmann und Ludwig Bülich.



Inhalts: Verzeichniß.

	Seite.		Seite.
An die Sage	1	Die Kirchrüne b. Schlewipp-Gröna	122
Das Anhaltische Wappen	3	Pilsenhöh, unweit Götzen	123
Der wilde Martin	4	Sebastian's Mühle	124
Das Buch von der Belagerung	7	Der Kiet in Pot zu Zerbst	132
Der schwarze Hund zu Rienburg	13	Der Fleischer und sein Hund	134
Der Heiligenstein bei Baasdorf	16	Johann Arnd's Paradiesgärtlein	136
Der Roland zu Zerbst	17	Die Buramühle im Einethale	137
Der heilige Born bei Götzig	18	Die Bläsjungfer	141
Fürst Georg, der Starke, u. der Bär	19	Kaiser Karl IV. Oberrod	145
Der Mädel sprung	19	Prinzessin Lutrud zu Anhalt	146
Die Weiberherrschaft zu Zerbst	21	Die Kältsburg bei Kliesen	147
Der Eulenspiegelthurm zu Bernburg	21	Die Quelle auf dem Christenberge in Oberhessen	149
Der heilige Jobütte	23	Herr Nicert und der Saatanz	164
Die drei Steinkreuze in der Stadt- mauer zu Zerbst	24	Die Teufelsmühle bei Gernrode	165
Die wandernde Jungfrau d. Burghals	26	Die Tanzwiese	168
Das Kloster zu Hecklingen	33	Der Pfingstanz	169
Der Fährichsberg	35	Die Teufelsmauer	171
Büße a. d. Leben des Herzogs Leopold Friedrich Franz zu Anh. Dessau	36	Der Rautenfranz	171
Fürst Joachim Ernst zu Anhalt	39	Die Pfauwedel i. Anhalt. Wappen	175
Fürst Ernst zu Anhalt	40	Das wendische Luf	176
Der Mädel sprung bei Kl. Schierstedt	42	Fürst Wolfgang zu Anhalt	177
Die Schlangenburg bei Kliesen	44	Die irrende Jungfrau im Waldersee	180
Der Weinberg bei Gr. Mühligen	45	Der Schag im Anhalts-Brunnen	185
Die Wendenschlacht bei Götzen	46	Schön-Kennchen	187
Der Frohnenpfennig zu Rienburg	47	Die Münze zu Zerbst	189
Der Thomaspennig	48	Der schwarze Tod zu Götzen	189
Das Kreuz am Galbeschen Wege	55	Die Schloßjungfer auf der Güntersb.	190
Die Gegensteine bei Ballenstedt	57	Die Gregorgrube bei Gernrode	197
Die Rutenburg bei Sanderleben	61	Die sieben Steine bei Preußlig	198
Der Tanzplatz bei Köbick	83	Die Schenke zu Breitenstein	199
Der Hudenstein bei Rienburg	88	Der Matthiastümpel	200
Der Schwedenstein bei Götzig	88	Fürst Wilhelm von Anhalt	202
Gustav Adolph in Anhalt	90	Fürst Siegmund's Söhne	203
Fürst Johann v. Anhalt u. D. M. Luther	91	Die Beteiche	205
Das Grabmal des Königs Bucico	93	Fürst Leopold	207
Der Musikantensteg bei Gernrode	97	Die Schlacht am Welpsholze	209
Die Burg zu Roslau	99	Das Buch vom Steingriffe	212
Fürstin Agnes v. Anh. u. d. Friedländer	100	Die Grafen von Fretleben	219
Philadelphia und der Holzbauer	101	Anhalt, das treue Blut	222
Der Heckelmann	102	Der Brotstein bei Opperde	223
Der Ring der Frau Kröte im Schlosse zu Dessau	103	Bathildis von Ballenstedt	225
Das Bergmännlein	106	Paul von Berge	227
Die Butterjungfer zu Zerbst	107	Der Nonnenschleier	228
Die Sage vom Doctor Faust	108	Die Sanct Jacobskirche zu Götzen	245
Doctor Faust	113	Der arme Heinrich	246
Die Sage v. Teufelskeller b. Wulfen	114	Die Sieben-Brünnen bei Götzen	248
Der große Stein am Teufelskeller	117	Der Sauborn, unweit Götzen	255
Der Teufelsstein bei Zerbst	118	Das Rügegericht bei Harzgerode	257
Die Kirche zu Warmisdorf	119	Die Erichsburg und die Diblei-Wiese	259
Der Rangstreit in der Kirche zu Schortewitz	121	Der Nixensumpf bei Groß-Rühnau	262
		Die Kirmes	265
		Der Friederikenberg, unweit Zerbst	267
		Epilog	269

